

Inger König

# S-Bahnschritt und Aktentasche



Konsequent in hugenottischer Tradition,  
der Lebenslauf des Heinz George  
(1906 – 2003)

Inger König

## **S-Bahnschritt und Aktentasche**

Konsequent in hugenottischer Tradition,  
der Lebenslauf des Heinz George (1906 – 2003)

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen : Cuvillier, 2008

978-3-86727-700-6

Titelfoto:

Dr. Heinz George auf der Ebertstraße, nahe dem Brandenburger Tor,  
nach dem Abriß der Berliner Mauer, 1993

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2008

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

[www.cuvillier.de](http://www.cuvillier.de)

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2008

Gedruckt auf säurefreiem Papier

978-3-86727-700-6

## Inhaltsverzeichnis

Der Nachlaß .....	7
-------------------	---

### Teil 1

Die Hugenotten in Berlin, die Familie George und die französisch-reformierte Kirche .....	11
--	----

Kindheit und Jugend (1906 bis 1925).....	20
---	----

Studium, Berufsbeginn und die große Liebe (1926 bis 1934).....	43
---	----

Beruflicher Aufstieg und die Gründung seiner Familie im großdeutschen Reich (1935 bis 1942).....	50
---	----

Heinz Georges Militäreinsatz im unerschütterlichen Glauben an den Endsieg (1943 bis 1945).....	83
---	----

• Die letzten Tage von Königsberg (29. 3. bis 10. 4. 1945) .....	107
--	-----

In sowjetischer Kriegsgefangenschaft – Selbstdisziplin und sein Umgang mit der russischen Mentalität (1945 bis 1949) .....	120
---	-----

• Der Marsch in die Gefangenschaft (10. 4. bis 17. 5. 1945) .....	120
---	-----

• Die ersten Tage in Reval .....	140
----------------------------------	-----

• Weihnachten in russischer Kriegsgefangenschaft.....	145
---	-----

- Verlegung von Reval nach Kohtla Järve.....156
- Die Berliner werden zuerst entlassen .....158
- Im Revaler Lager Pirata .....159
- Die Schulung beginnt.....161
- Schulungsalltag.....163
- Zwei gefährliche Klippen .....164
- Abschluß des Kursus .....166
- Die letzten Vorbereitungen .....168
- Die Abfahrt.....169
- Die Fahrt bis Brest .....171
- Brest.....172
- Nach Frankfurt.....173
- Die Entlassung .....174
  
- Die große Enttäuschung.....176
  
- Fotos: 1906 – 1949.....185

## Teil 2

- Vater und Tochter .....199
  
- Der Familienmensch.....222
  
- Seine Beurteilung politischer Ereignisse (1953 bis 1993).....234
  - Der 17. Juni 1953 .....234
  - Ein Nachmittag im Park von Sanssouci am 13. Mai 1961.....238
  - Der Mauerbau am 13. August 1961 und die Tage danach .....242

- Die Ereignisse des 9. November 1989 .....259
- Ein Ausflug in die nördliche Umgebung von Berlin am 3. September 1990...266

„Ich lebe, um zu arbeiten“ .....272

Freizeit – dennoch!.....286

Sparsamkeit und Konsequenz.....304

„Das Alter drückt“ .....311

Sein Glaube an Gott .....325

Epilog.....334

Fotos: 1950 – 2003 .....335

## Anhang

Zeittafel .....343

Seine Werke .....349

Stammbaum der Familie George .....355



## Der Nachlaß

Mein Vater, Dr. Heinz George, der in Berliner Wirtschaftskreisen anerkannte und bis ins hohe Alter tätige Fachmann für Rechts- und Steuerwesen – sein „Markenzeichen“ waren die Publikationen *Berliner Steuerpräferenzen* – hinterließ nach seinem Tod mit 97 Jahren eine Sammlung bündel- und päckchenweise sorgfältig verschnürter zum Teil sehr vergilbter Papiere. Dazu gehörten Briefe seiner Vorfahren, Nachfahren der Hugenotten, die 1685 durch das Edikt von Potsdam nach ihrer Flucht aus Frankreich Aufnahme in Berlin durch den Großen Kurfürsten gefunden hatten. Schon sein Vater, Richard George (1866 – 1925), hatte Briefe von Verwandten, die teilweise bis auf das Jahr 1770 zurückgehen, seiner Eltern, Geschwister und die gesamte Korrespondenz mit seiner zukünftigen Frau Elisabeth Moser sorgfältig aufbewahrt. Daneben fand ich den fast vollständigen Briefwechsel meiner Eltern, den sie während der Zeit, als mein Vater mit meiner Mutter verlobt und verheiratet war, geführt hatten. Besonders umfangreich ist er in dem Zeitraum vom April 1943 bis zum Kriegsende 1945 gewesen, als er zum Militärdienst eingezogen worden war. Ein weiteres Päckchen enthielt seine von meiner Mutter aufgehobenen Karten und Briefe, die er während seiner russischen Kriegsgefangenschaft von 1945 bis 1949 an sie geschrieben hatte.

Da weder seine zweite Frau Monika noch mein Bruder Wert auf diesen geschriebenen Nachlaß legten, landeten die Bündel und Päckchen in einem großen Karton bei mir zu Hause. Außerdem fand ich darin viele teils uralte Fotos meiner Vorfahren und aus der Kindheit und Jugend meines Vaters. Allmählich gelang mir beim Lesen der historischen Unterlagen, die verschiedenen Verwandten den Fotos zuordnen. Erschwerend kam für mich beim Durchsehen der alten Papiere hinzu, daß die meisten in deutscher Schrift, in Sütterlinschrift, verfaßt waren, die ich leider kaum entziffern konnte. Dennoch las ich mich ein und je nach Deutlichkeit der Schrift gelang es mir, den Inhalt der Texte zu erfassen. Am einfachsten und sehr spannend zu lesen waren für mich

die Briefe meiner Mutter, die sie mit Schreibmaschine an meinen Vater an die Front geschrieben hatte. Meine Kindheit im Alter zwischen fünf und sieben Jahren wurde vor mir lebendig. Denn meine Mutter hatte fast jeden zweiten Tag ihre Erlebnisse während der Zeit der Evakuierung Berlins, die wir in Posendorf bei Dresden verbracht hatten, mit allen Sorgen, Nöten, aber auch Freuden detailliert ihrem geliebten Mann geschildert.

Das war aber noch nicht alles, was ich in dem Nachlaß-Karton beim Durchstöbern gefunden habe. Ich entdeckte Schriftstücke, die mein Vater mit „Erinnerungen“ betitelt hatte. Das sind Erlebnisberichte besonders politischer Ereignisse, die er im Ruhestand nach seinem Tagebuch verfaßt hatte, das er fast sein ganzes Leben lang in Stenographie „Stolze Schrey“ geführt hatte. Ausführlich sind darin die Schilderungen seiner letzten Kriegstage in Königsberg ausgefallen, bevor er dort in Gefangenschaft geriet, und das Lagerleben bis zu seiner Entlassung.

Ich wußte von ihm, daß er sein Leben in Form einer Biographie festhalten wollte. Mehrmals hatte er mir zu Lebzeiten davon erzählt. Er hat es nicht mehr geschafft, dieses Vorhaben zu verwirklichen. Durch mein Auffinden seiner schriftlichen „Erinnerungen“ und aller gesammelten Unterlagen ist mir klar geworden, daß er es wirklich vorgehabt hatte. Darum möchte ich das für ihn nachholen. Ich übernehme den Inhalt seiner Texte, so wie ich sie vorgefunden habe, zum Teil in gekürzter Form, und lasse ihn darin sprechen und seine Meinung vertreten. Im zweiten Teil des Buches füge ich aus meiner eigenen umfangreichen Briefesammlung Auszüge von Briefen hinzu, die mein schreibfreudiger Vater an mich während meiner vielen Jahre, die ich außerhalb Berlins verbracht habe, immer wieder verfaßt hat.

Um den Lesern zu einem besseren Verständnis seiner Texte zu verhelfen, füge ich von mir Erklärungen und Kommentare ein. Da ich meinen Vater erst im Alter von elf Jahren nach seiner Rückkehr aus der russischen Kriegsgefan-

genschaft 1949 als Tochter richtig wahrgenommen habe, nenne ich ihn ab diesem Zeitpunkt - im zweiten Teil des Buches - „Vater“.



## Teil 1

### **Die Hugenotten in Berlin, die Familie George und die französisch-reformierte Kirche**

Heinz George wurde in eine Berliner Familie hinein geboren, die durch eine 220jährige hugenottische Tradition geprägt war. Als 15jähriger Schüler hielt er 1921 im Schulunterricht am Prinz-Heinrich-Gymnasium in Berlin-Schöneberg folgendes Referat über seine Vorfahren, das die Entstehung dieser Tradition darstellt und das sein schon in der Jugend ausgeprägtes Interesse für seine hugenottische Herkunft beweist.

#### „Der Große Kurfürst und die Réfugiés

Es ist allgemein bekannt, daß es eine ganze Anzahl Deutscher gibt, die einen französischen Namen haben. Es sind teils Réfugiés, teils Emigranten. Von den Ersten will ich kurz sprechen.

Große Entrüstung herrschte in allen protestantischen Ländern Europas, als im Jahre 1685 die Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig den vierzehnten bekannt wurde. Das Edikt war von Heinrich dem Vierten im Jahre 1598 erlassen worden und gab den Reformierten Glaubensfreiheit und Gleichberechtigung mit den Katholiken. Einige Tage später erließ der Große Kurfürst das Edikt von Potsdam, in dem er den Bedrängten sein Land öffnete. Gleich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes begannen die Bedrückungen und Verfolgungen der Reformierten noch schlimmer als vorher. Es wurde ihnen sogar bei Todesstrafe verboten auszuwandern. Trotzdem ge-

lang es über einer halben Million, nach England, den Niederlanden und besonders nach Deutschland zu flüchten.

In Preußen wurden sie vom Großen Kurfürsten aufs freundlichste aufgenommen, der sie als Glaubensbrüder begrüßte. Schon seit 1661 gab es in Berlin Réfugiés, und im Jahre 1672 entstand die erste französische Gemeinde in Berlin. Es wurde den Flüchtlingen freigestellt, wo sie sich niederlassen wollten, und in ganz Preußen gibt es infolgedessen französisch-reformierte Gemeinden. Der Große Kurfürst machte es den Ankömmlingen so leicht wie möglich, heimisch zu werden, und nahm sich ihrer in wahrhaft väterlicher Weise an: er schenkte ihnen Häuser oder das Baumaterial zu Häusern. Diese Häuser waren eine Zeit lang von Abgaben frei. Ebenso brauchten die Réfugiés 4 Jahre keine Steuern zu zahlen und waren von Einquartierungen und anderen Lasten befreit. Besonders nahm sich der Große Kurfürst der Stoff- und Hutfabrikanten an, an deren Herbeiziehung ihm besonders viel lag, weil damals die französische Industrie der deutschen überlegen war. Den französischen Bauern gab er große Strecken Landes zur Urbarmachung. Die Gemeinden erhielten eigene Gerichtsbarkeit, einen eigenen Magistrat und eine eigene Feuerwehr bis zum Jahre 1808. Die Einwanderer waren zum großen Teil meist auch Gebildete, z. B. Ärzte, Theologen, Gelehrte, Künstler und geschickte Gärtner. Im ganzen sind in die preußischen Lande wohl 20 000 Hugenotten eingewandert. Die Einwohnerzahl von Berlin wurde durch die Réfugiés damals von 15 000 auf 20 000 gebracht, also ein Viertel mehr.

Wie beliebt und angesehen die Réfugiés waren, beweist folgende Anekdote: Der Große Kurfürst fand eines Tages seine Gemahlin Luise Henriette, die Urenkelin des Hugenottenführers Cligny, im Begriff, einem fremden Goldarbeiter die Krondiamanten zur Ausbesserung zu übergeben, was sein Befremden erregte. ‚C'est un réfugié', (Anm.: ‚Das ist ein Réfugié') erwiderte seine Gemahlin, und alle seine Bedenken waren zerstreut. Später haben sie sich immer als gute Deutsche gezeigt. Als Napoleon 1806 in Berlin ein-

gezogen war, erlaubte er den Réfugiés nach Frankreich zurückzukehren; aber nur eine einzige Familie in Preußen machte von dieser Erlaubnis Gebrauch, alle anderen blieben in Deutschland.

In diesem Sinne haben die Réfugiés immer gehandelt und sind, wo sie es konnten, für die Ehre der Hohenzollern und ihres neuen Vaterlandes eingetreten. Dies haben sie immer bewiesen und es gibt viele berühmte Männer unter ihnen, die sich im Kriege oder auf geistigen Gebiete ausgezeichnet haben.

So werden auch weiter die Nachkommen der Réfugiés sich als gute Deutsche erweisen und dem deutschen Vaterland und den Hohenzollern, denen sie in unauslöschlicher Dankbarkeit ergeben sind, die Treue halten.“

Isaac George, der Urururgroßvater von Heinz George, ein Gärtner aus Lothringen, war einer dieser Réfugiés, der 1685 in Berlin eine neue Heimat gefunden hatte. 1688 heiratete er seine Landsmännin Anne Aubertin und beide schufen den Stamm des Baumes, an dem Heinz George bei seiner Geburt am 20. April 1906 als fünfter Ast sproß. Seine Großeltern Francois George (1831 – 1888) und Auguste George, geb. Hauck (1831 – 1898) besaßen einen Gärtnerbetrieb in der Mühlenstraße 11. Das Geld für das Grundstück hatten sie von dem vermögenden Urgroßvater Jacques George (1790 – 1866), ebenfalls von Beruf Gärtner, zur Hochzeit geschenkt bekommen. Die Gegend der damaligen Kaiserstraße und Kleinen Frankfurter Straße war zu dieser Zeit noch unbebaut. Man hatte die Gärtnereien teilweise zu Konzertgärten eingerichtet. In der Anlage des Jacques George soll einmal die Kaiserin von Rußland eingekehrt sein und neben einem Lorbeerbaumkübel Tee getrunken haben. Seitdem führte dieser Garten den stolzen Namen „Zur Kaiserin von Rußland“.

In der Ehe von Francois und Auguste George wurden elf Kinder geboren, von denen das vierte, sechste, siebente und achte schon im Kleinkindalter starben. Heinz Georges Vater Richard, Julius George (1866 – 1925) war der

Neuntgeborene in der Geschwisterreihe. Ihm folgten noch seine beiden jüngeren Schwestern Martha (1868 – 1945) und Jenny (1870 – 1955), die im Leben von Heinz George nach dem Tod seiner Eltern eine größere Rolle spielen werden. Die ältere Schwester Pauline (1855 – 1945) war die Zweitgeborene dieser sieben Geschwister und lebte später mit ihren beiden jüngeren Schwestern bis zu ihrem Tode 1945 in Hohen Neuendorf bei Berlin. Die Brüder waren alle zu diesem Zeitpunkt schon tot.

Der Stammbaum der Familie George im Anhang des Buches erleichtert dem Leser die familiären Zusammenhänge.

Außerdem zeugt noch heute das Familiengrab auf dem Französischen Friedhof in der Wollankstraße in Berlin-Wedding, in dem Heinz George beigesetzt worden ist, von der Existenz seiner Verwandtschaft. Es zeigt neben seinem Grabstein die Grabtafeln seiner Urgroßeltern Jacques und Marie Susanne George, den Grabstein seiner Großmutter, Auguste George und auch den seiner Eltern Richard Julius und Elisabeth George, geb. Moser.

Jenny George beschrieb 1949 für ihren Neffen Heinz George liebevoll ihren älteren Bruder Richard als Kind und jungen Erwachsenen, um ihre Erinnerungen an ihn festzuhalten und an seinen Sohn weiterzugeben.

„Richard Julius George war der jüngste von meinen vier Brüdern und er war mir der liebste. Im engsten Familienkreise Rille genannt – dies stammte wohl noch von den allerersten Sprechversuchen, und meine Mutter behielt diese Bezeichnung bis zu ihren letzten Lebenstagen bei. Seine Freunde riefen ihn Richard Julius, bis dann die gemeinsam bestandene Einjährig Freiwillige Prüfung die Freunde zur Gründung des *Pilz-Klubs* veranlaßte. Da bekam er den Namen Pfefferling (Anm.: alle sieben Mitglieder dieses Klubs hatten Pilznamen). Sie riefen ihn aber oft auch Heiliger.

Von unserer gemeinsam verlebten Kindheit und Jugend, Rille war fünf Jahre älter als ich und zweieinhalb Jahre älter als unsere Schwester Martha,

habe ich nur angenehme und liebenswürdige Eindrücke in der Erinnerung. Freunden gegenüber etwas scheu und zurückhaltend, war er mit uns Schwestern verträglich und geduldig, vielleicht wohl sogar auch bei seiner im ganzen späteren Leben bewiesenen Gründlichkeit und Zuverlässigkeit ein wenig pedantisch.

An wilde Indianer- und Räuberspiele mit ihm kann ich mich nicht erinnern. Er spielte ‚Schule‘ mit uns. Einmal, ich ging noch gar nicht zur Schule, gab er auch eine Zeitung heraus. Auflage: 4 Stück, er brachte darin Vorkommnisse aus unserer Familie und dem Haushalt. Es war auch immer eine Anzeige darin, einen Text weiß ich noch: ein Pferd wird gesucht. Ich war Botenfrau und mußte die vier Zeitungen austragen.

Er war ein guter, fleißiger und darum erfolgreicher Schüler und es machte ihm Freude etwas später, als er älter wurde, diesen Erfolg auch auf andere zu übertragen. Fremde Sprachen interessierten ihn besonders. So gab er mir längere Zeit Unterricht in Englisch und Französisch. Er ging auch mit mir botanisieren auf den Kreuzberg, der damals noch eine Wüstenei war. Einmal war es, daß ich dabei einen neuen Hut mit Heckenrosen auf hatte, als ein Gewitter mit starkem Regen aufkam. Ich jammerte um meinen Hut und Rille beklagte den gestörten Unterricht. Meine Mutter, die diesen jüngsten Sohn ebenfalls sehr liebte, sagte mir nachher voll Vorwurf: ‚Du hast den armen Jungen so geärgert.‘

Sie sagte mir dies öfter und wahrscheinlich hatte sie auch recht. Aber als etwa elfjähriges Mädchen sah ich in den Unterrichtsstunden den Bruder meist stärker als den Lehrer und löckte wider den Stachel. Wozu die große Geduld von Rille leicht den Anstoß bot. Und trotzdem habe ich viel bei ihm gelernt. Wie viel Gutes verdanke ich ihm.

Oft ging er an den Nachmittagen mit Martha und mir spazieren. Wenn wir alle drei dann fertig angezogen waren, kam es auch wohl vor, daß Martha oder ich sagten: ‚Ach, ich muß noch mal schnell Wasser trinken,‘

oder ‚Ich muß erst noch mal raus.‘ Beim nächsten Spaziergang sagte er dann vorsichtshalber: ‚Ist erforderliches Wasser eingenommen und überflüssiges Wasser abgelassen worden?‘

Wenn es zu Mittag Mohrrüben und Schoten gab, die er nicht mochte, und ihn meine Mutter zu weiterem Zulangen zuredete, sagte er: ‚Von solchen Speisen esse ich nur so viel, wie zur Erhaltung des täglichen Lebens absolut notwendig ist.‘ Dazu hatte er dann immer ein so nettes Lachen.

An einem Nachmittag, Rille war verabredet, wir sollten aber noch vorher Kaffee für ihn kochen, lehnte er die zweite Tasse dankend ab:

‚Liebe Schwestern, ich glaube ihr habt bei der Zubereitung wesentliche Bestandteile vergessen.‘ Im Eifer der zwischen Martha und mir immer sehr lebhaften Unterhaltung hatten wir nur Zichorie (Anm.: Pflanze, die als Kaffeersatz verwendet wurde) in die Kaffeekanne getan und er hatte dies mit Todesverachtung getrunken.

Seine Lehrzeit in der Spaeth’schen Buchhandlung in der Königstraße sagte ihm wenig zu, er fühlte sich oft unglücklich. Aber er hielt aus. Einer den beiden Brüder Spaeth hatte die Angewohnheit, öfter zu sagen: ‚Junger Mann, es ist furchtbar schwer gut zu arbeiten, wenn man schläft.‘ Dieser Satz wurde bei uns zu Hause längere Zeit zum geflügelten Wort und ist auch in späteren Jahren von Rille spaßeshalber noch oft wiederholt worden.

Der Schluß der Lehrzeit wurde der Ausbau seiner journalistischen Tätigkeit, die er vorher in den Freistunden verschiedentlich ausgeübt hatte. Es war dann auch eine große allseitige Freude, als der Herausgeber einer Wochenschrift, Herrmann Weißbach in Weimar, – deren Titel ich nicht mehr weiß – ihn zu regelmäßiger, laufender Beitragsendung aufforderte. Ich sehe es noch, wie Rille von meiner Mutter umfaßt und gedrückt wurde mit den gerührten Worten ‚Mein guter Junge!‘ und der gute Junge klopfte meiner Mutter ebenfalls auf den Rücken und sagte: ‚Ja, ja, Frau Ge – or – ge.‘ Unser Kohlenmann nannte meine Mutter immer so. Wir Mädels standen dabei

und lachten. Auch in den späteren Jahren, als meine Mutter schon im französischen Stift in der Friedrichstr. 129 wohnte, begrüßten sie sich fast immer in ähnlicher Weise.

Als meine Mutter dann im 67ten Lebensjahr im Anschluß an eine von Geheimrat Bergmann ausgeführte Gallenoperation verstarb, gaben wir beide ihr am Abend das Geleit nach der Halle des französischen Friedhofs. Martha hatte sich inzwischen nach Friesack in Mecklenburg verheiratet. Bei der Rückfahrt – wir standen beide auf dem Perron einer Straßenbahn. Wir standen allein und es ging jeder seinen traurigen Gedanken nach. Da sagte Rille auf einmal ganz unvermittelt: ‚Und ich glaube doch an ein Wiedersehen!‘

Später trat er dann in den Betrieb der konservativen Tageszeitung *Der Reichsbote* als Lokalredakteur ein, wurde nach einigen Jahren Geschäftsführer und nach dem Tod von P. Engel Chefredakteur vom *Reichsboten*. Es war aber noch vor dem Tode von P. Engel, daß Rille meinen Eintritt in den Betrieb des *Reichsboten* vermittelte, für Buchführung, Stenografie und Schreibmaschine. Vor meinem Eintritt sagte Rille zu mir: ‚Ich bin ein eifriger, aber kein ungerechter Vorgesetzter.‘

Er hat diesen Ausspruch auch bewahrheitet. Ich war damals – 1903 – , von der Portierfrau abgesehen, die einzige und erste weibliche Angestellte im Zeitungsbetrieb. Wie ich meinen Bruder heute beurteile, hat es ihn wohl ziemliche Überwindung gekostet, mich dem P. Engel als Buchhalterin vorzuschlagen. Da ich in meinen Anschauungen schon zu damaliger Zeit etwas selbständiger war, als dies Rilles Begriffen entsprach, kam es wohl vor, daß er sich veranlaßt fühlte, seine Ansicht zum Ausdruck zu bringen. So geschah es an einem Sommertag. Bei sehr großer Hitze hatte ich mich nach der Tischzeit mit einer weißen Batist-Bluse umgekleidet. Aber sie war hochgeschlossen mit steifem Kragen, hatte lange Ärmel mit gestärkten Manschetten. Als er mich darin sitzen sah, blieb er betroffen stehen.

„Aaach!“ sagte er dann, „eine Nachtjacke, wie in einer Nachtjacke. So kannst du aber hier nicht bleiben, liebe Schwester. Bitte, willst du nicht nach Hause gehen und dich umziehen?“ Was blieb mir anderes übrig, ich zog mich um.

Einmal hatte sich *Der Reichsbote* eine neue Mergenthaler Setzmaschine zugelegt. Rille freute sich sehr darüber und ging mit verschiedenen Besuchern in die Setzerei, um die Maschine im Betrieb vorzuführen. Nach einigen Tagen bat ich ihn, auch mit mir einmal zu diesem Zweck in den Setzsaal zu gehen.

„Nein“, sagte er, „nein, das geht nicht. Es ist hinten sehr warm, die Männer stehen bei der Arbeit mit entblößtem Oberkörper. Wie unangenehm würde das für dich sein, das zu sehen.“

Als Rille noch unverheiratet war, gab es auch manchmal Verabredungen der *Pilze* mit ihren Schwestern. Im Sommer fuhren wir in den Grunewald zum gemeinsamen Kaffee kochen. In vereinzelt Lokalen wurde an den Sonntagen sogar schon getanzt. Die *Pilze* taten das aber nicht. Die Mutter von Trüffel (Richard Wurtzel), eine schlanke, noch gar nicht alte Dame, die schwarze Ringellöckchen zu beiden Seiten des Gesichtes hängen hatte, tat dabei mitunter treffende, wenn auch scharfe Aussprüche. Von einem jungen Mädchen, das mit einem gelben Kleid von sehr unvorteilhaften Schattierungen vor uns herging, behauptete sie schonungslos, diese Farbe erinnere sie an schlechten Stuhlgang.

Wir trieben auch Wintersport (Eislaufen), d. h. gut und elegant laufen konnte nur Albert Moser (Champignon). Die anderen stümperten auf dem Eise herum, um bei dem häufig vorkommenden Hinfallen in schallendes Gelächter auszubrechen. So war es an einem Sonntag, wir waren nach der Havel rausgefahren, hatten allerlei Unsinn auf dem Eise gemacht und klopften uns gegenseitig den Schnee von den Kleidern. Rille hatte sich auf einen Stein gesetzt, er putzte seinen Kneifer und sagte mit dem herzlichen Lachen, das auf die anderen so ansteckend wirkte:

„Das Beste wäre, ich schnallte mir die Schlittschuhe gleich an die Verlängerung des Rückens, dann könnte ich wenigstens nicht so tief fallen.“

An den Sonntagen trafen sich die *Pilze* am Abend regelmäßig bei Liebermann in der Dorotheenstraße. Das war ein kleines Bierlokal mit einem netten Wirt. Es wurde dort echtes Bier ausgeschenkt, das Rille mit Vorliebe trank. So magerte er sichtlich ab, als er im Verlauf des ersten Weltkriegs allmählich immer mehr und zuletzt völlig auf diesen Genuß verzichten mußte. Ich wollte ihn überraschen und schrieb ohne sein Wissen an die Brauerei Sedlmayr in München, indem ich um Zusendung eines noch so kleinen Quantums Bier bat. Aber man bedauerte: die Erzeugnisse der Brauerei seien von den Franzosen beschlagnahmt.

Es war damals so wie heute.“

Die Familie George war eng mit der Tradition der französisch-reformierten Kirche verbunden. Die von Calvin verkündete Glaubenslehre besagte u. a., daß Gott vor aller Zeit über das Schicksal jedes einzelnen Menschen entschieden habe und nur wenige „auserwählt seien“, die anderen würden der „ewigen Verdammnis anheimgegeben“. Der Wunsch, zu den Auserwählten zu gehören, führte „zu beträchtlicher wirtschaftlicher Aktivität und einem neuartigen Arbeitsethos“ der Hugenotten. „Die berufliche Tätigkeit als Feld der Bewährung und wirtschaftlicher Erfolg galten als Indizien dafür, schon auf Erden der göttlichen Gnade teilhaftig geworden zu sein“ (Anm.: nach Wilfried Burkard im Journal „300 Jahre Hugenotten in Berlin“, 1985).

Heinz George wuchs in diesem Glauben auf, der sein gesamtes Leben prägen sollte, und hielt bis zu seinem Tod an ihm fest. Ebenso beeinflusste ihn die patriotische Begeisterung für den Kaiser und das deutsche Vaterland, welche sich unter den Hugenotten entwickelt hatte und die sein Vater Richard George an seinen Sohn weiter gegeben hatte.

Über die Familiengeschichte seiner Mutter Elisabeth Moser kann ich leider nur ganz wenig berichten, da ich über sie kaum Einzelheiten in den Unterlagen meines Vaters gefunden habe und heute keine Nachfahren mehr leben. Soviel ist sicher, sie war nicht französischer Abstammung. Bei seiner Geburt lebte noch sein Großvater August Moser, der in Berlin kaiserlicher Kutscher gewesen war. Von ihm existiert im heutigen Haushalt seines Enkels Gunnar George noch eine so genannte „Kutscherkiste“, die von einem Liebhaber fachmännisch restauriert worden ist.

August Moser hatte einen Sohn, Albert Moser, der mit Henriette Röschkow aus Lanke bei Berlin – mir noch bekannt als Tante Jettchen – verheiratet und Mitglied des *Pilzklubs* war. Er hatte drei Schwestern, Elisabeth, Klara und Helene, die auch in diesem Freundeskreis verkehrten. Hier lernten sich Richard George und Elisabeth Moser kennen und lieben und heirateten am 28. März 1894. Erst spät, nach zwölf Jahren Ehe, ging Heinz George als einziges Kind daraus hervor.

## **Kindheit und Jugend**

(1906 bis 1925)

Am 20. April 1906 verschickte Richard George einen Rohrpostbrief an die Familie Moser, um ihr unverzüglich die glückliche Geburt seines Sohns Heinz mitzuteilen.

„Liebe Helene! Nun ist er da, der Heinz! Heute Nachmittag um 5 ½ Uhr hat er sich im Gewicht von 8 Pfund und unter sehr kräftigem Geschrei eingestellt. Liese hat sich von 12 Uhr an quälen müssen. Sie hatte große Schmerzen. Um 5 Uhr kam der Doktor und nahm eine Narkose vor. Es ging alles überaus glücklich ab und jetzt liegt sie vergnügt im Bett, ist gar nicht etwa erschöpft und macht nicht im Entferntesten den Eindruck einer Kran-

ken. Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen. Es geht ihr den Umständen angemessen gut. Wir haben eine anscheinend nette Krankenschwester. (Sie ist soeben gekommen.) Also seid nun vergnügt und freut Euch mit uns! Gott sei Dank, daß alles so glücklich abgelaufen ist.

Mit vielen herzlichen Grüßen an Euch alle, besonders an den jungen Großvater

Eure Jules und Liese“

Einen Tag später versandte er die Geburtsanzeige an alle Verwandten und Freunde.

**HEINZ, GERHARD**  
**DIE GLÜCKLICHE GEBURT EINES**  
**GESUNDEN JUNGEN ZEIGEN HOCHERFREUT AN**  
**RICHARD GEORGE UND FRAU ELISABETH, GEB. MOSER.**  
**BERLIN W. 57, 20. APRIL 1906**  
**CULMSTR. 25**

Auf der Rückseite der Geburtsanzeige für die Mosers schrieb er an seine Schwägerin Helene:

„Berlin, den 21. 4. 06

Liebe Helene!

Liesens Befinden ist ganz normal. Der Doktor war heute Abend zum zweiten Male hier. Er konstatierte: der Puls ist in Ordnung, kein Fieber. (...) Heinz hat den ganzen Tag gar nichts gesagt; er scheint ebenso solch Musterknabe zu sein, wie sein Vater. Eine Schönheit ist er bisher nicht. Ich fürchte, er hat meine Nase. Liese sagte: Er ist ein George. C'est tout.

Liese läßt herzlich grüßen. Ich grüße auch herzlich.

Euer Jules

Die Schwester ist sehr nett. Sie sorgt für Liesen und das Kind in jeder Weise und kocht auch. Morgen soll ich zu Hause essen. Liese ist in bester Obhut.“

Als Elisabeth wieder etwas bei Kräften war, schrieb sie selbst an ihre Schwester, denn ein brieflicher Austausch war die einzige Möglichkeit miteinander zu kommunizieren.

„29. 4. 06

Liebe Lene!

Es ist 7 Uhr morgens, aber ich habe ausgeschlafen und bin so froh und glücklich, da es mir und dem Heinz so gut geht. Morgen will mich der Doktor noch einmal sehen und mir sagen, wann ich 1 Stündchen aufstehen kann. Wenn ich's aber haben kann, soll ich lieber einen Tag länger im Bett bleiben, desto besser für mich. Vielleicht kommst Du Dienstag oder Mittwoch. Für Klaras kritischen Blick muß wohl Heinz noch schöner werden. Ein lieber Junge, nur einmal die Nacht gekommen. Die Milch scheint ihm sehr gut zu bekommen (...)

Wie geht es dem Großvater? Ist er vergnügt?

Viele Grüße für alle

Liese“

Seine Mutter konnte ihren Sohn nicht stillen, deshalb wurde er mit der für damalige Verhältnisse für Säuglinge und Kleinkinder sehr bekömmlichen Flaschenmilch ernährt. Diese wurde nach einem besonderen Verfahren hergestellt, daß sie die Qualität der Muttermilch erreichte und als deren Ersatz so lange benutzt wurde, bis Heinz normale Kuhmilch trinken konnte.

„18. 5. 06

(...) Unser Heinz ist ein lieber Junge, er weint nicht viel, sondern lacht auch schon sehr vergnügt. Er schläft von 10 Uhr abends bis gegen 5 oder 6 morgens. Wir schlafen alle prachtvoll. (...) Der Wagen ist nun das Nötigste. Er muß in die Luft. (...)“

Am 16. Juni 1906 besuchten die stolzen jungen Eltern mit ihrem Sprößling zum ersten Mal die Familie Moser. Danach schrieb Liese sofort an ihre Schwester:

„17. 6. 06 Liebe Lene!

Wir sind um  $\frac{3}{4}$  9 Uhr wohlbehalten mit unserem artigen Jungen hier eingetroffen. Er hat fast die ganze Tour geschlafen. Der Kutscher hat uns sehr schön gefahren, die Linden entlang durch's Brandenburger Thor. Heinz war sehr artig, zu Hause hat er noch ein Fläschchen bekommen und schläft jetzt. Alberts Nase hat sich geirrt, es war nichts Großes passiert. Die teuren Bonbons ißt aber lieber die Mutter, sonst bekommt der Junge einen zu feinen Geschmack. Wir haben Euch schöne Unruhe gemacht, das ganze Abendbrot gestört. Wir danken noch vielmals für alles und freuen uns, wenn bald einer kommt.(...)“

Die junge Mutter George schickte immer wieder kurze Berichte an ihre Schwester, um ihr freudig die Fortschritte von Heinz' Entwicklung mitzuteilen.

„22. 6. 06 (...) Für die Sachen sage ich Dir besten Dank. Er hat schon alles in Benutzung. Mit dem Lätzchen sieht er wie ein richtiger Junge aus. Paßt alles sehr schön. Er hat sich in letzter Zeit immer nur um 3 Uhr nachts gemeldet, dann wieder bis 7 Uhr geschlafen. Das ist doch sehr artig. Er lacht dann so vergnügt, daß man wirklich mit lachen muß. Wenn er sitzen kann, dann kommen wir öfter zu Euch (...)

4. 8. 06

(...) Heinz ist bis jetzt ganz gesund. Er wiegt 12 Pfund und ist sehr vergnügt. Er kann sich schütteln vor Lachen und wirft dabei die Beine hoch. Von wem er das wohl haben mag? – Sein größtes Vergnügen ist nur mit dem Hemd bekleidet in seinem hübschen Bett zu liegen und mit starker Zuhilfenahme des rundlichen Unaussprechlichen vom Kopf- bis zum Fußende zu rutschen. Sein Appetit und seine Verdauung sind prachtvoll. (...)

10. 8. 06

(...) Heute Vorm. war Fr. G. mit zwei kleine Mädchen hier, die Kinder wollten gar nicht fort. Haben sich prachtvoll mit Heinz amüsiert. Er lag so vergnügt und behaglich in seinem Bett, lachte und trommelte mit den Füßen vor Freude. Ein Junge zum Abknuddeln! Alberne Mutter! (...)

20. 8. 06

(...) Uns Dreien geht es gut! Heinz ist furchtbar niedlich, aber eigensinnig! Ich werde wohl zwischen den beiden Männern einen schweren Stand haben. Man kann ja auf dem kleinen Schlumper nicht böse sein! Bei Tage will er nicht mehr schlafen. Immer rumtollen. Nachts schläft er prachtvoll. (...)

26. 8. 06

(...) Heinz macht die Zeit über, wenn er nicht schläft, einen furchtbaren Krach vor Vergnügen und ist kaum satt zu kriegen. Er ist doch zu drollig! (...)"

Heinz George wurde durch die Taufe Mitglied der französisch-reformierten Kirche. Sein Vater hat diesen wichtigen Höhepunkt im Leben seines Sohns festgehalten.

„Die Taufe unseres kleinen Heinz fand am Donnerstag, den 6. September 1906 in der französischen Friedrichstadt-Kirche (auf dem Gendarmenmarkt) nachmittags 5 Uhr durch den Konsistorialrat Doyé statt. Heinz schrie während der Taufe fürchterlich.

Patinnen waren: Jenny George, Klara Moser, Margarete Daubner, Clara Baranoska. Zur Tauffeier (abends in der Wohnung) waren in der Reihenfolge der Tischordnung anwesend: Mutter, Martha Conrad, Pauline Brenndicke, Klara Moser, Richard Brenndicke, Clara Baranoska, Frau Daubner, Vater, Grete Daubner, Albert Moser, Käthe Daubner, Emilie Baranoska, Robert Mielke und Jenny George.

Speisenfolge: Stangenspargel, Blumenkohl mit Beilage, Gänsebraten, eingemachte Früchte, Salat, Butter und Käse, Nußtorte, Nachtisch.“

Nach dem ersten Geburtstag von Heinz schrieb seine Mutter an ihre Schwester, um ihr die neuesten Einzelheiten über ihren Sohn mitzuteilen.

„Liebe Lene!

Ich wollte gleich am Sonnabend vormittag schreiben, um mich für die hübschen selbstgeschriebenen Gratulationen zu bedanken, aber ich kam nicht dazu, auch am Nachmittag wurde es nichts. Hauptsächlich danken wir dem Großvater herzlich.(...) Was hat der Junge alles bekommen. (...) Er ist immer noch tagsüber recht quarrig und hat nachts öfter gestöhnt. Ich denke aber es hat mit den Zähnen zu thun, denn sonst ist alles bei ihm in Ordnung. Wenn er Besuchern gegenüber nicht so scheu wäre, wäre er noch viel niedlicher. Wenn ich ihm das nur abgewöhnen könnte. Die ganzen Tage war er immer so vergnügt und wenn man ihn mal vorführen will, dann gelingt's vorbei. (...) Ich wünsche auch wie Du, daß der Heinz noch viele so frohe Jahre verlebt wie das erste Lebensjahr. Ich habe so ein sicheres Gefühl, daß es in jeder Hinsicht ein glückliches war. Er war gesund und ich habe mich bemüht, seine kleinen und großen Bedürfnisse auf's Pünktlichste zu besorgen. Als wir am letzten Sonntag von Euch fortfuhren, hat er den ganzen Weg nicht mehr geschlafen, kam vergnügt zu Hause an, aufs Töpfchen besorgt, seine Milch getrunken und dann geschlafen. (...)

3. 7. 07

Liebe Lene!

(...) Heinz läuft seit einigen Tagen allein durch die Stube, was ihm großes Vergnügen macht. Er ist doch auch zu reizend, überhaupt wenn er sich so zärtlich anschmiegt und uns küßt. Also der dicke Vater und der kleine zierliche Kerl ist ein anmutiges Bild, und wenn der Vater zu Hause ist, sind sie fast unzertrennlich. Warum ist er nicht einige Jahre früher gekommen, wenn er seinen Vater so glücklich macht? (...)

Diese Unzertrennlichkeit zwischen Vater und Sohn setzte sich fort und entwickelte sich mit Heinz' zunehmendem Alter immer intensiver. Er verehrte seinen Vater, der Vorbild für ihn war. Er bewunderte dessen vielseitiges Wissen und dessen Unermüdlichkeit im Arbeiten. Er genoß es, bei ihm zu sein und sich mit ihm zu unterhalten.

Seine Mutter, die bei seiner Geburt 43 Jahre alt war, liebte er sehr. Sie war, so lange er denken kann leidend, nicht eigentlich krank in dem Sinne, daß sie im Bett liegen mußte, aber doch so, daß sie sich nicht recht ihres Lebens freuen konnte, wie er selbst meinte. Sie klagte häufig über Migräneanfälle und Rückenschmerzen.

Seit 1908 wohnte Heinz mit seinen Eltern in Schöneberg in der Elsholzstr. 6, in einer für diese Zeit typischen Berliner Wohnung im vierten Stock. Sie bestand aus drei Zimmern, einem kleinen Dienstbotenraum mit Fenster zum Hof, einer Küche und einem Bad. Zur Straßenseite war vor dem Wohnzimmer ein Balkon gebaut, der für Vater und Sohn eine wichtige Rolle spielte. Dort setzten sie die gärtnerische Tradition ihrer Vorfahren im kleinen Rahmen fort, wie aus den fachkundigen Berichten des 13jährigen Heinz an seinen Vater zu lesen ist, der im Juni 1919 in Braunlage zur Erholung weilte.

„(...)Auf dem Balkon wächst alles sehr schön. Der Farn bekommt immer neue Blätter, unsere Oenothera biennis hat schon Knospen, die Waldrebe, die ich mir einmal aus Hohen Neuendorf mitgebracht habe, hat Blüten. Die Erdbeeren haben 3 Früchte, eine ist schon reif, die will ich heute Muttern mitbringen.(...)“

Im Stockwerk unter ihnen lebte die Familie Körschner mit einem kleinen Mädchen im selben Alter wie Heinz. Sie hieß Trauthilde. Sein geringes Interesse an anderen Kindern und Spielkameraden zeigte sich schon damals recht deutlich. Trauthildes Besuchen in seiner Wohnung konnte er nur wenig abgewinnen. Er war froh, wenn sie wieder verschwand. Einmal, als sie ihn oben

besucht hatte, bewarf er das Mädchen nach dem Verlassen seiner Wohnung übermütig mit Pflaumen. Dieses Kindheitserlebnis kenne ich aus den Erzählungen von beiden, denn trotz seiner kindlichen Abneigung hielt Heinz George Kontakt zu seiner Jugendfreundin, wie er sie titulierte, bis zu ihrem Tod 2002. Trauthilde hat ihr Leben lang in dieser Wohnung verbracht, die die gesamte Zeit über im „Urzustand“ geblieben war, wie ich mich selbst im Sommer 2001 überzeugen konnte, als ich die alte Dame zum ersten und zum letzten Mal besucht habe.

Im Jahre 1912 begann Heinz' Schullaufbahn mit der so genannten 3-jährigen Vorschule am Königlichen Prinz Heinrich-Gymnasium in Berlin-Schöneberg, das wie zu dieser Zeit üblich, nur von Jungen besucht wurde. Daran schloß sich sein 9-jähriger Aufenthalt im Gymnasium an, der mit der Sexta begann, und über die Quinta, Quarta, Unterterzia, Oberterzia, Untersekunda, Obersekunda, Unterprima, Oberprima zum Abitur im März 1924 führte.

Sein Betragen wurde in diesen zwölf Schuljahren fast immer mit „sehr gut“ auf seinen Zeugnissen vermerkt. Aus ihnen erkenne ich, daß seine Schulstärken bei den Sprachen und bei Geschichte lagen. Er lernte fünf Sprachen! Er begann mit Latein, als zweite Fremdsprache folgte Französisch, als dritte Griechisch, dann Englisch und Spanisch. Die letzten beiden waren freiwillige Wahlfächer.

Schwer hatte er es im Fach Singen, in welchem es bei ihm in der Vorschule und bis zur Sexta immer nur zu einem „mangelhaft“ ausreichte. Ich vermute, daß er in den nachfolgenden Schuljahren von dieser für ihn unerfreulichen Stimmbildung befreit war, weil er nicht singen konnte. Auch das Turnen gefiel ihm gar nicht. Über ein „genügend“ ist er nie hinaus gekommen, eher erreichte er ein „mangelhaft“. Auf Heinz' Reifezeugnis prangt bei Turnen das einzige

„genügend“, während alle anderen Fächer ein „gut“ aufweisen, bis auf Geschichte und Erdkunde, wo ein „sehr gut“ steht.

Er muß wirklich ein sehr guter Schüler gewesen sein, denn auf seinen Zeugnissen der letzten Schuljahre ist zusätzlich vermerkt, welchen Platz er unter allen Schülern seiner Klasse einnahm. Dort lese ich z. B. Platz 2 unter 24, Platz 1 unter 24 und Platz 1 unter 22. Beim Abitur war er von der mündlichen Prüfung befreit gewesen.

In den Sommerferien verreiste Heinz regelmäßig mit seinen Eltern an die Ostsee. Das war bei besser gestellten Berliner Familien damals üblich. Man fuhr mit seinem Gepäck, wozu auch die Federbetten gehörten, per Bahn an den Urlaubsort, wo ein Ferienhaus gemietet war. Die Ostsee mit ihren langen Stränden nicht weit von Berlin entfernt wurde nicht nur von der Familie George zur Erholung genutzt, sondern auch von den Moserschen Tanten und Onkel Albert, sowie von den „Pilzfreunden“ seines Vaters mit ihren Familien. Man traf sich am Strand, baute Burgen, schaufelte Kuhlen um die Strandkörbe herum und tummelte sich im flachen Wasser der Ostsee. Schwimmen war kaum üblich. Heinz war sehr wasserscheu und hat nie Schwimmen gelernt. Er buddelte statt dessen lieber im Sand und baute oder verbesserte die Strandburg und unternahm ausgedehnte Strandspaziergänge.

Im Sommer 1918 verbrachte der Zwölfjährige ohne seine Eltern eine Woche im Ostseebad Warnemünde im Ferienhaus seiner Tante Klara, wohin er alleine mit dem Zug gereist war. Am 25. Juli schrieb er nach Hause:

„Liebe Eltern! Das Wetter ist heute schön, gestern war es sehr stürmisch. Mir geht es gut, Euch hoffentlich auch. Nun will ich Euch mal ausführlich schreiben, was ich heute gemacht habe: Um 8 Uhr stand ich auf, und so gegen  $\frac{1}{2}$  9 gab es Kaffee; dann ging ich an den Strand, Tante konnte noch nicht, sondern kam nach. Dort schippte ich feste an der „Burg“, die schon ordentlich hoch ist, später watete ich im Wasser, das sehr flach ist. Um 1

Uhr gingen wir Mittag essen, es gab: Apfelsuppe und Kartoffelklößchen, dann Fleisch, Kartoffeln und grünen Salat, zum Schluß Schaumspeise. Jetzt um 2 Uhr schreibe ich Euch diesen Brief. So um 4 gibt es Kaffee, dann gehen wir an den Strand, um ½ 8 essen wir Abendbrot, und um 9 verschwinde ich. Zum Schluß noch vielen Dank für die Zeitungen und den Ratgeber und das Buch „Die Hölle von Isonzo“.

Viele Grüße von Tante Clara und Heinz“

Es war der Sommer, als der erste Weltkrieg zu Ende ging und die Ernährungslage sich dramatisch verschlechtert hatte. Heinz hatte immer großen Appetit und das Thema Essen spielte in seinen Briefen eine große Rolle. Das behielt er bei, wie ich auch später immer wieder aus seinen Reiseschilderungen herauslesen konnte.

„Warnemünde, den 27. 7. 18

Liebe Eltern! Es geht mir sehr gut. Ich habe schon etwas Farbe bekommen. Das Wetter ist in den letzten Tagen ganz gut; ich möchte daher noch lange hier bleiben. Habe immer riesigen Hunger. Hoffentlich geht es Euch gut. Ich bin viel am Strande und schippe fleißig. Gestern Abend war ich mit Tanten auf der Mole. Vielen Dank für die Zeitungen. Herzlichen Gruß von Eurem Heinz“

Als Zwölfjähriger las er schon Zeitung! Der Einfluß seines Vaters als Redakteur und Herausgeber einer Tageszeitung ist nicht zu übersehen.

„31. 7. 18 Liebe Eltern! Es geht mir gut und es tut mir sehr leid, daß Mutti solche Schmerzen hat. Das Wetter ist heute sehr unfreundlich und stürmisch. An die Tanten Baranovska habe ich geschrieben und an Daubners schreibe ich gleich. Die Sachen sind warm genug, ich habe den Waschanzug erst zweimal angehabt. Ich bin fast den ganzen Tag am Strand, sogar nach dem Abendbrot gehe ich noch mal mit Tante spazieren. Gestern Vormittag waren wir ein Ende nach Wilhelmshöh herauf gegangen und haben einen

große Strauß Blumen mitgebracht. Ich bin schon ordentlich braun von der Seeluft geworden.

Herzliche Grüße schickt Euch Euer Heinz“

Schon als Kind war Heinz ein eifriger Briefeschreiber gewesen – eine andere Kommunikationsmöglichkeit gab es damals nicht – und ist es bis kurz vor seinem Tod geblieben.

Als im Juni 1919 sein Vater zu einem Erholungsaufenthalt in Braunlage im Harz weilte, Richard George war schwer herzkrank, schrieb sein Sohn ihm aus Berlin ausführliche Briefe, um ihm von den Neuigkeiten in der Familie und besonders über den schlechten Gesundheitszustand seiner Mutter zu berichten. Während seine Mutter mit großen Schmerzen im Krankenhaus lag und sein Vater sich in Braunlage von seiner Herzkrankheit erholte, wurde ihr Sohn von seiner Tante Klara gut behütet und versorgt. Auch sein Onkel Albert und seine Tante Jenny kümmerten sich rührend um ihren Neffen. Dieser familiäre Zusammenhalt muß ihn für sein Leben geprägt haben, denn seine spätere Fürsorge um seine Verwandten, besonders zu DDR-Zeiten, als dort an vielen lebenswichtigen Dingen Mangel herrschte, läßt darauf schließen. Regelmäßig schickte er Päckchen an sie in die „Zone“.

„14. 6. 1919

Lieber Vater! Deine Karte, die wir mit Sehnsucht erwarteten, haben wir heute Sonnabend zwischen 5 und 6 erhalten. Das war ja eine furchtbare Fahrt für Dich.

(...) Gestern bin ich mit Tante Clara am Grunewaldsee gewesen. Dann sind wir nach Dahlem zum Untergrundbahnhof gegangen. Unterwegs fand Tante eine goldene Armbanduhr, und wir trafen ziemlich schneidig aussehende Soldaten. Heute war ich in der Schule, wo uns mitgeteilt wurde, daß der Unterricht bis zum 25. ausfiel. Denn die Hohenzollern-Schule setzte uns an

die Luft und in die alte können wir nach einem Ausspruch des Kreisarztes noch lange nicht hinein. Wir sind alle furchtbar traurig darüber!!! (...) Mutti war heute beim Doktor, da er aber ihr die furchtbaren Schmerzen nicht nehmen konnte, will sie in der nächsten Woche zu einem Blasenarzt gehen. (...) Zeitungen erscheinen wieder einmal nicht. Wir hoffen, daß es Dir gut geht und grüßen Dich herzlich Mutti und Dein Sohn Heinz

18. 6. 1919

(...) Am Sonntag waren wir zu Hause und am Nachmittag kam Onkel Albert, Mutti hatte wieder große Schmerzen und war deshalb am Montag bei Behnke, der ihr aber auch nicht helfen konnte. Nachmittags ging sie zu Lössin, und da der verreist war, zu seinem Vertreter. Ich war Montag früh mit Plessows endlich im Meereskunde-Museum; da wurden einige Schiffsmaschinen elektrisch getrieben. Das war fein! Tante Klara ist jetzt bei uns. Gestern war Dr. Reinke bei uns, der Muttern auch geholfen hat. (...) Montag war ich auch noch bei Tante Jenny und habe Zeitschriften geholt. Seit gestern Abend gibt es wieder Zeitungen. (...) Lernst Du auch die griechischen Vokabeln? Ich mache ab und zu ein bißchen Griechisch, aber nicht viel. Tante Klara grüßt Dich vielmals und wünscht Dir gute Erholung. Auch isß man, soviel Du kannst. Viele, viele Grüße von Muttern und Deinem filius Heinz“

Als Heinz in der Schule mit Griechisch begann, fing auch sein Vater an, diese Sprache unter der Anleitung seines Sohns zu lernen.

„Berlin, d. 21. 6. 19

Lieber Vater! Daß Mutti im Krankenhaus ist, hat Dir Onkel Albert wohl geschrieben; es geht ihr wieder etwas besser. Gestern waren Tante Klara und ich bei ihr; Tante Jenny und Onkel waren auch da. Am Mittwoch klingelte es bei uns in einem fort: erst war Dein Schneider da und brachte Flicker, dann der Geldbriefträger, der brachte auch etwas, dann ein Bettler, dann ein Mädchen, das Schuhkram anbot und dann die Aufwärterin. Vorgestern Nachmittag waren wir in der Grunewaldstr. (Anm.: Wohnung von Daub-

ners), um zu baden; nachher haben wir da Kaffee getrunken. Ich habe mir aus Deinem Bücherschrank in der Wohnstube „Die Höhlenkinder im heimlichen Grunde“ von Sonnleitner herausgesucht und bald ausgelesen. Es mangelt überhaupt an Lesestoff für mich. Schularbeiten mache ich ab und zu. Ich hoffe ja, daß wir weiter frei haben. Der Schneider war sogar so gnädig, meinen Anzug zur Anprobe fertig zu machen. (...) Mit dem Steinbaukasten habe ich auch gebaut. (...) Mutti läßt Dich vielmals grüßen.

Viele herzliche Grüße von Tante Klara und Heinz Dein filius

Lieber Richard! Nun bin ich da, wo ich nicht sein wollte u. fühle mich so e-lend. Es ist doch eine fürchterliche Behandlung. Nun dieser Unfall, sonst hätte mich ja Dr. Reincke behandelt und ich hätte zu Hause liegen können.

Herzl. Gruß Liese“

Seine Mutter muß zusätzlich zu ihren gesundheitlichen Problemen einen Unfall erlitten haben, weil sie im Krankenhaus liegen mußte und nicht aufstehen konnte.

„Berlin, den 25. 6. 19

Lieber Vater! Heute bin ich zum ersten Mal in der Schule gewesen, wir haben nun wieder regelmäßig Unterricht. (...) Die Schule ist ja wieder sauber, aber es riecht dort sehr nach Karbol, trotzdem alle Fenster weit aufstanden. Es riecht auch nach Gas. Scheinbar sind die Röhren schadhaft geworden. (...) Am Sonntag waren wir in der Grunewaldstr., um Mittag zu essen, nachher gingen wir zu Muttern; es ging ihr so leidlich. Am Montag war Tante Klara mit mir im Grunewald. (...) Wir fuhren nach Zehlendorf-West, gingen nach der alten Fischerhütte und frühstückten dort. Dann wanderten wir in den Wald und legten uns in das Gras, das dort ziemlich hoch ist. Muttern und Tante Lenen haben wir einen Strauß mitgebracht. Darauf gingen wir, nachdem 2 Kanonen vorbeigefahren waren, wieder zum Schlachtensee. (...) Nachdem ich das geschrieben habe, gehe ich zu Muttern, sie

wird auch etwas schreiben. (...) Viele, viele Grüße von Tanta Klara und Deinem Sohn Heinz. Filius.

Lieber Richard! Du kannst Dir nicht denken, wie unglücklich ich bin, es ist eine Höllenqual für mich hier zu liegen, keine Nacht schlafen, wenn ich doch bloß erst transportfähig wäre, aber ich kann ja nie wieder Treppen steigen und laufen. Viel besser geht's Dir wohl auch noch nicht. Ein schreckliches Wiedersehen.

Herzl. Gruß Liese“

Das Leben des Dreizehnjährigen spielte sich nur unter Erwachsenen ab, mit Ausnahme während des Schulbesuchs. Er hatte keine Spielkameraden oder Freunde. Er schien sie auch nicht zu brauchen, denn die große Familie war der Ersatz dafür.

Die allmähliche Umstellung vom Kaiserreich zur Republik zeigte ihre Folgen auch in der Schule. Heinz war wie sein Vater Anhänger des Kaisers und setzte sich mit einigen Klassenkameraden für den Erhalt des Kaiserbildes im Klassenzimmer ein, obgleich andere dagegen Einspruch erhoben.

„Berlin, 28. 6. 19

Lieber Vater! Deine Postkarten von Braunlage habe ich erhalten. Deine griechische Karte habe ich heute früh erhalten. In der letzteren sind mehrere Fehler. (Anm.: Heinz erklärt seinem Vater, wie es richtig geschrieben werden muß.) – Zeichnen und Turnen haben wir wieder; der Lehrer in Turnen ist der alte; nur die M-Klasse hat einen anderen, den nennen wir „Eberts Bruder“. In unserer Klasse fehlte das Kaiserbild, da sind Matthes und einige andere zu Pr. Jägel gegangen und haben ihn gebeten, daß wir das Bild wiederbekommen und er hat es uns versprochen. Am anderen Tag sind wir zu Dr. Hecht gegangen und haben uns das Bild geholt. Warschauer und Genossen haben allerdings Einspruch erhoben, aber sie müssen den Mund halten, sonst geht es ihnen schlecht. Nun hängt das Bild seit gestern in unserer Klasse. (...) Am Donnerstag haben wir den Aufsatz „Sanssouci und der

alte König“ zurück bekommen, ich habe genügend zum Teil besser. Nur wenige haben gut. In der nächsten Woche schreiben wir Geschichte und Algebra. (...) Heute geh ich zu Muttern. Tante Lene und Tante Klara lassen grüßen. Viele herzliche Grüße von Deinem Heinz. Filius.

Richard, ich kann Dir doch nichts schreiben, ich bin zu traurig, ich komme hier nie wieder raus, so eine harte Strafe, zu essen gibt's genug, ich schlinge alles nur so rein, es ist furchtbar. Liese

Viele Grüße. Liese kann sich immer noch nicht in ihre Lage schicken, aber es hilft doch nichts. Sie ist vorläufig im Krankenhaus gut aufgehoben. Bleibe Du nur, solange Du Zeit hast. Wirst Du denn satt? Pignon (Anm. Albert Moser)“

„Berlin, den 2. 7. 19

Lieber Vater! (...) Am Sonntag war ich bei Daubners, um Mittag zu essen; es gab Klöße, ich habe 7 gegessen. Vorgestern waren Tante Klara und ich bei Wertheim und haben ein Hemd für mich gekauft. Dann war ich bei Tante Jenny, um mir die Zeitschriften zu holen. Den Anzug für mich haben wir auch gekriegt, hat ja auch lange genug gedauert! (...) In der Schule bin ich in Physik gelobt worden, weil ich die Fallgesetze als einziger konnte. Extemporale haben wir nicht geschrieben. Wegen des Verkehrstreiks müssen einige von uns ziemlich weit laufen, einer kommt gar nicht heran. Das Kaiserbild hängt immer noch da, trotzdem Warschauer sagte, es bleibe nicht lange hängen. Heute geh' ich zu Muttern, die wird wahrscheinlich auch schreiben, dann gehe ich zu Tante Jenny. Viele Grüße von Tante Klara und Heinz

Liese läßt herzlich grüßen. Sie ist schlechter Stimmung und will nicht schreiben. Wegen des Ganges der Züge von Braunlage nach Berlin habe ich heute vom Büro aus an Dich geschrieben. Herzl. Gruß Pignon“

Nach der Rückkehr des Vaters aus Braunlage fand noch im selben Monat ein Umzug der Familie George aus der Wohnung im 4. Stock in der Elsholzstraße in eine ebenerdige Bleibe in der Dessauer Str. 36 nahe dem Potsdamer Platz statt. Sie war eine Dienstwohnung seines Vaters in unmittelbarer Nähe dessen Zeitungsredaktionsbüros. Um bei dem Umzugstrubel nicht zu stören, verbrachte der Junge einige Tage bei seiner Tante Martha, die mit ihrem Mann Richard Conrad, ihrer 23-jährigen Tochter Anneliese und dem jüngsten Sohn Hans, 19 Jahre alt, in Hohen Neuendorf wohnten. Ihr älterer Sohn Walter war im ersten Kriegsjahr 1914 gefallen. Seine Tante trauerte sehr um ihn. Ihre ältere Tochter Charlotte war mit dem Gastwirtssohn und Elektromonteur bei Siemens, Emil Schulze, verheiratet und hatte selbst eine kleine Tochter mit Namen Ursula. Auch diese Familie lebte im Sommer 1919 in dem beschaulichen Ort im Norden Berlins.

Heinz schrieb auch in diesen wenigen Tagen zwei Karten nach Hause an seinen Vater. Seine Mutter lag noch im Krankenhaus.

„Hohen Neuendorf, den 28. 7. 1919

Lieber Vater! Ich bin den ganzen Tag im Garten; dort spiele ich mit Ursula und den anderen Kindern. Gestern haben wir eine Höhle gegraben, oben drauf sind Bretter und Decken; sie ist wundervoll. Heute waren wir im Wald bei dem Dorf Stolpe. Mir geht's gut, ich schlafe sehr schön. Wie geht es Dir? Doch auch gut? Viele herzliche Grüße an Dich und Tante Klara von Deinem Heinz Filius

Hohen Neuendorf, den 31. 7. 1919

Lieber Vater! Das Wetter ist heute schlecht; es regnet und ist ziemlich kalt. Ich mache auch Griechisch, machst Du auch Griechisch? Du hast wohl aber jetzt wenig Zeit, des Umzugs wegen, nicht wahr? Vielen Dank für die Hose mit den Bonbons, ich habe schon beim auf den Baum Klettern ein kleines Loch hinein gerissen. Wann komme ich denn nun in die neue Wohnung? Ich möchte am liebsten nicht später als Montag; denn ich habe Sehnsucht

nach Dir und Mutti. – Heute lese ich den ganzen Tag; der Werner hat mir nämlich Bücher geborgt. Viele, viele Grüße an Dich, Mutti, Tante Klara, Jenny, Lene und Onkel Albert von Heinz.“

Das Mädchen Ursula, das er auf der ersten Karte erwähnte, sollte sein späteres Leben stark beeinflussen. Jahre später beschrieb er seine erste Begegnung mit ihr folgendermaßen.

„Dort traf ich Ursula, die in diesem Jahr gerade zur Schule gekommen war. Ich selbst war einige Jahre älter. Trotzdem spielte ich sehr gern mit ihr, obwohl ich mir sonst aus „kleinen“ Kindern, ganz gleich, ob es Jungen oder Mädchen waren, gar nichts machte. Ich war nur ein paar Tage draußen in Hohen Neuendorf, nur solange der eigentliche Wohnungswechsel dauerte. An Einzelheiten erinnere ich mich nur noch undeutlich. Das einzige äußere Zeichen, daß diese erste Begegnung wirklich stattgefunden hatte, war eine vergilbte Photographie, wenig schön, wie es Liebhaberaufnahmen gewöhnlich sind, die mich zusammen mit Ursula zeigte und an der nichts Bemerkenswertes ist. Trotzdem vergaß ich diese Tage nie, in denen ich zum ersten Male mit Ursula zusammen war.“ (Foto)

Fünf Jahre später im Juni 1924 starb seine Mutter im Alter von 61 Jahren. Inzwischen war Heinz 18 Jahre alt, hatte im Frühjahr seine Reifeprüfung mit großem Erfolg bestanden und war seit April Student für Volkswirtschaft an der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin, heute Humboldt-Universität. In seinen ersten Semesterferien verbrachte er zwei Wochen in Ückeritz an der Ostsee im Ferienhaus seiner Tante Jettchen und seinem Onkel Albert, die sich liebevoll um ihren Neffen kümmerten. Fast jeden Tag schrieb er an seinen geliebten Vater nach Hause, um dessen Gesundheit er sehr besorgt war.

„Ückeritz, d. 22. 8. 1924

Lieber Vater! (...) Wir sind gleich noch gestern abend, nachdem ich ein bißchen ausgeruht hatte, spazieren gegangen – durchs Dorf bis zum Achter-

wasser. Ans Meer bin ich erst heute gekommen. Ich bin um 6 Uhr aufgestanden und an den Strand gegangen, während Onkel und Tante noch schliefen. Es war kein Badegast am Strand, nur ein paar Fischer. Nach dem Kaffee bin ich wieder an den Strand gegangen, Onkel und Tante kamen nach. Dort haben Onkel und Tante Sand-, Luft- und Wasserbäder genommen, ich habe eine „Burg“ geschippt und zwar, trotz heftigen Protests, mit Hut. Denn eine Strandmütze habe ich nicht bekommen. Der hiesige Allerwelts-Laden hatte nur zwei auf Lager, die so groß waren, daß auch eine Sonntagsnummer des „Lokal-Anzeigers“ nichts geholfen hätte, sie hätte doch nicht gepaßt. Vielleicht gibt's in einem anderen Badenest so'n Ding. Es geht aber auch so sehr gut. (...) Es geht mir also gut und gefällt mir auch hier. Hoffentlich geht es Dir auch gut, wenn Du nur ordentlich geschlafen hast. Nach dem für mich sehr langen Skriptum werde ich Schluß machen. Ich schreibe bald wieder. Auf Wiedersehn! Viele Grüße an Dich, Tante Grete, Tante Käthe, Frau Daubner, die Schwester und wen Du sonst noch triffst, von Deinem Sohn Heinz

Nachschrift: Du wirst ja über meine „Klaue“ schimpfen, ebenso über die sonstige äußere Form; aber es wird gerade Kaffee getrunken, und das entschuldigt alles. Schluß! Heinz

Lieber Schwager, wenn das so weitergeht mit dem Studiosus, dann kommen wir wie ein Zwirnsfaden zurück. Heute versuchte er den Schmerb... seines Onkels mit Sand wegzubombardieren und mich hat er mit nassem Lehm jeschmissen. Aber sonst geht es uns recht gut, hoffentlich Dir auch.

2. Nachschrift!

Ich muß gegen alles protestieren, was man von mir ausgesagt hat, und das Gegenteil behaupten. Hüte Dich vor böswilligen Beschuldigungen von anderer Seite. H.

Lieber Heiliger! Die Jugend hat sich vorstehend ausgequaddelt, da kann das verständige Alter schweigen. Heinz scheint sich hier ja wohl zu fühlen; er

tobt umher wie ein losgelassenes Füllen. Schade, daß Du nicht auch mal für einige Zeit ausspannen kannst. Herzlichen Gruß Pignon“

Dem jungen Studenten schien die Abwechslung in Ückeritz sehr gut zu bekommen. Er fühlte sich wohl in der „Obhut“ seiner Tante und seines Onkels.

„Ü., den 24. 8. 1924

Lieber Vater! Heute sollst Du einen etwas vernünftigeren und auch äußerlich schöneren Brief bekommen als vorgestern.(...) Heute am Sonntag haben wir auch schon allerlei erlebt. Onkel hat Tante Jettchen und mich vor und in der Kuhle namens „Willkommen“ (Anm.: auf Griechisch) photographiert (Foto). Kurz darauf wird es dunkel, der Himmel bezieht sich, und es gibt ein hübsches Gewitter mit Regen und Hagel in großen Mengen. Da wir hoffen, es würde aufhören, flüchten wir in den Wald. Ich hatte wenigstens – trotz Onkels Lächeln und Spotten – den Umhang mitgenommen, wenn er auch nicht viel abgehalten hat, aber Onkel und Tante hatten gar nichts. Tante war sogar noch vom Luft- und Sonnenbad recht wenig bekleidet, denn sie wurde beim Umziehen vom Regen überrascht. Nachdem es endlich aufgehört hatte zu hageln, zogen wir in strömendem Regen nach Haus. Ich ging voran, um Schirm und Umhang zu holen. Es hatte aber wenig Zweck. Wir waren alle gründlich naß. Die Stiefel quietschten vor Nässe. Hosen und Strümpfe waren zum Auswringen. Nach dem Umziehen wollten wir essen gehen, aber auch das war nicht so leicht. Erstens goß es noch nach wie vor und zweitens hatte ich nur ein Paar Stiefel, und mit den Hausschuhen in dem Matsch ging auch nicht. Aber schließlich bin ich doch in den Schuhen auf Zehenspitzen hin und wieder nach Hause gekommen. (...)

Viele Grüße an Dich und die übrigen      Heinz George stud. rer. pol.

Nachschrift: Schön ist der Brief doch nicht geworden. Na, ist nicht zu ändern. Heinz

Ü., den 29. 8. 24

Lieber Vater! (...) Nachher sind wir noch an den Strand und auf die Brücke von Bansin gegangen. In der Nähe bauen nämlich Pioniere eine Übungsbrücke. Die Soldaten manövrierten da in Pontons und Motorbooten rum. Dies war bei dem Wellengang keine Kleinigkeit. Hierbei zuzusehen ist sehr unterhaltend. (...) Vormittags wird im Sande rumgelegt und gebadet. Zu Onkels Leidwesen gehe ich nicht weit genug ins Wasser hinein, aber mir macht es mehr Spaß, mich nur bis zu den Knien oder zum Bauch in die Fluten zu stürzen. (...)

Viele Grüße an Dich von Deinem stud. rer. pol.“

Wie schon als Kind reizte ihn das Baden im Meer überhaupt nicht. Im Sand zu schaufeln oder lange Strandspaziergänge zu unternehmen, auch alleine, waren seine Ferienvergnügungen, die er liebte und . . . das Essen!

„Ü., den 1. 9. 1924

Lieber Vater! (...) Heute vormittag habe ich meine arg verwüstete Kuhle auf neu renoviert. Das hat guten Appetit gegeben. Ich habe im Laufe des Vormittags auch 7 Brötchen vertilgt. Aber, Du brauchst nicht zu denken, daß ich allein soviel futtere, Onkel und Tante stehen auch ihren Mann. (...) Als ich am Sonnabend Tante Emilie und Frl. Kammin in Bansin besuchen wollte, war niemand zu Hause; auch am Strand waren sie nicht. Ich bin dann von Bansin noch bis Ückeritz gegangen und habe nun die ganze Küste von Usedom ab Swinemünde bis nach Zinnowitz abgeklappert. (...)

Ü., den 4. 9. 1924

(...) Am Sonntag, den 7., kommen wir also nach Berlin zurück. Ich freue mich schon aufs Arbeiten, habe ja auch lange nichts getan. Das wird wohl der letzte Ückeritzer Brief an Dich sein. Auf Wiedersehen in Berlin.  
Filius“

Man merkt, daß Heinz trotz seiner „Rumtollerei wie ein Füllen“ mit seinen 18 Jahren den nötigen Ernst besaß, daß er sich auf das Arbeiten für sein Studium

freute. Auch während dieser Ferien erwähnte er mit keinem Wort gleichaltrige Freunde oder Bekannte. Er schien sie nicht zu brauchen, weil er sich im Kreis seiner Verwandten gut aufgehoben fühlte.

In den Sommerferien des nächsten Jahres wanderte er allerdings acht Tage lang mit dem Sohn eines „Pilz“-Freundes seines Vaters, Erwin Loll, durch den Harz. Sie starteten in Bad Harzburg und durchquerten das Gebirge zu Fuß, kurze Strecken auch per Bahn. Zuerst von Nord nach Süd über Goslar, Torfhaus, St. Andreasberg, Bad Lauterberg erreichten sie am vierten Tag Nordhausen. Weiter ging es von Süden kommend – nach einem Abstecher zum Kyffhäuser – nach Stiege, an der Bode entlang zum Hexentanzplatz, nach Thale, über den Berg Roßtrappe nach Blankenburg, Wernigerode bis an ihr Ziel Ilsenburg am Nordrand des Harzes.

Von dieser abwechslungsreichen Wandertour – nicht nur was das Wetter betraf – berichtete er seinem Vater fast täglich, teils recht humorvoll, von den Freuden und Leiden die die beiden Wanderer in dieser Zeit durchmachten. Weder die Wanderbekleidung noch die Quartiere, die sie abends aufsuchten, entsprachen heutigen von Komfort verwöhnten Wanderansprüchen.

„Goslar, den 2. 8. 1925 (Deutsches Haus)

Lieber Vater! Wir sind glücklich in Goslar eingetroffen. Leider fing es schon in Magdeburg an zu regnen. Schöner, nieselnder Regen, der ab und zu einmal aussetzte. Die Windjacken haben also gleich ihre Regentaufe bekommen. Sie halten ziemlich dicht. Aber ich glaube, wenn es die ganze Woche regnen sollte, kommt es doch bis zur Haut durch. Wir hoffen, daß morgen besseres Wetter sein wird. (...) Das „Deutsche Haus“, in dem wir unser Quartier aufgeschlagen haben, liegt in der Bahnhofstraße, der Kurpromenade Goslars. Die Einrichtung des Zimmers, ein etwas kühnes Wort für das Gemach, besteht nur aus 2 Betten, einem Stuhl – auf dem wir abwechselnd sitzen – , Kleiderhaken. Das ist alles. Preis 3 Mark einschließlich Frühstück.

(...) Wir fühlen uns sehr wohl. In der Hoffnung, daß es auch Dir gut geht grüßt Heinz. Viele herzliche Grüße Erwin

Stiege, den 5. 8. 1925

Lieber Vater! In strömendem Regen hier angekommen und nach Schwierigkeiten endlich ein Zimmer gefunden. (...) Deine Karte habe ich auf der Post erhalten. Es freut mich, daß es Dir gut geht. Was die postlagernden Briefe anbetrifft, möchte ich vorschlagen, nach Rübeland keinen Brief zu schreiben, weil die löbliche republikanische (die kaiserliche wahrscheinlich auch) Post von 12 - 3 Uhr in den kleinen Orten geschlossen hat. In Werningerode wird ja die Post großstädtischer sein. Bei republikanisch fällt mir ein, das Kaiserdenkmal auf dem Kyffhäuser hat noch eine Kaiserkrone, man denke!!! Die Republik ist in Gefahr. (Kommentar von Erwin: Sonst haben schon sämtliche Posthäuschen den republikanischen Sperling, die Bevölkerung scheint im großen Ganzen national zu sein, wir haben bis jetzt nur schwarz-weiß-rote Fahnen gesehen.) Aber weiter in meiner Reiseschilderung. Fahrt mit der Harzquerbahn bis Eisfelder Talmühle in strömendem Regen! Von da nach Stiege zu Fuß. Herrlicher Dreck. Erstaunlicherweise haben wir den richtigen Weg gefunden, weil im entscheidenden Augenblick ein Radler - übrigens der einzige Mensch in 1 ½ Stunden - kam. Strömender Regen, Lehm, Dreck, daß es nur so spritzte. Endlich Stiege erreicht. Kein Hotel zu sehen. Durch ein endloses Dorf mußten wir wandern. In „Schloß Stiege“ nur Jugendherberge; dazu waren wir beide nicht geneigt. Nächste Anfrage wurde beantwortet: alles voll; es sind noch 2 Betten frei, aber in verschiedenen Zimmern, die schon teilweise besetzt wären. Wir dankten. Im Hotel „Zum Burgstieg“ haben wir zu guter Letzt ein Ruheplätzchen gefunden. Ganz niedliches Zimmer. Abendbrot: Schnitzel, ganz frisch, erst vom Schlächter geholt; hinterher Käsebrot (Harzer Kanarieneroller). Hatte Wirt, wie man sich einen Wirt vorstellt. Der Förster ist auch da, hat schon Jägerla-

tein erzählt. (...) Nun werde ich einen Punkt machen (.), sonst liest Du nicht zu Ende. Das ist mein längster Brief geworden. (...) Aus diesem langen O-  
pus wirst Du wohl sehen, daß es uns gut geht. Wir hoffen von Dir das Gleiche. Nun wirklich Schluß. Viele, viele Grüße von Deinem Sohn     Heinz.  
Herzlichen Gruß     Erwin

Thale, den 6. 8. 1925

Lieber Vater! Heute haben wir prächtiges Wanderwetter gehabt. Zuerst war auf den Wegen noch großer Schmutz und Matsch, aber die Sonne trocknete ihn bald. Unsere Stiefel sehen leider nicht sehr schön aus, aber sie sind bequem, drücken nicht und werden hoffentlich bis Berlin halten. Von Stiege sind wir nach Altenbrak auf herrlichen Waldwegen – abwechselnd Buchen und Tannen – gewandert. Am Ufer der Bode haben wir gefrühstückt: Erwin malerisch gelagert, ich auf einem bemoosten Felsen auf meiner Windjacke sitzend; beide Brötchen schmierend, belegend und verzehrend. Nachher haben wir mit Steinen nach Blechbüchsen, Eimern usw. in der Bode geworfen. Beschäftigung für studiosi. Unsere Treffer waren gering, besonders meinerseits; auf 50 Würfe ein erfolgreicher Schuß. (...) In Thale haben wir Quartier im „Thaler Hof“ aufgeschlagen. Zimmer mit Frühstück 3,50 Mark. Das geht ja für Thale! Bei einer Weiße „mit“ sitzend, schreibe ich jetzt. Jetzt, lieber Vater, laß es Dir gut gehen, daß wir Dich frisch und vergnügt wiederfinden, und sei begrüßt von Deinem Sohn     Heinz.     Herzlichen  
Gruß     Erwin“

Am Schluß äußerte sich Heinz in allen Briefen liebevoll besorgt um das Wohlergehen seines Vaters, der durch seine Herzkrankheit schon sehr angeschlagen war. Vier Wochen nach seiner Rückkehr, am 2. September 1925, starb Richard George im Alter von 59 Jahren an einem Herzschlag in seiner Wohnung in der Dessauer Straße. Ein schwerer Schlag für seinen Sohn! Sein innig

geliebter Vater war tot. Das feste Band, das beide stark verbunden hatte, war gerissen. Mit 19 Jahren war er Vollwaise geworden und allein auf sich gestellt. Die Moserschen Verwandten, Onkel Albert, Tante Jettchen, Tante Lene und Tante Klara mütterlicherseits, die „Pilz“-Freunde Daubners und die Tanten Jenny, Martha und Pauline, Richards Schwestern kümmerten sich jetzt alle um den jungen Heinz.

Am 2. Oktober 1925 wurde er für volljährig erklärt – damals wurde man erst mit 21 Jahren reif dafür –, und es wurde eine Vereinbarung zwischen ihm und dem Verein der Berliner Stadtmission getroffen. Sein Vater hatte diese Regelung für seinen Sohn vor seinem zu erwartenden frühzeitigen Tod rechtzeitig getroffen. Hierin wurde sein finanzielles Erbe aus dem ihm zustehenden Geschäftsanteil seines Vaters aus dem „Reichsboten“ vereinbart. Heinz verpflichtete sich, den ihm zustehenden Geschäftsanteil von 3 860 Reichsmark an die Stadtmission abzutreten und die Dienstwohnung seines Vaters bis zum 1. Januar 1926 zu verlassen. Im Gegenzug verpflichtete sich die Stadtmission, ab 1. Oktober 1925 für drei Jahre monatlich 75 RM zu zahlen zur Fortführung seines Studiums, ihm ein Zimmer zu einem ermäßigten Preis zur Verfügung zu stellen und die Möbel seines Vaters in Stadtmissionsräumen unterzustellen.

### **Studium, Berufsbeginn und die große Liebe**

(1926 bis 1934)

Heinz George zog es vor, noch kurzen Zwischenlösungen des Aufenthalts in einem möblierten Zimmer und in der Wohnung seiner Tante Jenny, die seit 1920 mit dem Zahnarzt Julius Droß verheiratet war, zu seiner Tante Martha nach Hohen Neuendorf zu ziehen, die nun bei ihm Mutterstelle einnahm. Er soll ihr Ersatzsohn für den im ersten Weltkrieg gefallenen Walter gewesen sein, wie später erzählt wurde. Ihr Mann Richard Conrad, pensionierter Chef

des Hohen Neuendorfer Postamts, der oft ohne seine Frau auf Reisen war, schien nichts dagegen zu haben. Nur soll ihm mißfallen haben, daß Heinz durch seine Frau bei den Mahlzeiten mit Lieblingsspeisen mehr verwöhnt wurde als er selbst.

Von Hohen Neuendorf aus fuhr der Student mit der S-Bahn zur Universität nach Berlin. Er war sehr fleißig und bestrebt, in der vorgesehenen Zeit sein Studium abzuschließen und schaffte das auch. Im Mai 1927 legte er mit der Gesamtnote „genügend“ die Prüfung zum Diplomvolkswirt ab. Er studierte weiter bis zum Frühjahr 1929 und schrieb in dieser Zeit seine Doktorarbeit zum Thema „Die Lage des Kautschukmarktes in der Nachkriegszeit“. Im Februar 1929 bestand er seine Promotionsprüfung zum Dr. rer. pol. und am 12. November 1929 wurde ihm feierlich mit einer Urkunde in der Größe DIN A 2, verfaßt in lateinischer Sprache, die Doktorwürde verliehen. Sein Leben lang war er stolz auf diese Leistung, die er schon im frühen Alter von 23 Jahren geschafft hatte. Dies hob er öfter hervor, besonders wenn er sich über die langen Studienzeiten späterer Generationen ärgerte, zumal deren Studien kostenlos waren, er aber Studiengebühren von 60 RM und Unterrichtsgeld von 37,50 RM pro Semester zu zahlen hatte. Seinen Doktorvater Prof. Schumacher besuchte er später regelmäßig in Göttingen beim Treffen der Schumacher-Schüler.

Unmittelbar nach seinem Studienabschluß, ab 12. März 1929, gelang es ihm eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels e. V. in Berlin zu bekommen. In den folgenden Jahren stieg er zum Referenten und stellvertretenden Abteilungsleiter auf. Sein Arbeitsgebiet umfaßte das gesamte Steuerrecht, Statistik, Verkehrswesen, Preisrecht und Bewirtschaftungsfragen. Ab 1936 war deren Nachfolgeorganisation die Wirtschaftsgruppe Einzelhandel, wo er bis zu seiner Einberufung zum Wehrdienst am 15. April 1943 als ein kompetenter Mitarbeiter geschätzt war. Sein Fleiß, seine Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit wurden in seinem Zeugnis hervorgehoben.

Seine Dissertationsarbeit war sein erstes Buch, das er im Juni 1929 veröffentlichten ließ, wofür er 500 RM als Zuschuß zahlen mußte. Das war der Anfang zu seiner Karriere als Verfasser von zahlreichen Fachbüchern über Steuern, die er im Laufe seines langen Lebens verfaßt hatte. (s. Anhang) Gleichzeitig schrieb er unzählige Artikel für Fachzeitschriften. Sein allererster Artikel erschien 1931 im Reichswirtschaftsblatt unter dem Titel „Das britische Finanzwesen“. Erfahrung mit dem Zeitungswesen hatte er während seiner Tätigkeit in der Schriftleitung des „Reichsboten“ sammeln können, wo er vor dem Tod seines Vaters 18 Monate stundenweise gearbeitet hatte. Mit der Artikelschreiberei besserte er sein anfänglich schmales Gehalt auf, und sie ermöglichte es ihm mit den Jahren, zu Unabhängigkeit und Wohlstand zu gelangen. Das Erreichen dieser Ziele war seiner großen Sparsamkeit zuzuschreiben, denn er legte sein verdientes Geld für die Zukunft an und gab es nur für ihn sinnvoll erscheinende Dinge aus.

Als Heinz George bei seiner Tante Martha in Hohen Neuendorf lebte, traf er Ursula wieder. Er hatte sie zwar zwischendurch bei Familiengeburtstagen oder ähnlichen Festen gesehen, aber sie hatte in seinen Gedanken keinen besonderen Platz eingenommen. Er schrieb darüber folgendes:

„Als einmal eine Tante – es muß kurz nach meinem Abitur gewesen sein – mehr im Scherz als im Ernst meinte: „Du wirst vielleicht einmal Ursel heiraten“, lachte ich nur. Daran hatte ich noch nicht gedacht. Denn gegenüber Frauen war ich sehr zurückhaltend. Doch die Tatsache allein, daß ich diesen Ausspruch nie vergessen habe, war wohl ein Zeichen dafür, daß schon das Kind auf mich einen Eindruck gemacht hatte, wenn ich mir dessen auch gar nicht bewußt war. In Hohen Neuendorf kam ich des öfteren mit Ursel zusammen, denn sie war die Enkelin meiner Tante Martha. Ich spielte mit ihr, zeigte ihr meine Bücher usw. Schließlich gab ich ihr Nachhilfeunterricht im

Französischen. Ursel war inzwischen zu einem Backfisch herangewachsen. Ich war Student, Anfang zwanzig.

Ich war mit meinem Studium fast fertig, als Ursel zur Tanzstunde ging. Man forderte mich auf, auch mitzumachen. Erst wollte ich nicht, da ich sehr unmusikalisch und wenig geschickt war. Dann tat ich es doch; denn inzwischen war eine leise Neigung zu Ursel in mir entstanden. Es machte mir Freude, mit ihr zusammen zu sein, obwohl die Tanzstunde dazu kaum Gelegenheit gab. Auf dem Abschlußball tanzte ich ein paarmal mit ihr. Ich hatte ihr sogar einen Strauß Rosen mitgebracht. Trotzdem blieb ich nicht bis zum Ende des Vergnügens, sondern ging gegen 1 oder 2 Uhr nach Hause. Vermutlich war das nicht richtig. Doch ich glaubte, von meinen Grundsätzen nicht abweichen zu dürfen.

Zu Weihnachten schenkte ich ihr einen kleinen Stadtkoffer aus Leder, an dem außen eine Tasche befestigt war, um Münzen hineinzustecken, damit sie für Fahrgeld bei der Hand wären. Das Geschenk gefiel ihr. Sie merkte allmählich, daß ich mich für sie interessierte.

Im darauf folgenden Februar beendete ich mein Studium und bestand das Doktorexamen. Das wurde irgendwie in der Tanzstunde bekannt. Zu meinen Ehren wurde ein Walzer gespielt, den ich mit Ursel tanzte.

Ich bekam bald eine Stellung, die zwar nicht sehr gut bezahlt wurde, aber doch einen Anfang darstellte. Ursel verließ zu Ostern die Schule und besuchte die Handelsschule. Eigentlich hätte sie lieber etwas anderes gelernt als Stenographie und Schreibmaschine. Denn sie hatte ein kleines Talent im Zeichnen, im Schneiden von Scherenschnitten und dgl. Doch war damit wenig Geld zu verdienen. Als sie nach einem halben Jahr fertig war, suchte sie sich – selbständig wie sie war – bei einem Anwalt eine Halbtagsstellung. Sie ging einfach zu dem Anwalt hin, von dem sie wußte, daß er sich gerade niedergelassen hatte, und fragte, ob er nicht eine Stenotypistin brauche. Eigentlich brauchte er noch keine, aber er nahm sie doch.

An dem Verhältnis zwischen mir und Ursel änderte sich kaum etwas. Ich träumte viel von ihr, war aber zu zurückhaltend, um mich ihr zu nähern, fürchtete wohl auch, eine Absage zu bekommen. Sie kümmerte sich wenig um mich. Im Herbst nahm sie einen Fortbildungskurs im Tanzen in derselben Tanzschule wie im Jahr zuvor. Ich machte nicht mit. Dort lernte sie einen jungen Mann kennen. Er konnte gut tanzen, war etwa gleichaltrig und machte offenbar Eindruck auf sie. Ich machte noch einige Annäherungsversuche. So wollte ich sie einmal an einem Sonntag zu einem Spaziergang abholen, mußte aber erfahren, daß sie etwas anderes vorhatte. Einmal ging ich mit ihr und einer Freundin spazieren und erntete eine schnippische Bemerkung, weil an meinem Anzug irgend etwas nicht in Ordnung war. Schließlich merkte ich, daß es besser war, nicht mehr anzufragen. Auch Ursel besuchte weniger ihre Großmutter.

Bald wurde es offiziell, daß Ursel und Günther zusammengehörten. Sie waren zwar nicht verlobt, waren aber am Wochenende meist beieinander und die Eltern verkehrten zusammen. Es war also anzunehmen, daß sie sich gern hatten und heiraten wollten. Ich hatte mich völlig zurückgezogen. Ich beschränkte mich auf Glückwünsche zum Geburtstag und eine Aufmerksamkeit zu Weihnachten. Mein Leben ging seinen Gang. Es schmerzte mich, daß meine Neigung unerwidert geblieben war, wenn auch mein Stolz etwas gekränkt war, daß mir ein anderer vorgezogen wurde. Ich war noch zu jung, um verstehen zu können, daß auf ein junges, hübsches Mädchel andere Dinge Eindruck machten als ein mehr oder weniger solides Äußere. Ich versuchte, über die Enttäuschung hinwegzukommen, vertiefte mich in meine Berufsarbeit und arbeitete auch nebenbei noch an vielem, was mich interessierte. Meine Stellung befriedigte mich nicht völlig. Es kam die Wirtschaftskrise. Ich hatte wenig Aussicht, vorwärts zu kommen und mehr Geld zu verdienen. Allerdings schuf ich mir eine kleine Einnahmequelle, indem ich Artikel schrieb.

So vergingen etwa zwei Jahre. Beziehungen zu andern Mädchen knüpfte ich nicht. Ab und zu kam ich mit jungen Damen zusammen und machte auch einmal eine flüchtige Reisebekanntschaft. Doch niemals erfaßte mich irgendein Gefühl, das mich hätte veranlassen können, von meinen Gewohnheiten abzugehen. Ich lebte bei meiner Tante, die mütterlich für mich sorgte und bedacht war, alles recht schön für mich zu machen.

Eines Sonntags erfuhr ich etwas über Ursel, an die ich in der letzten Zeit recht wenig gedacht hatte. Tante Martha erzählte mir, daß Ursel und Günther sich getrennt hätten. Es war zu einer Auseinandersetzung gekommen und man kam überein, sich längere Zeit nicht zu sehen. Aus dieser zunächst wohl nur vorübergehend gedachten Trennung wurde ein dauernder Bruch. Günther hatte sich etwas merkwürdig benommen. Er hatte mit Ursels Freundinnen geflirtet und eine sehr auf das Geld verdienen bedachte Neigung gezeigt. Kurz und gut, Ursel war wieder frei. Und nun merkte ich zu meinem eigenen Erstaunen, daß die Neigung, die ich früher für Ursel gehabt hatte, keineswegs tot war. Sie hatte wie ein Funken unter der Asche geschlummert. Der leiseste Hauch, die kleinste Hoffnung genügte, um sie in der alten Stärke wieder aufflammen zu lassen. Hinzu kam, daß ich das Gefühl hatte, als ob Ursel mich jetzt mit andern Augen betrachtete. Auch meine Tante machte einige Bemerkungen in dieser Hinsicht, die mich nachdenklich werden ließen.

Ich hatte – wie üblich – meinen Urlaub mit dem Rad verbracht. Als ich zurückkam, besuchte Ursel des öfteren ihre Großmutter. Sie interessierte sich für meine Reise und ließ sich Bilder zeigen. Dann lernte sie bei mir Schachspielen. Das gab den Anlaß, daß wir öfter zusammenkamen. Ursel besuchte ihre Großmutter wieder häufiger und übernachtete dort des öfteren, wenn sie mit mir Schach gespielt hatte. Ich merkte bald, daß Ursel mich wohl nicht zurückweisen würde, und in meinen Gedanken spielte sie eine immer größere Rolle. Der Verstand sagte mir, daß manches gegen die Ver-

bindung spräche. Ursel war lebenslustig, vielleicht sogar ein bißchen vergnügungssüchtig. Ich war ganz anders, schwerblütig, sehr zurückhaltend, fast schüchtern, ein wenig ungesellig und fast ein Einspänner. Trotzdem gingen wir verschiedene Male miteinander aus. Einmal war es ein Bummel am Kurfürstendamm, dann ein Theaterbesuch. Wir kamen uns näher.

Eines Abends – wir hatten wieder Schach miteinander gespielt und waren allein in der Wohnung – wurden wir uns einig. Dabei wurden nicht viele Worte gewechselt. Ich merkte, daß Ursel sich nicht sträuben werde, wenn ich sie in den Arm nähme. (Anm.: An diesem Abend gaben sie sich das Versprechen, zusammen zu bleiben. Dieses Datum – der 5. Dezember 1932 – war eines ihrer Gedenkdaten, die sie später immer feierten.) (Foto: Heinz und Ursula vor Flugzeug 1933)

Es folgte eine schöne Zeit für uns beide. Wir kamen uns weiter näher und verstanden uns gut. Wir waren uns auch einig, daß wir heiraten wollten. Der Zeitpunkt stand noch nicht fest, ließ sich auch nicht näher bestimmen, da ich wenig verdiente und die Wirtschaftslage schlecht war. Das Wochenende verbrachten wir miteinander, da wir im selben Ort wohnten. Im Sommer fuhren wir mit dem Rad in die Umgebung, im Winter unternahmen wir etwas anderes. Außerdem trafen wir uns an einem bestimmten Tag in der Woche, gewöhnlich am Mittwoch, an dem Ursel ihre Großmutter besuchte und bei ihr übernachtete. In dieser Zeit, im Sommer 1933, starb ihr Großvater Richard Conrad.

Ursel litt darunter, daß sich ihre Eltern nicht verstanden und sich scheiden ließen. Schuld hatten beide Teile. Ihr Vater war etwas leichtsinnig und hätte eine energischere Frau gebraucht, die für eine geregelte Wirtschaft gesorgt und das Geld zusammengehalten hätte. Dazu war ihre Mutter, die ausgesprochen vergnügungssüchtig war und sehr viel an sich dachte, nicht in der Lage. Nach der Scheidung waren die wirtschaftlichen Verhältnisse recht knapp. Ursel half ihrer Mutter sehr, vor allem das Geld einzuteilen.“

**Beruflicher Aufstieg**  
**und die Gründung seiner Familie im großdeutschen Reich**  
(1935 bis 1942)

Politisch hatte sich in diesen Jahren viel ereignet, was Heinz George neben seiner Berufstätigkeit und seiner großen Liebe zu Ursel sehr beschäftigte. Er hielt seine Gedanken dazu in seinem Tagebuch fest. Am 7. Februar 1933, also etwa eine Woche nach Hitlers Machtübernahme hatte er folgendes aufgeschrieben:

„Innenpolitisch haben sich wichtige Dinge ereignet. Der 30. Januar 1933 wird ein ‚Wendepunkt‘ in der deutschen Geschichte sein: Hitler ist Reichskanzler geworden. Wie kam dies?

In der letzten Januarwoche wurde immer häufiger davon gesprochen, daß die Stellung Schleichers (Anm.: Reichswehrminister, General, seit Dezember 1932 Reichskanzler) erschüttert sei. Mir erschienen diese Gerüchte unwahrscheinlich. Aber trotzdem hatten sie einen wahren Kern. Der Reichstag vertagte sich immer wieder. Es kam zu keiner Entscheidung. Schleicher forderte schließlich, da ihm eine Vertagung bis zum Frühjahr nicht gewährt wurde, die Auflösung des Reichstags. Überraschenderweise verweigerte Hindenburg die Auflösungsurkunde. Das ganze Kabinett trat zurück. Papen wurde mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt (Anm.: von Papen war Zentrumsabgeordneter). Er traf eine Vereinbarung mit Hitler. Die Bestellung Hitlers erfolgte am Montag, dem 30. Januar, mittags. Vizekanzler wurde Papen. Finanzminister blieb (Graf) Schwerin von Krosigk. Ebenso blieb Neurath als Außenminister, Eltz von Rickenack als Postminister und Gürtner als Justizminister. Frick wurde Reichsinnenminister, Freiherr von Blomberg Reichswehrminister. Hauptmann Göring: Reichskommissar für Luftfahrt (!), Stellvertreter von Papen als Reichskommissar für Preußen und blieb gleichzeitig Reichstagspräsident. Hugenberg wurde

Wirtschafts- und Ernährungsminister (Anm.: Hugenberg war Deutschnationaler). Am Abend des 30. Januar wurden Hitler und Hindenburg von der SA und dem ‚Stahlhelm‘ ein Fackelzug gebracht. In der Nacht kam es zu politischen Ausschreitungen, bei denen ein SA-Mann und ein Schupo fielen.

Der Reichstag wurde aufgelöst, da das Zentrum sich weigerte, einer Reichstagsvertagung für ein Jahr zuzustimmen. Die Neuwahl findet am 5. März statt. Innenpolitisch haben zahlreiche Neubesetzungen wichtiger Posten stattgefunden. Herr von Rohr-Demmin ist Staatssekretär im Reichsernährungsministerium geworden (Anm.: Er war ein deutschnationaler Rittergutsbesitzer, dessen Name mir von meinem Vater her bekannt war), Oberfinanzrat Bang Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium. Reichspressechef wurde der Redakteur Funk von der ‚Börsenzeitung‘, mit dem Rang eines Ministerialdirektors, Nazi (Anm.: Funk wurde später als Nachfolger von Schacht Reichsbankpräsident). Ähnliche Ernennungen sind zahlreich! Inzwischen ist am 6. 2. eine neue Notverordnung gegen Preußen erlassen worden. Braun und Severing wurden endgültig abgesetzt (Anm.: Braun war preußischer Ministerpräsident, Severing preußischer Innenminister). Der Landtag wurde aufgelöst. Das ging dadurch, daß man Papen an die Stelle von Braun setzte. Dann konnte das Dreimännerkollegium (Anm.: wer dazu gehörte, weiß ich nicht) eine Auflösung des Landtags beschließen. Adenauer weigerte sich mitzumachen. Er erklärte die Sache für verfassungswidrig. Das ist sie meiner Ansicht nach auch. Am 5. 3. Neuwahl des Landtags. Am 12. 3. werden die Gemeindevertretungen neu gewählt.

Und die Wirtschaft? Die Wertpapierkurse der Renten sind um 5 – 6 % gefallen! Eine Änderung in der Tendenz zeigte sich erst, als Hugenberg beruhigende Versicherungen wegen der Zinspläne gab. Wie lange das andauern wird, ist ungewiß. Hitler hat durchs Radio ein großes Wirtschaftsprogramm verkündet, das in einem Vierjahresplan für die Landwirtschaft und

gegen die Arbeitslosigkeit gipfelt. Ziemlicher Schmus. Ich beurteile die Lage ziemlich pessimistisch.“

1993 bezeichnete er seinen Bericht über Hitlers Ernennung zum Reichskanzler als

„verhältnismäßig dürftig. Das hing damit zusammen, daß ich damals andere Gedanken und Sorgen hatte. Meine Stellung bei der Hauptgemeinschaft des Einzelhandels, der späteren Wirtschaftsgruppe Einzelhandel, war zwar nicht gefährdet. Doch wurde ich sehr schlecht bezahlt, 275 RM brutto, 225 RM netto. Als Zulage erhielt ich einmalig 50 RM, feierlich überreicht von Dr. Tiburtius. Ergänzung zu meiner innenpolitischen Schilderung: Ich wollte am Mittag des 30. Januar zu meiner Bank gehen, um für 500 RM (aus Honorareinnahmen) ein Wertpapier zu kaufen, tat es aber im Hinblick auf die Nachricht von der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler nicht.“

Die Ereignisse am „Tag von Potsdam“, dem Tag, als der Reichstag in Potsdam feierlich eröffnet wurde, hatte er in folgendem ausführlichem Bericht festgehalten.

„Am Dienstag, dem 21. März 1933, war die feierliche Eröffnung des Reichstags in Potsdam. Am Montag war uns im Büro freigestellt worden, nach Potsdam zu fahren. Wer nicht fahren wollte, sollte die Reden usw. durch Lautsprecher im Büro hören. Der Dienst sollte um 14 Uhr beendet sein. Ich zog es vor, nach Potsdam zu fahren, Ursel hatte auch frei. Ich rief bei ihr im Büro (Gemeindeverwaltung von Hohen Neuendorf) an und verabredete mich mit ihr für 7 Uhr früh. Gegen 7 Uhr trafen wir uns am S-Bahnhof Hohen Neuendorf und fuhren los. Um 8. 30 Uhr waren wir in Potsdam. Die Züge waren noch nicht sehr voll gewesen.“

In Potsdam war eine unübersehbare Menge auf den Beinen. An der Nikolai-Kirche war kein Durchkommen. Daher versuchten wir, auf Nebenstraßen um die Kirche herumzukommen, um uns der Garnisonkirche zu nähern (der feierliche Zug ging von der Nikolai-Kirche zur Garnisonkirche).

Nach einigen Schwierigkeiten gelang es uns, in die Schloßstraße zu kommen, durch die der Zug gehen sollte. Wir standen am Hotel ‚Zum Einsiedler‘ gegenüber dem Potsdamer Marstall. Da wir das Glück hatten auf einer Treppenstufe zu stehen, konnten wir gut sehen. Uns gegenüber nahmen Ehrenkompanien der Reichswehr Aufstellung. Während wir warteten, verließ General Litzmann (nach dem die Stadt Lodsch von 1939 bis 1945 ‚Litzmannstadt‘ hieß) das Hotel ‚Zum Einsiedler‘. Die Menge machte dem aus dem Ersten Weltkrieg bekannten General bereitwillig Platz.

Nachdem der Gottesdienst in der Nikolai-Kirche beendet war, etwa gegen 11. 30 Uhr, bewegte sich der Festzug von dort zur Garnisonkirche durch die Schloßstraße. Zunächst sahen wir einige hohe Offiziere: Reichswehrminister von Blomberg, General von Hammerstein, Admiral von Raedern; ferner Hugenberg (Reichswirtschaftsminister) und den Oberbürgermeister von Potsdam Rauscher (?). Endlich fuhr das Auto des Reichspräsidenten von Hindenburg langsam durch das Spalier. Die Reichswehr präsentierte. Der Präsentiermarsch erklang. Die Menge jubelte, wogte durcheinander, schrie. Die Begeisterung war groß. Es folgten Hitler, von Papen, Brüning (?). Auch Hitler wurde umjubelt. Sobald alle Minister, hohen Offiziere, die Ehrengäste usw. vorüber waren, rückte die Reichswehr im Parademarsch ab. Auf dem Kopfsteinpflaster! Ein junger Leutnant warf so schneidig die Beine, daß die Menge laut klatschte!

Als der Zug vorbei war, konnten wir langsam die Schloßstraße bis zur Mammonstraße weitergehen. Dort fanden wir auf einer Treppe Platz, von der wir von weitem die Ehrenkompanie abrücken sehen konnten. Hinterher zogen SA, SS, Stahlhelm, Schupo z.b.V. (mit grünen Stahlhelmen), Studenten in Wicks. Die 21 Salutschüsse haben wir deutlich gehört, die Rauchschwaden gesehen und zum Teil sogar das Mündungsfeuer. Die Menge – wir standen noch in der Nähe des Marstalls – drängte fürchterlich. Die Absperrungen wurden mehrmals durchbrochen. SA und Reichswehr griffen

helfend ein. Zum Schluß gelang es, die Straße wieder freizumachen. Hindenburg fuhr im Auto von der Garnisonkirche zurück. Auch Hitler im Auto. Danach fielen alle Sperren. Wir gelangten schließlich zur Garnisonkirche und sahen die dort aufgebauten Tribünen (von hinten). Schließlich entdeckten wir, wie Mackensen in Husarenuniform (mit Reiherfeder) ins Auto stieg. Nach einem kurzen Spaziergang in Richtung auf den Park von Sanssouci haben wir im Restaurant ‚Zum Markgrafen‘ gut und reichlich Mittag gegessen. Nachdem wir uns ordentlich ausgeruht hatten, sind wir vom Bahnhof Charlottenhof – nach 16 Uhr – nach Berlin zurückgefahren.

Vom Potsdamer Bahnhof in Berlin sind wir durch den Tiergarten zur Siegestsäule bis zur Charlottenburger Chaussee (jetzt Straße des 17. Juni) gegangen. Dort hatte sich eine unübersehbare Menge versammelt, die sich langsam in Richtung auf das Brandenburger Tor schob. Dort standen die Menschen schon auf den Marmorbalustraden, wohl in Erwartung des abendlichen Fackelzuges. Über den Platz vor dem Brandenburger Tor zu gelangen, war ein Kunststück. Die Durchgänge durch das Tor waren fast verstopft. Allmählich wurde man weiter geschoben. Es war mehr ein Sichschieben-Lassen als ein Gehen. Ursel wollte am Pariser Platz warten, bis der Fackelzug vorbeikam. Da es aber erst 17.30 Uhr war, wanderten wir die Linden runter in Richtung Schloß. Im Schloßcafé (Unter den Linden Ecke Friedrichstraße) haben wir Kaffee getrunken und uns aufgewärmt. Wir waren wohl anderthalb Stunden dort.

Jetzt folgte das letzte Ereignis des Tages: der Fackelzug. Eine grandiose Sache. Wir standen auf einigen Stufen an einer Hauswand. Die Fensterplätze in den Häusern waren vermietet. Es wurde ständig in das Haus rein- und rausgelaufen. Die Menschen saßen auf den Bäumen der Straße, auf den Straßenlaternen. Sie hingen an den Gittern vor den Fenstern der Deutschen Bank (auf der anderen Straßenseite). Dort waren alle Bürofenster besetzt. Es war eine ungeheure Menschenmenge auf den Beinen. Der Fackelzug sollte

anderthalb Stunden dauern, von 19.30 Uhr an. Um 19.45 Uhr kamen die ersten Gruppen. Wenige Fackeln. Große Zwischenräume. Hauptsächlich SA. Dazu bündische Jugend. Dann wieder längere Zeit nichts. Polizeiautos fahren auf der Promenade in der Mitte der ‚Linden‘ entlang. Um 20.45 Uhr gingen wir auf und ab, um unsere kalten Füße zu erwärmen. Erst um 22 Uhr begann der eigentliche Fackelzug. Tausende und Abertausende zogen vorbei. Wir standen zum Schluß in der Nähe des Denkmals Friedrichs des Großen. Man konnte über den Kaiser-Franz-Joseph-Platz (zwischen Universität und Oper) sehen. Wie eine Feuerschlange wand sich der nicht endende Zug aus der Wallstraße über den Platz. SA auf SA marschierte, Musik und nochmals Musik. SS-Abteilungen. Dann folgten Schupoeinheiten, Studentenverbände, nicht nur die Chargierten, sondern auch ein großer Teil der Bundesbrüder. Zum Schluß unabsehbare Reihen von Stahlhelmen. Vaterländische Lieder, die man seit 15 Jahren nicht mehr gehört hatte, wurden gesungen (‚Die Wacht am Rhein‘ usw.) Hier habe ich nebenbei bemerkt, daß am Vormittag aus der Potsdamer Garnisonkirche ‚Heil Dir im Siegerkranz‘ erklang.

Um 23.45 Uhr brachen wir auf. Wir nahmen ein Auto zum Stettiner Bahnhof und fuhren 2. Klasse nach Hohen Neuendorf zurück. Im Zug sind wir fast eingeschlafen, so müde waren wir von dem anstrengenden, ereignisreichen Tag.“

Aus seiner ausführlichen Schilderung dieser von den Nazis veranstalteten Politinszenierung ist zu erkennen, wie sehr sich Heinz George von der Begeisterung der Massen hatte anstecken lassen.

Wie ging es in dieser Zeit weiter zwischen Heinz und Ursel?

„Nach etwa anderthalb Jahren des uns gegebenen Versprechens verlobten wir uns am 20. Mai 1934. Kurz darauf erhielt ich einen anonymen Brief, in dem Ursel vorgeworfen wurde, sie habe ein Techtelmechtel mit ihrem Chef.

Der Brief flatterte an einem Wochenende in meinen Briefkasten. Zunächst fuhren wir beide wieder mit dem Rad in den Wald. Doch es wollte keine rechte Stimmung aufkommen. Auch ergab sich keine Gelegenheit zu der unbedingt erforderlichen Aussprache. Zu Hause zeigte ich Ursel den Brief. Sie weinte und sagte – zur meiner Überraschung –, der Inhalt des Briefes stimme. Trotzdem beteuerte sie immer wieder, sie habe mich lieb und wisse nicht, was sie veranlaßt habe, ihrem Chef zu erlauben, sich ihr zu nähern. Im übrigen sei die Sache an sich harmlos gewesen. Den eigentlichen Grund für ihr Verhalten habe ich niemals feststellen können. Ich war überzeugt, daß Ursel mich nach wie vor gern hatte, ja mehr, mich liebe, daß sie auf mich und nicht auf ihren Chef Wert lege. Sie war sofort bereit, ihre Stellung aufzugeben, obwohl es in einer Zeit war, wo Stellen recht knapp waren. Möglich ist, daß Ursel sich ein wenig geschmeichelt fühlte, daß ihr Chef ihr den Hof machte, und daß sie ihn ein wenig weiter hatte gehen lassen, als es schicklich ist. Vielleicht hat auch der Briefschreiber – wer das war, ließ sich niemals feststellen – und sie selbst übertrieben. Sie selbst aus einem Gefühl der Schuld heraus. Kurz und gut, wir versöhnten uns. Eigentlich hatten wir uns gar nicht gezankt.

Unser Verhältnis vertiefte sich in der Folgezeit und wir beschlossen, möglichst bald, im nächsten Frühjahr, zu heiraten. Zunächst verreisten wir – wie im Vorjahr – zusammen. Natürlich nicht allein, das war damals nicht üblich. Ihre Großmutter, meine Tante Martha, fuhr mit. Die Reise war sehr schön. Alles verlief harmonisch.“ (Foto: Die Drei auf Reisen)

Im August machte Heinz George in seinem Urlaub – wie in den Jahren davor – alleine eine Radtour in Deutschland und schrieb von unterwegs ausführlich an seine Verlobte. In seiner freien Zeit fuhr er ausgesprochen gerne Fahrrad und unternahm Radwanderungen, um Deutschland kennenzulernen, immer alleine, so fühlte er sich am wohlsten. Ende der zwanziger Jahre hatte er sich

von seinem ersten verdienten Geld ein Fahrrad gekauft, das er bis ins hohe Alter besaß, und auf dem er sein Leben lang fuhr.

„Ulm, den 24. 8. 1934

Meine liebe Urschel! Mein Liebling! Soeben habe ich Deinen ausführlichen Brief noch einmal gelesen.(...) Das Erste, was ich in Ulm tat, war, zur Post zu gehen und nach postlagernden Briefen zu fragen. Ich habe Deinen Brief gleich auf der Post auf einer Bank studiert. (...)

Daß die Scheidung Deiner Eltern nun rechtskräftig ist, freut mich. Erfreulich ist ja auch, daß eine Rate Geld eingetroffen ist. Das Weitere wird dann schon klappen, wenn Du die Sache jetzt in die Hand nehmen kannst. Mutti wird sich wieder erholen, wenn die Gelder erst regelmäßig eingehen und die ganze Geschichte einige Zeit zurückliegt. Die Serie der unangenehmen Ereignisse wird ja für Mutti auch einmal abreißen. – Wenn Du wieder zu RA Baum kämest, so wäre das ja sehr schön. (...) Auf jeden Fall sei nicht zu bescheiden bei Deinen Gehaltsforderungen. Du darfst doch nicht weniger haben, als Du bei der Gemeinde hattest, eher mehr. (...) Steht im ‚Lokalanzeiger‘ was drin? Laß Dir nur Zeit bei der Suche! Es ist ja auch nicht schlimm, wenn Du ein paar Wochen zu Hause bist. Finanzielle Ausfälle trage ich gern. (...)

Die Fahrt war sehr angenehm. Da die Chaussee im wesentlichen gut war, bin ich trotz vieler Berge die 80 km von Nördlingen bis Ulm auf einen Sitz (mit nur kleinen Pausen) gefahren, ohne müde zu sein. (...)

Du fragst, ob ich wieder die richtige Lust zum Radfahren habe. Teils ja, teils nein! Ja: denn wenn man erst in Schwung ist, dann geht es. Und man sieht von seinem schönen deutschen Vaterland auf diese Reiseart sehr viel, mehr bestimmt, als wenn man mit der Eisenbahn fahren muß. Aber wenn man das Reisen zu zweit kennen gelernt hat, so ist das doch schöner als das Alleinreisen. (...) Hinzu kommt eine gewisse Faulheit. Man sucht sich die besten Wege aus und verzichtet auf einen Berg oder eine Burg, um sich zu

schonen. Künftig werde ich wohl nicht mehr mit dem Rad allein durch die Welt gondeln. Als Ideal schwebt mir vor, mit Dir im Auto alle die schönen Gegenden, Städte usw. zu besichtigen, die ich allein schon einmal gesehen habe, und das übrige Stück Deutschland, das ich noch nicht kenne, dazu. (...)

Liebe Ursel! Ich denke oft an Dich und freue mich schon darauf, Ende nächster Woche bei Dir zu sein. Dann werden wir uns hoffentlich nicht mehr für längere Zeit zu trennen brauchen. (...)

So, nun ist dieser Schreibebrief, der für meine Verhältnisse sehr lang geworden ist, zu Ende. Grüß' also Mutti, Evchen und die nicht namentlich aufgezählten Hohen Neuendorfer Anverwandten (auf Karten kurz ‚alle‘ genannt) und sei vor allem selbst herzlich begrüßt und geküßt von Deinem Heinz

(Foto mit allen Verwandten in Hohen Neuendorf)

Geisingen, den 27. 8. 1934

Geliebte Urschel! Mein Liebling! Über Deinen Brief, den ich heute früh in Konstanz holte, habe ich mich sehr gefreut. Hab' vielen Dank! Ich gratuliere Dir von Herzen Glück, daß Du so schnell wieder eine neue Stelle gefunden hast. Habe ich nicht immer gesagt, daß es gar nicht so schwierig ist, heute eine Stelle zu finden. Hoffentlich gefällt es Dir. Du hast ja nun schon die ersten Tage hinter Dir, die immer die unangenehmsten sind. Besonders schön ist, daß Du Dich gehaltlich wohl auch nach Abzug des Fahrgeldes nicht schlechter stehst als bei der Gemeinde. Was ist das eigentlich für eine G.m.b.H.? Grundstücke? Fabrikation? oder was sonst? Das mußt Du mir erzählen, wenn wir wieder zusammen sind. Potsdamer Str. 118 ist wohl in der Nähe der Potsdamer Brücke. Vielleicht können wir uns auch mal in der Mittagspause treffen. Wann hast Du Tischzeit? Wann bist Du sonnabends fertig? Auch um 2 Uhr wie ich oder später? Abends werden wir bestimmt

öfter zusammen fahren können. Das stelle ich mir sehr schön vor. Wann fährt Du ab Hohen Neuendorf? 6 Uhr 30? (...)

Erzählen wollte ich Dir noch, daß ich meine Hose mit dem sattelgefärbten Hinterteil gewaschen habe, ja richtig mit Wasser und Seife gewaschen! Sie ist ‚fabelhaft‘ geworden. Mit unbewaffnetem Auge ist bei schnellem Laufen ‚fast‘ gar nichts zu sehen. Tagsüber lege ich Papier zwischen Sattel und meinen Südpol, dann kann er nicht weiter färben! – Neugierig bin ich, was sich im Büro ereignet hat. Es ist ganz komisch, wenn man wochenlang nichts hört! Es beunruhigt mich, daß die ausstehenden Honorare noch nicht eingetroffen sind. Da habe ich ja gleich Arbeit. Wer weiß, was auf dem Steuergebiet alles geschehen ist, dann kann man ja wieder ‚artikeln‘ (...)

Am 2. Mai 1935 heirateten Heinz George und Ursula Schulze. Sie wurden in der französischen Friedrichstadtkirche am Gendarmenmarkt getraut. Vorher hatte seine Frau eine vierteljährige Ausbildung in der hauswirtschaftlichen Abteilung des Berliner Lettehauses absolviert, um sich auf ihr Leben als Hausfrau und zukünftige Mutter vorzubereiten, indem sie Kochen, Backen, Bügeln, häusliche Säuglings-, Kinder- und Krankenpflege lernte. Das junge Paar zog nach Berlin-Frohnau, eine S-Bahnstation von Hohen Neuendorf entfernt, in eine Wohnung im Karmeliterweg 53.

(Foto: Heinz in der Wohnung in Frohnau am Schreibtisch)

Heinz George, inzwischen 29 Jahre alt, war beruflich in seiner Stellung eine anerkannte Fachkraft im deutschen Steuerwesen geworden. In dieser Position mußte er auch Geschäftsreisen unternehmen, um Fachvorträge zu halten. Während seiner Abwesenheit von zu Hause war es für ihn selbstverständlich – auch wenn er nur ein paar Tage unterwegs war – , seiner geliebten Frau ausführliche Briefe zu schreiben.

„Salzflen, den 1. 9. 1935

Liebe Urschel! Geliebte Du! Ich sitze hier im Kurpark und warte auf den Beginn der Tagung, über den mir niemand richtig Auskunft zu geben vermag. Es ist überhaupt eine merkwürdige Organisation. Kein Mensch weiß Bescheid. (...) Um 10 Uhr soll die Geschichte erst losgehen. Mein Referat ist das Dritte. Dann kommt das Mittagessen. Um 4 Uhr muß ich abfahren. Rechnet man die unvermeidlichen Verzögerungen mit, so werde ich gerade mit meinem Vortrag fertig sein und dann zur Bahn sausen und losfahren.

Urschele! Ich freue mich sehr auf heute Abend. In 12 Stunden sind wir wieder zusammen. Unsere Trennung ist dann wieder zu Ende. Hoffentlich ist Dir die Zeit nicht allzu schwer geworden. Ich hab' oft an Dich gedacht und gestern Abend den ersten Schluck Isenberger Pilsner auf dein Wohl getrunken. Eine neue Trennung wird ja – hoffentlich – so bald nicht kommen. (...) Hast Du auch gut geschlafen und fühlst Du Dich ganz wohl? Liebling, ich bin so froh, daß wir beide zusammen sind und uns ‚gekriegt‘ haben, daß wir so glücklich sind. Es ist wirklich zu schön. Es muß auch immer so bleiben. Es wird auch so bleiben. Dafür werden wir beide sorgen.(...)“

Am 9. Mai 1936 wurde sein Sohn Rüdiger geboren. Das junge Ehepaar war sehr glücklich über die Geburt ihres ersten Kindes, und der stolze Vater verfaßte in seiner Freude darüber einen Liebesbrief an Ursel, die sich im Dominikusstift in Hermsdorf, wo sie entbunden hatte, von den Strapazen erholte.

„Frohnau, den 9. Mai 1936

Mein geliebtes Urschele! Omama (Anm.: so nannte er jetzt seine Tante Martha, weil sie ja auch Ursels Großmutter war) ist soeben schlafen gegangen. Ich sitze noch an meinem Schreibtisch und denke an Dich. Es ist ein herrliches Gefühl, zu wissen, daß Du nun all das Schwere hinter Dir hast und daß es Dir – den Umständen entsprechend – gut geht, und endlich, daß wir nun beide ein Kind haben. Weißt Du, wir verstehen uns ja schon so gut, aber es wird doch noch ganz anders werden, wenn wir gemeinsam für so

ein kleines Wesen zu sorgen haben. Du wirst ja körperlich die Hauptlast auf Dich zu nehmen haben. Aber auch ich trage zu meinem Teil etwas bei. Wenn Du erst wieder bei mir bist, dann werden wir so recht merken, daß wir nun erst eine richtige Familie bilden. Wir werden uns bestimmt noch mehr lieb haben. (...)

Ich komme mir noch gar nicht so als Vater vor. Ich werde da noch furchtbar würdevoll werden müssen. Auch werde ich vor Dir einen heillo- sen Respekt haben, da Du ja nun einen neuen Titel bekommen hast. Du bist Mutter! Das ist wahrscheinlich das Allerschönste, was eine Frau sein und werden kann. Das Schönste dabei ist aber, daß Du ja noch viel mehr bist; Du mein lieber guter Kamerad. Ich kann es gar nicht sagen, wie herrlich es ist, einen lieben Menschen zu haben, der alles versteht, zu dem man ganz rück- haltlos offen ist und den man ganz doll liebt. Gerade das Gleichzeitige aller dieser Dinge ist es, was uns so glücklich macht. Ich weiß immer gar nicht, welchen Namen ich Dir geben soll, Pilgerin auf meinem Lebenspfad. Da- durch, daß Du immer bei mir bist, ist das Leben so viel wertvoller gewor- den und so viel schöner. Früher in der ‚Eiszeit‘ hatte ich manchmal das Ge- fühl: Eigentlich hat das, was du tust, doch gar keinen Zweck. Warum schreibst du eigentlich Artikel? Für mich allein große Reichtümer anzuhäu- fen? Warum? Ich wäre mit ziemlich wenig ausgekommen. Aber jetzt weiß ich schon lange, warum. Es heißt nämlich nicht mehr ‚für mich‘, sondern ‚für uns‘. Und das ist um so schöner geworden, als in dem ‚uns‘ noch ein drittes Wesen steckt, unser Junge! Und das alles verdanke ich Dir und Dei- ner großen Liebe! Das will ich nie vergessen. Und wenn einmal eine Stunde kommt, wo etwas an mir Dir nicht gefällt, oder ich Dich unbeabsichtigt ver- letzt habe: hab‘ Geduld mit mir und such‘, recht bald alles durch eine Aus- sprache zu klären.

Und noch eins! Ich habe das feste Vertrauen, daß uns Gott, der uns nach einem großen Umweg zueinander geführt und uns zusammengetan hat,

auch künftig leiten wird. Er wird uns immer helfen und auch immer da sein, wenn wir ihn brauchen. Daran wollen wir stets denken. Das zu Deinem ersten Muttertag! Ich liebe Dich sehr!

Dein Heinerle.“

Am 16. August 1936 wurde sein Sohn getauft. In seinem Tagebuch hat Heinz George den Festtag in allen Einzelheiten festgehalten.

„Ich legte großen Wert darauf, daß der Junge in einer französisch-reformierten Kirche oder doch nach dem Ritus dieser Kirche getauft wurde. Ursel war damit einverstanden. Zur Friedrichstadt-Kirche (Französischer Dom) am Gendarmenmarkt zu fahren, wäre recht umständlich und für Mutter und Kind beschwerlich gewesen. Darum entschlossen wir uns zu einer Haustaufe, die Prediger Lorenz vornahm, der uns auch getraut hatte. Die feierliche Handlung wurde in meinem Arbeitszimmer, dem Balkonzimmer unserer Drei-Zimmer-Wohnung, vorgenommen. Wir hatten das Zimmer etwas aus- und umgeräumt. Der Schreibtisch war mit einem Tischtuch verhängt. Darauf stand die Kugelvase, gefüllt mit Dahlien. Ringsherum hatte Ursel kleine Blumen gestreut. Der Schreibmaschinentisch, ebenfalls verhüllt, wurde zum Taftisch hergerichtet. Eine kleine Kristallschale ersetzte das Taufbecken. Daneben standen zwei Kerzen in Glasleuchtern. Vor der Schale lag eine Bibel nebst Gesangbuch.

Die Taufe fand gegen 16.30 Uhr statt. Auf Ursels Wunsch sangen wir zunächst ‚So nimm denn meine Hände‘. Dann sprach Prediger Lorenz in seiner gewohnten ruhigen Art sehr schön. Rüdiger war die ganze Zeit ruhig; er schrie überhaupt nicht. Er sah sich alles ganz aufmerksam mit an und ließ nur leise Töne des Wohlbehagens hören. Sogar das Wasser, das der Pfarrer auf sein Köpfchen tröpfelte, störte ihn nicht.

Taufpaten waren Tante Jettchen (Moser) an Stelle von Onkel Albert Moser, der krank war, Lotte (Omi, meine Schwiegermutter) und Ursels Freundin Hilde Kraft, die aber nicht anwesend war, weil sie selbst vor kurzem ein

Kind bekommen hatte. Außerdem waren noch Oma Conrad und Evchen (Ursels jüngere Schwester) anwesend. Der Kreis war also sehr klein. Taufgeschenke: Omi: Taufkleid und ein Eßlöffel. Tante Jettchen: 100 RM. Hilde: ein Mäntelchen und Mützchen. Oma Conrad: Servietten. Die Eltern: Ergänzung der Löffelchen und Gravierung.

Nach der Feier haben wir im Wohnzimmer gemütlich Kaffee getrunken. Ursel hatte schon am Vormittag die Tafel gedeckt. Der Tisch war ganz mit Streublumen bedeckt. In der Mitte stand eine große Schale mit Zinnien, die wunderschön aussahen. Wir hatten eine Ananastorte besorgt, Tante Martha (Oma Conrad) hatte Waffeln gebacken. Beides fand bei den Gästen großen Anklang. Das ganze Fest verlief sehr harmonisch.“

Das zweite Kind war bald geplant. Am 18. September 1937 schrieb Heinz George in sein Tagebuch:

„Im Mai nächsten Jahres erwartet Ursel ihr zweites Kind. Sie freut sich mächtig darauf. Ihr Gesundheitszustand ist sehr gut. Die Schwangerschaft macht ihr wenig Beschwerden.“

Rückblickend auf diese Zeit während der Schwangerschaft seiner Frau bemerkte er:

„Die nächsten Monate waren in jeder Beziehung ereignisreich. Anfang Oktober 1937 kam Mussolini nach Berlin. In diesen Tagen war in der Stadt sehr viel los. So fand auf der Charlottenburger Chaussee eine große Parade statt, zu der wir auf Ursels Wunsch beide hingingen. Im März 1938 kam es zum Anschluß von Österreich, auch ein Ereignis, das uns beide bewegte.

Im März hatten wir sehr große Sorge um Rüdiger. In einer Nacht bekam er einen Brechanfall, der nicht aufhören wollte. Wir riefen den Kinderarzt (Dr. Wenzler) an, der uns einige Ratschläge gab und schließlich empfahl, den Jungen in seine Kinderklinik (Zeltinger Straße) zu bringen. Das taten wir. Trotz aller ärztlichen Bemühungen dauerte es fast eine Woche, ehe das Erbrechen völlig aufhörte. Die Ursache blieb ungeklärt. Vielleicht war es ei-

ne Vergiftung. Als wir hofften, den Jungen nach Hause holen zu können, bekam er eine Mittelohrentzündung, die ihn lange quälte, so daß er erst Ende März wieder bei uns war. Auch zu Hause bereitete das Ohr vielen Kummer, da es immer noch eiterte.

In diese Zeit (April 1938) fiel auch der Kauf unseres Hauses, der mit allerhand zusätzlicher Arbeit verbunden war.

Ursel hatte ausgerechnet, daß das freudige Ereignis am 21. Mai sein werde. Das war ein Sonnabend. Zwei Tage zuvor hatten wir Rüdiger zu Oma Conrad nach Hohen Neuendorf gebracht, die ihn während Ursels Aufenthalt im Dominikus-Krankenhaus betreuen wollte. Sonnabendnachmittag besuchte ich Rüdiger. Am Sonntag, dem 22. Mai, wachten wir gegen 6 Uhr auf. Meine Frage, ob sie Wehen spüre, verneinte Ursel. Da es sehr kalt war, heizte ich. Das klappte nicht gleich. Als ich endlich fertig war und mich gewaschen hatte, wollte ich mich in meinen ‚Hausanzug‘ werfen. Doch Ursel meinte, ich solle mich lieber ‚gut‘ anziehen, sie hätte jetzt die ersten Wehen und zwar ziemlich heftige, alle zehn Minuten. Um 9.20 Uhr bestellte ich ein Auto. Es kam sofort. Alles klappte vorzüglich, da Ursel alles vorbereitet hatte. Kurz nach 9.30 Uhr waren wir im Krankenhaus. Sie wurde untersucht und bekam das gleiche Zimmer wie bei Rüdigers Geburt und sogar das gleiche Bett. Ich wartete bei ihr. Die Wehen wurden stärker. Sie bekam ein Medikament zur Beschleunigung der Entbindung. Doch der Arzt (Dr. Beck, Chefarzt der Gynäkolog. Abt.) meinte, es würde noch ein paar Stunden dauern. Daher ging ich auf ihren Wunsch gegen 10.30 Uhr nach Hause.

Da Warten in solchen Situationen so aufreibend ist, beschloß ich, die Balkonstühle zu streichen, im Bodenraum, der zu unserer Wohnung gehörte, wo man aber das Telephon immer gut hörte. Es klingelte auch gleich. Aber es war kein Anruf aus dem Krankenhaus, sondern eine Freundin von Ursel erkundigte sich nach ihrem Befinden. Weiter hörte ich kein Klingeln. Als ich mit dem Streichen fertig war, rief ich im Krankenhaus um 14.30 Uhr an. Ich

erfuhr, daß meine Tochter Inger schon vor drei Stunden, um 11.30 Uhr, geboren war. Ursel hatte es mir selbst sagen wollen und angerufen. Ich hatte es leider nicht gehört. Vielleicht hatte sie auch – noch etwas benommen – nicht die richtige Nummer gewählt. Ich ging sofort ins Krankenhaus und beglückwünschte sie. Mutter und Kind waren wohlauf. Ursel war sehr vergnügt und freute sich mächtig, daß alles so gut gegangen war, daß es ein Mädchen war, ein Sonntagskind, und daß ich an diesem Tage zu Hause sein konnte. Am Nachmittag fuhr ich nach Hohen Neuendorf, um die Familie zu unterrichten und nach Rüdiger zu sehen. Am Abend war ich noch einmal bei Ursel.

In der ersten Woche nach der Geburt ging es ihr sehr gut. Dann bekam sie plötzlich Fieber, wohl eine Erkältung. Es dauerte nicht lange, aber sie war natürlich schlapp und wurde nicht so schnell entlassen. Inger gedieh prächtig. Ursel hatte viel Milch und konnte das Mädchen, das immer sehr großen Hunger hatte, stillen.

Infolge der Erkältung konnte ich Mutter und Kind erst am Freitag, dem 3. Juni, nach Hause holen. Ich habe sie im Auto abgeholt. Inger schlief gerade. Sie wachte auch im Auto nicht auf. Omi begrüßte uns. Am Nachmittag des 3. Juni holte ich Rüdiger aus Hohen Neuendorf ab. Oma Conrad kam mit und bewunderte ihr zweites Urenkelkind. In den ersten Tagen war Omi bei uns und half ihrer Tochter.

Von den Formalitäten, die ich am Montag, dem 23. Mai, erledigen mußte, will ich nur die Anmeldung von Ingers Geburt auf dem Standesamt erwähnen, das sich damals noch in Hermsdorf befand. Der Standesbeamte wollte zunächst den Namen ‚Inger‘ nicht eintragen. Das sei kein deutscher Name, man solle doch deutsche Namen wählen. Nach einigem Zureden ließ er sich erweichen und trug ‚Inger‘ ein. Ich war so glücklich über den guten Verlauf der Geburt, daß ich mich nicht einmal über diesen Beamten geärgert habe, wie ich ausdrücklich im Tagebuch vermerkte!“

Bis Ende August 1938 wohnte die junge Familie in Frohnau in einer Drei-Zimmer-Wohnung, die nach der Geburt der Tochter zu klein wurde. Da es 1938 schon schwierig war, eine passende Wohnung zu finden, hatten sich die jungen Eltern nach einem Haus umgesehen, und Mitte April das halbfertige Haus in Hermsdorf, Solquellstr. 9, gekauft. Es sollte im August bezugsfertig sein. Das klappte auch. Ende August fand der Umzug statt, den Heinz allein – nur mit Hilfe seiner Schwiegermutter – durchzog. Ursel und die Kinder waren in dieser Zeit in Hohen Neuendorf bei Oma Conrad gut aufgehoben.

Mitte September sollte Inger getauft werden. Doch die Feier mußte wegen einer Krankheit ihrer Mutter verschoben werden. Außerdem kam es Ende September zu der Sudetenkrise, eine Zeit, in der jeder mit dem Ausbruch eines Krieges und seinen Folgen rechnete. Es ging darum, daß Hitler ultimative Ansprüche an die Tschechoslowakei auf das überwiegend von Deutschen bewohnte Sudetenland stellte. Die Krise wurde durch das Münchner Abkommen beendet, in dem am 29. September 1938 das Deutsche Reich, Großbritannien, Italien und Frankreich ohne Beteiligung der Tschechoslowakei beschlossen, daß diese Teile der Grenzgebiete Böhmens an Deutschland abgetreten werden müssen. Dieser Vertrag sollte die Sicherheit der Rest-Tschechoslowakei bewirken. Für Hitler war er aber nur eine Etappe auf dem Weg zur Zerschlagung der Tschechoslowakei, die er dann 1939 durchsetzte und die den Beginn seiner expansiven Raumpolitik im Osten darstellte.

Am 16. Oktober fand dann die Taufe von Inger in dem neuen Haus in der Solquellstraße statt. Wie bei ihrem Bruder es war eine Haustaufe nach der Zeremonie der französisch-reformierten Kirche im neuen Arbeitszimmer von Heinz. Taufpaten waren: Oma Conrad, Eva-Marie Schulze – genannt Evchen –, Ernst Lorenz – der Mann von Anneliese Lorenz, der zweiten Tochter von Oma Conrad – und ein Karl George, der aber kein Hugenotten-Abkomme war.

Als Taufgeschenke bekam sie von Evchen ein Armband und ein Kettchen aus Silber mit Korallen. Von den übrigen Taufpaten wurde sie mit Kleidung völlig ausgestattet.

Im Jahr 1938 fand ein weiteres politisches Ereignis statt, die Reichskristallnacht am 9. November, als in einem Pogrom fast alle Synagogen und Tausende jüdische Geschäfte in Deutschland durch Angehörige der NSDAP und der SS zerstört oder schwer verwüstet wurden. Heinz George beschrieb am 10. November 1938 ausführlich seinen Eindruck dazu in seinem Tagebuch.

„In der Pariser Botschaft ist ein Attentat von einem Juden auf einen deutschen Legationsrat vom Rath verübt worden (7. November). Der Legationsrat ist schwer verletzt worden und gestern, am 9. November, gestorben. Der Mörder ist ein junger Jude, der den schönen Namen Herschel Seibel Grünspan, allerdings polnisch geschrieben (Herszel Grynszpan), trägt. Große Wut der nationalsozialistischen Presse auf die Juden. In der letzten Nacht scheinen in Berlin die Fensterscheiben sämtlicher jüdischer Geschäfte eingeschlagen worden zu sein. Als Vergeltung. Schön finde ich diese Handlung nicht. In der Potsdamer Straße und Unter den Linden habe ich alle jüdischen Geschäfte mit zertrümmerten Scheiben vorgefunden, an denen ich vorbeigekommen bin. Ich nehme an, man wird noch weitere Repressalien gegen die Juden ergreifen. In Dessau soll es zu ‚spontanen‘ Ausschreitungen gegen die Juden gekommen sein, so daß die Polizei zum Schutz der Juden eingreifen mußte. Kommentar überflüssig!

14. November 1938

Die unglaublichen Vorfälle, die sich in Berlin und wohl fast überall im Deutschen Reich abgespielt haben, haben immer weitere Kreise gezogen. Am Mittag des 10. November habe ich mir selbst die Läden in der Innenstadt angesehen (mein Büro befand sich damals in der Nähe der Potsdamer Brücke, am Landwehrkanal. Ich ging morgens und nachmittags von dort

zum S-Bahnhof Unter den Linden). In der Leipziger Straße waren alle Geschäfte demoliert, zum Teil nicht bloß die Schaufenster, sondern auch die Inneneinrichtungen. In der Kronenstraße habe ich selbst die Menschen gesehen, die ‚spontan‘ die Läden zertrümmerten. Es waren halbwüchsige Burschen, nämlich Hitlerjungen in Zivil, die sich hier betätigten. Ich hatte den Eindruck, als ob auch Laufjungen der Konkurrenz dabei waren. Man versuchte in der Kronenstraße, ein jüdisches Textilgeschäft zu ‚stürmen‘. Es gelang aus irgendeinem Grunde nicht. Dann fand man jenseits der Charlottenstraße ein jüdisches Restaurant, das geschlossen war. Man drang ein, zog die Rolläden hoch und schlug die Schaufenster ein. Gleichzeitig wurde die Inneneinrichtung zertrümmert. Ich habe gehört, wie das Geschirr zerschlagen wurde.

Das Unerhörte ist, daß systematisch die Synagogen in Schutt und Asche gelegt worden sind. In Berlin sind mehrere Synagogen völlig ausgebrannt. Ebenso in anderen Städten (Frankfurt/Main, Eberswalde, Stettin, Konstanz usw.). Die Zeitungsnachrichten lauten ganz kurz: ‚Es kam Feuer aus. . .‘ u. ä. In Hannover soll sogar mit Dynamit gesprengt worden sein. In der Oranienburger Straße habe ich gesehen, daß die Synagoge noch stand. Die Türen waren allerdings aufgebrochen. Nebenan wurden Büroräume geplündert. Aus jüdischen Schriften wurde ein Scheiterhaufen gebildet und angezündet.

Am Nachmittag des 10. November hat Goebbels im Rundfunk bekannt gegeben, daß die Ausschreitungen zu unterbleiben hätten. Alle Betriebe würden jetzt geschützt werden. Jüdische Betriebe, die zu schützen wären, gab es aber kaum noch. Man würde legal, aber hart durchgreifen. Die ‚Durchgriffe‘ sind gekommen. Zunächst ist den Juden das Waffentragen verboten worden, weil sich die übrigen Volksgenossen bedroht fühlten (!!). Dann hat Goebbels ihnen verboten, Theater, Kinos usw. zu besuchen. Göring hat in einer Chefbesprechung angeordnet, daß am 1. 1. 1939 alle jüdi-

schen Geschäfte zu schließen sind, daß Juden nicht Betriebsführer sein dürfen, daß Juden in leitender Stellung gekündigt werden dürfe. Ferner hat man den Juden eine Buße, die ausdrücklich als Kontribution bezeichnet wird, von 1 Milliarde RM auferlegt. Wie die Juden die aufbringen sollen, ist mir schleierhaft. Außerdem müssen sie die demolierten Läden auf eigene Kosten wieder instand setzen. Versicherungsansprüche verfallen dem Reich. Das sind alles Maßnahmen, die vom Recht des Stärkeren diktiert sind. Die rohe Gewalt triumphiert über Recht und Billigkeit. Wer weiß, vielleicht mißfallen den heutigen Machthabern auch einmal die französisch-reformierten Kirchen, und diese werden zertrümmert. Jedes weitere Wort der Kritik wäre überflüssig. Ich verzichte darauf, Gedanken über die Auswirkungen auf das Ausland anzustellen.“

Durch die Annexion Österreichs und des Sudetenlandes 1938 an Deutschland galt in diesen Ländern deutsches Recht, also auch deutsches Steuerrecht. Dr. George, der Fachmann auf diesem Gebiet war, bekam die Aufgabe den Sachbearbeitern in den örtlichen Behörden dieser Ländern, das deutsche Steuerrecht zu erklären. Er war deshalb in den Jahren 1938 bis 1942 oft auf Geschäftsreisen, um Fachvorträge zu halten. Von diesen Reisen schrieb er ausführlich an seine Frau nach Hause, um ihnen die Trennung zu erleichtern.

„Linz, den 19. 12. 1938

Liebe, liebe Urschel! Die Fahrt nach Linz war nicht ganz einfach.(...) Ich hätte beinahe keinen Schlafwagen bekommen. Zuerst war es im Wagen sehr kalt, allmählich erwärmte es sich aber. Der erste Aufenthalt, der nicht fahrplanmäßig war, war in Lichterfelde-Ost. Heute morgen wachte ich um 7 ½ Uhr auf. (...) Wir waren aber noch nicht einmal in Passau, obwohl der Zug bereits um 6 ¼ Uhr in Linz sein sollte. Die Verspätung betrug 3 Stunden. Ich war erst um 10 Uhr auf dem Bahnhof. Glücklicherweise konnte für mich, der ich um 9 Uhr sprechen sollte, zunächst ein anderer Herr reden, so

daß ich an zweiter Stelle sprach. Bezüglich der Heimfahrt sehe ich schwarz, was Pünktlichkeit anbetrifft. Besonders wenn die Kälte andauert – in Wien gestern minus 17 Grad – und Weichen und Signale eingefroren sind, wird man mit großen Verspätungen rechnen müssen. (...)

Das Hotel Weinzinger liegt an der Donaubrücke. Ich habe von meinem Zimmer – leider recht teuer – einen schönen Blick auf die Donau, wo große Eisschollen treiben. (...) Morgen soll eine Fahrt zu den Gräbern der Eltern des Führers in Leonding (oder so ähnlich) unternommen werden.(...)

Die Leute sind hier ganz nett; sie sind froh, daß sie etwas von den deutschen Steuergesetzen erfahren. Vor der Gründlichkeit der reichsdeutschen Steuerbeamten haben sie Sorge. (...)

Nun zu Dir und den Kindern! Wie geht es Dir? (...) Sind Rüdiger und das kleine runde Ingerlein auch brav? (...) Du ich freue mich schon sehr auf Weihnachten, das erste in unserem Haus, das erste, an dem Rüdiger schon Verständnis hat. (...)

Linz, den 20. 12. 1938

(...) Ist der Koks schon da? Denn Du mußt sicher ordentlich einheizen. Ich habe heute mit dem Büro in Berlin telefoniert, da sagte man mir minus 13 Grad Kälte. Hier waren ‚nur‘ minus 7 Grad. Aber auch das genügt. (...)

Heute Mittag war die Fahrt nach Leonding, wo das Grab der Eltern des Führers liegt. Ich füge eine Postkarte bei, die das Elternhaus des Führers zeigt – nicht das Geburtshaus. Die Eltern haben rechts unten gewohnt, das Zimmer links war vermietet. Der Führer hat im Dachgeschoß gewohnt (hinter dem Giebelfenster, aus dem die Fahne herabhängt). Es ist ein ganz kahles, niedriges Zimmer. Das ganze Haus hat jetzt der Führer persönlich angekauft und dem bisherigen Besitzer ein neues Haus gebaut. (...) Der Führer wohnt übrigens immer im Hotel Weinzinger. (...)

Innsbruck, den 17. Januar 1939

Mein liebes Urschele! Nach einer schönen Fahrt bin ich pünktlich in Innsbruck angekommen. Ich habe bis 8 ½ Uhr geschlafen und zwar gut geschlafen. (...) Als ich angezogen war, konnte ich vom Zug aus bereits die ersten Alpenberge von weitem sehen. Schnee lag in Oberbayern fast gar nicht mehr. (...) Von Garmisch aus ging es mit einem elektrischen Zug weiter. Die Gegend wurde immer schöner, die Berge höher, verschneiter, vereister. In Seefeld, der höchsten Stelle, über die ich gekommen bin (etwa 1100 m), lag sehr viel Schnee. Es herrschte reger Winterbetrieb; viele Wintersportler waren unterwegs. Die Strecke hinter Seefeld war am schönsten. Es ging durch viele Tunnel, dazwischen konnte man ganz tief ins Tal sehen, wo der Inn floß; gegenüber hatte man die 2000 m hohen Alpenberge, schroffe steile Felsgebilde, zum Teil tief verschneit. Innsbruck liegt wirklich sehr schön; es ist ganz von Bergen umgeben. Die Stadt würde Dir sicher gut gefallen. Sie ist viel hübscher als Linz und wohl auch reicher. Es gibt hier recht gute Geschäfte. (...)

Die Innsbrucker Herren habe ich bereits aufgesucht. Auch in dem Saal, in dem ich sprechen soll, war ich schon. Er ist scheußlich, wie alle solche Säle. Es sollen etwa 1000 Leute hineingehen, also eine stattliche Versammlung. Ich bin neugierig, ob die Steuern eine solche Anziehungskraft haben. Reklame scheinen die Leute hier schon mächtig gemacht zu haben, auch mit meinem Namen. (...)

Was machen die beiden Spatzen? Kann Ingerlein schon 'was Neues? (...) Es ist schade, daß Du immer allein zu Hause sitzt, wenn ich so was Schönes zu sehen bekomme. Wir müssen es unbedingt einmal möglich machen, daß wir zusammen fahren. Mit Dir ist ja alles viel schöner. Urschele, meine Tinte scheint zur Neige zu gehen. Ich muß meinen Vortrag auch noch einmal lesen, damit ich nicht stecken bleibe und mich blamiere. (...)"

Im März 1939 lag seine Frau einige Zeit wegen einer Brustdrüsenentzündung im Krankenhaus und mußte operiert werden. Er war sehr besorgt um sie. Zu dieser Zeit war er auf einer Geschäftsreise in Lauenstein im Sudetenland. Er schrieb fast jeden Tag an sie.

„Lauenstein, den 30. 3. 39

Mein Urschele! Heute früh ist das Wetter herrlich. Ich bin im Aufbruch; mein Koffer wird mit den Bahn nach Probstzella befördert; ich will zu Fuß eine Stunde laufen, wenn es auch sehr schmutzig ist. Dann fahre ich mit der Bahn über Leipzig nach Dresden. Um 10 Uhr komme ich an. Anrufen konnte ich noch nicht. Um 20 Uhr macht das Telefon in dieser idyllischen Gegend Schluß. Außerdem dauert es eine Stunde, ehe eine Verbindung nach Berlin zustande kommt. Vielleicht klappt es in Dresden. Hoffentlich ist in Dresden schönes Wetter, damit ich ein bißchen umher bummeln kann. Vorträge, die mich nicht interessieren, höre ich mir nicht an. Überhaupt werde ich mir kein Bein ausreißen. Lieber arbeite ich an meiner Broschüre ‚Steuern für den Einzelhandel‘, damit ich etwas zu diktieren habe.

Wie geht es Dir, mein Liebling? Ich hoffe auf recht gute Nachricht in Dresden. Laß Dich ordentlich pflegen, schlaf’ Dich aus und mach Dir keine Sorgen. Am Sonnabend Abend bin ich wieder bei Dir und den Kindern. Die nächste Woche hat nur 4 Arbeitstage! Fein, nicht wahr? Dann kommt Ostern und Dein Geburtstag. Freust Du Dich darauf? Du mußt ab und zu schon dran denken. Die Vorfreude ist ja immer mit das Schönste. Ich werde in Dresden Ausschau halten, ob ich irgend etwas Schönes für Dich entdecke, Du Liebes. Ich bin ja so froh, daß Du die Operation hinter Dir hast! Hoffentlich hast Du keine Schmerzen. (...) Laß es Dir gut gehen, grüß’ die beiden frechen Rüben von mir und sage dem Jungen, ich brächte ihm aus Saalfeld etwas mit. Viele Grüße an die übrigen und vor allem an Dich  
Dein Heinerle

Dresden, den 31. 3. 39

Mein liebes, gutes Urschele! Über Deinen schönen Brief habe ich mich sehr gefreut. Ich bin fest davon überzeugt, daß wir immer so gut wie bisher miteinander auskommen werden, wenn wir uns so verstehen und so lieb haben wie in den ersten vier Jahren unserer Ehe. Für mich gibt es kein schöneres Gefühl, als von Dir so geliebt zu werden und mit allen meinen Gedanken, Plänen usw. soviel Verständnis zu finden. (...) Um die Zukunft ist mir nicht bange. Mag uns auch noch so Schweres beschieden sein, im festen Vertrauen zu- und aufeinander und zu Gott werden wir auch immer die Kraft haben, alle Schwierigkeiten zu überwinden. (...)

Heute Mittag bin ich durch Dresden gebummelt. Den Bierabend schenke ich mir, um ordentlich auszuschlafen. Morgen beeile ich mich. Recht herzliche Grüße und einen langen Kuß von                   Deinem Heinerle“

Seit September 1939 herrschte in Deutschland Krieg. Heinz George stand voll hinter der Kriegspolitik Hitlers, wie aus dem folgenden Brief von einer Geschäftsreise an seine Frau zu erkennen ist.

„Reichenberg (Anm.: im Sudetenland), den 19. Juli 1940

(...) Ich stehe noch unter dem Eindruck der Führerrede, die einfach großartig war. Nun sind wir wieder in Spannung, was in den nächsten Tagen kommt. Ob England annimmt oder nicht. Ich hoffe sehr das erste, ich fürchte aber, die Einsicht ist in England noch nicht da. Es wird erst unserer vernichtenden Bomber bedürfen, um die zähen Engländer zum Nachgeben zu bringen. Auf jeden Fall zeugt dieses letzte Angebot des Führers von seiner ungeheuren Größe, die ihm die sittliche Kraft verleiht, trotz seines triumphalen Sieges Maß zu halten. Meine Überzeugung, daß Deutschlands Sieg und Zukunft für lange Jahre gesichert sind, ist dadurch noch fester geworden. Liebling! Ich mußte meinen Gedanken, da ich gerade jetzt mit Dir nicht richtig plaudern kann, so Ausdruck geben. (...)

Reichenberg ist eine eigenartige Stadt. Vor allem ist sie sehr hügelig. An den Häusern ist vorn das Erdgeschoß und hinten das zweite Stockwerk. Am Adolf-Hitler-Platz steht ein vierstöckiges Haus. Kommst Du aber von der anderen Seite, so siehst Du einen entsetzlichen Kasten von sechs Stock. Dicht daneben sind wieder kleine Häuser, deren Dach man mit der Hand erreichen kann. Viele Straßen sind eng und winklig, wenige Schritte weiter sind sie breit und mit schönen Bäumen besetzt.

Das Bürogebäude der Unterabteilung ist ganz modern und macht einen guten Eindruck. Tot zu arbeiten brauche ich mich nicht. Die Leute sind äußerst gemütlich und reißen sich kein Bein aus. Sie geben offen zu, daß sie die Arbeit nicht schaffen können, zucken die Achseln und .... Damit ist die Sache erledigt. Besonders in Steuerdingen erklärt einem jeder, daß er gar nicht Bescheid wüßte, daß das allerdings sehr wichtig sei, damit man den Mitgliedern helfen könnte. Aber ich habe den Eindruck, daß sie sich keine Mühe geben, in die Geheimnisse der deutschen Steuergesetze einzudringen. Sie bewundern bereitwillig jeden, der behauptet, hiervon etwas zu verstehen. Ich werde für die Einzelhändler ein paar Merkblätter ausarbeiten, in den Rundschreibendienst etwas schreiben und einige Vorträge halten. Am Dienstag vor den Einzelwarenhändlern in Reichenberg, am Mittwoch soll eine kleine Besprechung sein, am Donnerstag soll ich in Aussig sprechen und am Freitag in Karlsbad. (...)

So, nun muß ich Schluß machen, sonst kriegst Du den Brief doch nicht mehr.

(...) Laß es Dir gut gehen! Grüße Rüdiger und den Inger-Punkt. Ich hab' Dich lieb!            Dein Heiner“

In Deutschland waren die Lebensmittel inzwischen rationiert worden und es gab diese nur noch auf Lebensmittelmarken zu kaufen oder über den so genannten schwarzen Markt. Heinz George versuchte von seinen Geschäftsrei-

sen ins angegliederte Ausland, Mangelware, wie z. B. frisches Obst für seine Familie mit nach Hause zu bringen.

„Reichenberg, den 20. Juli 1940

(...) Obst habe ich hier noch nicht gesehen, obwohl ich heute sogar auf einem Markt war. Mit dem Mitbringen wäre es also nichts. Auch als Nachspeise gibt es kein Kompott, sondern ein Stück Kuchen. Vielleicht kann ich aber am Montag etwas Eßbares erstehen. Ich muß nämlich mit dem Auto nach Trautenau, um dort am Vormittag zu sprechen – vorbereitet habe ich noch gar nichts, habe auch gar keine Lust – , der Weg geht mit dem Auto durch das Protektorat. Dies geschieht deshalb, um dort ohne Marken Mittag zu essen, näher soll es kaum sein. Du siehst, meine Tätigkeit ist ganz interessant. Ich lerne in der Woche eine ganze Menge vom Sudetenland kennen.  
(...)

Reichenberg, den 23. Juli 1940

(...) Nun will ich Dir von meiner gestrigen Fahrt erzählen. Wir sind um 7 Uhr mit dem Auto über Gablonz durchs Isergebirge auf kurvenreichen Straßen am Riesengebirge und der kleinen Elbe entlang nach Trautenau gefahren. (...) Mein Vortrag war nicht lang; das Interesse für Steuerfragen nicht allzu groß. Die weitere Sitzung dauerte sehr lange und war z. T. sehr langweilig. Nachmittags gegen 3 ½ Uhr fuhren wir nach R. zurück, diesmal durchs Protektorat, wozu man einen Durchlaßschein braucht, den ich aber ohne weiteres bekommen habe. Nun stellte sich heraus, daß dieser Teil der Fahrt die Hauptsache war. Meine beiden Reisebegleiter haben kräftig ‚gefuttert‘. Im Protektorat ist zwar auch die Kartenregelung eingeführt, sie wird aber nicht sehr streng gehandhabt, so daß man allerlei bekommt. Die Einzelheiten erzähle ich Dir lieber mündlich. Ich bringe Dir etwas Honig und ein Stück Salami sowie etwas Keks mit. Im Protektorat ist nach unserer Währung alles billig. Ich habe eine Tasse Kaffee, in der eine halbe echte Kaf-

feebohne gewesen sein konnte, ein Stück Kuchen, eine große Schinkenplatte sowie ein kleines Pilsner (echtes!) verzehrt für 12,80 Kr. = 1,28 RM. (...)

Ich freue mich schon, daß wir bald – in vier Tagen – wieder zusammen sind. Du hast recht, die Trennung ist nicht von Schaden gewesen. Aber Du hast mir von Anfang an sehr gefehlt, auch die Kinder, obwohl sie Geschrei machen und rüdig sind und ich schimpfen muß. Das gehört zu einem richtigen Familienleben dazu. (...)

Im September 1940 hatte der Krieg Berlin erreicht. In nächtlichen Luftangriffen fielen Bomben auf die Stadt. Seine Familie war zu dieser Zeit nicht dort, weil sie in Rathen in der Sächsischen Schweiz zwei Wochen Urlaub machte. Sein Sohn war jetzt vier Jahre und seine Tochter zwei Jahre alt. Heinz war wieder geschäftlich unterwegs.

„Prag, den 25. September 1940 Hotel Paris

(...) Auch heute sollst Du wieder als erstes einen Brief von mir erhalten. Ich bin recht froh, daß Ihr jetzt nicht in Berlin seid. In der Nacht zum Montag soll es in Berlin drei, in der Nacht zum Dienstag sogar vier Stunden Alarm gegeben haben. In dieser Nacht soll es sogar recht schlimm gewesen sein; Du Arme hättest dann sehr unruhige Stunden verlebt. So ist es bestimmt besser; denn ich hoffe, Ihr schlaft in Rathen ungestört. Bis wir nach Berlin kommen, ist es vielleicht schon wieder ruhiger geworden. Falls Du keine andere Nachricht von mir bekommst, fahre ich am Sonnabend früh (9 Uhr 50) hier ab und bin gegen 1 Uhr in Rathen. Dann können wir noch den ganzen Nachmittag zusammen sein und uns überlegen, wie wir am besten am Sonntag nach Hause fahren.

Zum Mitbringen gibt es hier kaum etwas. Die Versorgungslage ist hier zum Teil schlechter als bei uns. So gibt es z. B. keine Butter, auch nicht zum Hotelfrühstück. Im Laden bekommt der deutsch Sprechende sie nicht einmal auf seine Karte; auch ist das zugeteilte Quantum hier kleiner als bei uns. Aber Geflügel ist viel da; ich esse es oft. Auch sonst könnte man – ab-

gesehen von Süßigkeiten – höchstens mit Hilfe eines tschechisch Sprechenden etwas bekommen. Honig ist hier ebenso selten wie in Berlin. Man muß bestimmte ‚Quellen‘ haben, aber ‚hinten herum‘ ist es erheblich teurer. (...)

Prag, den 26. September 1940 Hotel Paris

(...) In Berlin hat es wieder Alarm in der Nacht zum Mittwoch gegeben. In Rathen werdet Ihr ja ruhig geschlafen haben. Die Engländer sind doch, solange wir weg sind, jede Nacht über Berlin gewesen. Da hättest Du es nicht leicht gehabt. Aber ich glaube, wir bombardieren London und das übrige England ganz schön. Der Heeresbericht von gestern war irgendwie anders, in schärferer Tonart. Vielleicht halten die Engländer die Sache doch nicht mehr lange aus.(...)

Ist so ein bißchen Urlaub schön? Oder ist die Erholung mit den beiden unruhigen Geistern nicht sehr groß? Auf jeden Fall sammeln wir Erfahrungen für unsere nächste Sommerreise. Das ist ganz gut. Wir wissen, was wir anders machen können. Wie ist es mit der Sauberkeit des Punktes (Anm.: Ingers)? (...)

Wegen der vielen nächtlichen Bombenalarme in Berlin, beschlossen Heinz und Ursel, daß sie mit den Kindern noch eine weitere Woche in Rathen bleiben wird. Heinz reiste alleine nach Berlin zurück.

„Hermsdorf, den 1. 10. 1940 (Postkarte)

(...) Nun bin ich schon über einen Tag in Berlin. Die Zeit vergeht recht schnell. Im Büro hatte ich zu tun. Wir fangen jetzt wieder um 8 1/2 Uhr an bis 17 Uhr (wie bisher); beim längeren Alarm beginnt der Dienst erst um 9 Uhr, dauert dann aber bis 17 Uhr 30. (...) Die Nacht war wieder unruhig, aber bei uns ist alles in Ordnung. Ich wünsche Euch recht schönes Wetter und viel Spaß. Viele, viele Grüße von Deinem Heiner und Eurem Vati

Hermsdorf, den 2. 10. 1940 (Postkarte)

Liebe Urschel! Ich war gestern Abend in Hohen Neuendorf und habe bei Oma Abendbrot gegessen und von Prag und Rathen erzählt. Tante Jenny

war auch da, Tante Pauline habe ich auf der Straße getroffen. Sie lassen Dich und die Kinder grüßen. Sie bewundern Ingerleins Marschtüchtigkeit und finden es sehr richtig, daß Du noch bis Sonntag bleiben willst. Du veräumst hier nichts. Auch in der letzten Nacht ist mein Schlaf gestört worden; es war aber fast nichts zu hören. Ich habe erstmals unten im Keller weiter geschlafen; es ging sehr gut. (...) Hier zu Hause geht alles sehr gut. Ich esse im Büro. Das Essen ist gut und reichlich, gestern: Flunder (gebraten) mit Kartoffelsalat. Irmgard (Anm.: das Pflichtjahrmädchen) hält alles in Ordnung. Hältst Du es noch bis Ende der Woche aus? Ich komme dann am Sonnabend. Die Fleischmarken bringe ich mit. (...)"

Die Liebesbeziehung zu seiner Frau vertiefte sich in den nächsten Jahren immer mehr, obgleich es öfter zu kleinen Krisen kam, weil er ungeduldig wurde, wenn der Ablauf zu Hause nicht nach seinen Wünschen verlief, und weil die Kinder viel Unruhe in den häuslichen Alltag brachten. Aus seinen vielen Briefen an seine Frau ist das herauszulesen. Er selbst war darüber gar nicht glücklich.

„Hermsdorf, den 9. April 1942

Meine liebe Urschel! Du sollst zu Deinem Geburtstag einen kleinen Brief haben, wie Du es Dir gewünscht hast. (...) Es ist in den letzten Monaten so schön zwischen uns geworden; die kleinen Spannungen waren weniger, sie dauerten nicht so lange. Daß ich Dich sehr lieb habe, weißt Du. (...) Ich kann mir schwer ein Leben ohne Dich und Deine Liebe und die Sorgen um mich vorstellen. Es wäre sicher recht einsam, und ich wäre vielleicht ein rechter Sonderling geworden. (...) Es ist eigentlich so geworden, wie ich es mir als besonders schön erträumt habe. Du bist in allem meine Vertraute geworden. Ich kann mit Dir über alles sprechen. (...) Besonders bin ich sehr froh darüber und sehr stolz auf Dich, daß Du so gar nicht oberflächlich im eigentlichen Sinn des Wortes bist, daß Du so bestrebt bist, einzudringen in den Kern der Fragen, auch ernster Fragen. (...) Ich freue mich, daß es viel-

leicht ein bißchen mein Einfluß ist, der Dich in diese Richtung gelenkt hat. (...) Gerade weil dies alles, dies Ernste, in Dir steckt, ist es Dir auch möglich, in der schweren Kriegszeit trotz aller Schwierigkeiten, trotz Anstehens zwischen meckernden und albernen Frauen loszukommen vom alltäglichen Kleinkram. Und darum spielt das Essen und was damit zusammenhängt bei unseren Gesprächen erfreulicherweise nicht die Rolle, die sie in so vielen Gesprächen so vieler Leute spielt. Und auch das ist schön! (...)

Ich wünsche, daß wir Deinen nächsten Geburtstag im Frieden erleben können und dann vielleicht ein wenig mehr ‚feiern‘ können als diesmal. Und noch eine Bitte: Hab‘ weiter Geduld mit mir, wenn ich einmal ‚knurrig‘ bin! Sei gewiß, daß ich mir Mühe geben will, daß es möglich wenig vorkommt.

Dein Heiner“

Im vierten Kriegsjahr, im November 1942, war Heinz George wieder auf einer Geschäftsreise unterwegs und schrieb von dort an seine Frau. Die Mangelerscheinungen bekam er dabei immer mehr zu spüren. Auch machten sich Zukunftsängste bei ihm bemerkbar.

„Würzburg, den 19. 11. 42

(...) Allerdings bin ich vom ‚Russischen Hof‘ nicht sehr entzückt. Es zeigt sich doch schon sehr, daß wir im vierten Kriegsjahr sind: angestoßene Tassen, ganz verschiedenes, nicht zusammenpassendes Geschirr, abgestoßene Gläser usw. Es wird Zeit, daß der Krieg zu Ende geht. Aber man sieht so wenig die Möglichkeit, auf welche Weise es geschehen kann. Die Leute, die ich hier gesprochen habe, sind teils optimistisch, teils pessimistisch, allerdings nur hinsichtlich der Länge, nicht des Ausganges, da glauben alle an den Sieg. (...)

Du hast es jetzt sicher oft nicht leicht mit mir, weil ich so nervös und angespannt bin und drum so oft nicht freundlich genug zu Dir und den Kindern. Ich gebe mir ja auch immer Mühe, mehr Abstand von den Kleinigkei-

ten des Alltags zu gewinnen, aber es gelingt gewöhnlich nicht. Ich glaube bestimmt, daß Du es mit mir wieder leichter haben wirst, wenn die Hetzerei nicht ganz so schlimm ist. Zunächst freue ich mich auf Weihnachten, das wir hoffentlich noch gesund, vergnügt und munter zusammen feiern können. (...)

(Anm.: Auf einem kleinen Zettel fand ich im Briefumschlag folgendes Zitat: ‚Erst seit ich liebe, weiß ich, daß das Leben schön ist. Erst seit ich liebe, weiß ich, daß ich lebe! Körner‘)

Weimar, den 24. November 1942

(...) Ich bin noch gar nicht rausgekommen, sondern nur immer zwischen Hotel und Tagungsstelle (Weimarahalle) hin und her gegangen. Anstrengend war es nicht, wenn man auch beim langen Sitzen auf harten Stühlen Schwierigkeiten an gewissen Körperteilen bekommt. (...) Auf jeden Fall bin ich heute wieder bei Dir, wir können dann plaudern. Ich fahre auf jeden Fall mit dem frühesten Zug, wenn er auch sehr voll ist, wie man sagt. Wir sind in der letzten Zeit so wenig zusammen gewesen, da habe ich Sehnsucht nach jeder Plauderstunde. Wer weiß, wie lange wir noch ungetrennt sind! (...)

Was machen die Kinder? Hustet Inger noch so viel? Sie ist doch ein kleines eigenwilliges Geschöpf. Wie sie am Sonntag nicht Mittag essen wollte. Sie hatte bestimmt Hunger. Der Junge wird richtig schon eine selbständige Persönlichkeit. Er macht mir Freude. Schade, daß ich mich so wenig mit ihm und Inger beschäftigen kann. So, nun muß ich Schluß machen! 8 Uhr 42! Um 9 Uhr muß ich in der Weimarahalle sein, sonst schimpft Wieser (Anm.: sein Vorgesetzter). (...)

Der 5. Dezember 1932 war der Tag, an dem Heinz und Ursula sich das geheime Versprechen gegeben hatten, für immer zusammen zu bleiben. In jedem Jahr begingen sie diesen Tag feierlich mit kleinen oder größeren Geschenken. In diesem Jahr zur 10. Wiederkehr ihres Gedenktages bereitete Heinz seiner Frau mit seinem Geschenk, einem 6x6-Fotoapparat, eine besonders große

Freude. Jetzt hatte sie endlich den passenden Apparat, um einer ihrer Lieblingsbeschäftigungen, dem Fotografieren, nachgehen zu können. Jetzt konnte sie ihre Kinder und andere Familienmitglieder nach ihren eigenen Vorstellungen fotografisch festhalten. Wie in jedem Jahr speisten sie gemeinsam an dem von seiner Frau festlich gedeckten Tisch die von ihr liebevoll zubereitete Köstlichkeiten. Zu diesem Anlaß schrieb er ihr folgenden Liebesbrief.

„Hermsdorf, den 5. Dezember 1942

Mein liebes, liebes Urschele! Du sollst auch heute wieder einen Brief von mir haben. Wir feiern zwar noch nicht unseren 10-jährigen Hochzeitstag, aber die 10-jährige Wiederkehr des Tages, an dem wir uns darüber klar wurden, daß wir unseren Lebensweg künftig gemeinsam gehen würden. 10 Jahre ist ein langer Zeitraum, in Deinem Leben mehr als ein Drittel, in meinem mehr als ein Viertel. Das ist schon eine so lange Zeitspanne, daß man sich wieder Rechenschaft ablegen sollte, ob der vor 10 Jahren gefaßte Entschluß gut und richtig war. Das kann ich nur aus vollem Herzen und ganz entschieden bejahen. Ich habe es noch niemals bereut, mein Leben mit Deinem zusammenzutun. Die letzten 10 Jahre waren schön, schöner als ich sie mir zu ihrem Beginn als möglich vorgestellt habe. Ich glaube, wir können beide ohne Übertreibung sagen, daß wir glücklich waren. Wir werden auch weiter glücklich sein, das ist meine feste Überzeugung. Denn unsere Ehe hat sich ja auch in mancher schweren Stunde zu bewähren gehabt und bewährt. Das bindet, vielleicht sogar stärker als nur Tage ungestörter Freude.

Ich liebe Dich sehr. Ich habe Dich in diesen 10 Jahren immer mehr lieb gewonnen. Ich habe gesehen, wie sich Dein Wesen immer mehr entfaltet hat und alle Eigenschaften, die ich an Dir so schätze, hervorgetreten sind. Vor allem bin ich Dir dankbar, daß Du so geduldig bei meiner Brummigkeit bist, obwohl Du ja so in Anspruch genommen bist, daß Du nervös sein könntest. Ich hoffe aber, daß ich meinen Zustand, in dem ich mich bestimmt nicht

wohl fühle, bald überwinden werde; ich will mir Mühe geben, und Du hilfst mir dabei.

Liebling! Als wir heute vor 10 Jahren den ersten Schritt auf den gemeinsamen Lebensweg taten, dachten wir nur an uns beide. Heute ist das anders. Heute spielen unsere beiden Kinder eine große Rolle, wenn auch nicht die einzige Rolle, was ja auch nicht richtig wäre. Aber unser Leben hätte nicht den richtigen Inhalt; wenn wir beide alleine wären und keine Kinder hätten, für die zu sorgen so viel Freude macht. Wir säßen bestimmt noch in Frohnau, in unserer ersten Wohnung, und hätten den Entschluß zu einem eigenen Haus noch nicht aufgebracht.

Mein Liebes! Wenn wir nach 10 Jahren diesen Tag wieder feiern, sind unsere Kinder schon groß. Sie werden denken, heute ist der 5. Dezember, da werden die ‚Alten‘ wahrscheinlich wieder ‚feiern‘. Komisch, was sie da eigentlich feiern. Mutti hat da den Tisch immer besonders gedeckt. Uns lassen sie aber nie dabei sein. – Und ich glaube, wir werden auch dann wieder sehr schön und gemütlich zusammensitzen, so wie es heute schön und gemütlich wird.

Nochmals, mein Urschele! ich hab‘ Dich sehr lieb und gebe Dir jetzt einen ganz dollen Kuß, wenn Du aufwachst, denn es ist jetzt kurz vor 6 Uhr. Ich bin früh aufgestanden, damit ich noch diesen Brief schreiben kann. Dein Heiner.“

1942 endete für Heinz George ein Lebensabschnitt, der für ihn der glücklichste seines gesamten Lebens gewesen sein sollte. Zehn Jahre später feierte das Ehepaar diesen besonderen Tag nicht mehr! In diesen 10 Jahren war so viel geschehen, daß diese Ehe keinen Bestand mehr haben sollte.

**Heinz Georges Militäreinsatz**  
**im unerschütterlichen Glauben an den Endsieg**  
(1943 bis 1945)

Am 15. April 1943 wurde Heinz George zur Wehrmacht in die Aufklärungsabteilung 1 in Ponarth in Königsberg einberufen und innerhalb von drei Monaten zum Funker ausgebildet. Die Umstellung vom Berufs- und Familienmenschen zum Soldaten fiel ihm ungeheuer schwer. Sein erster Brief nach Hause zeigte das deutlich.

„Königsberg, den 16. 4. 1943

(...) Die Trennung wird uns beiden nicht leicht fallen; das haben wir gestern Abend gemerkt. Auch mir wurde sehr wehmütig ums Herz beim Abschied. (...) Jetzt müssen wir den künftigen Problemen ins Auge sehen, Du als Haushaltungsvorstand, ich als Rekrut. Ich bin fest überzeugt, daß Du alle Fragen, die an Dich herantreten, meistern wirst. Du hast ja ein so feines Gefühl für das, was richtig und was falsch ist. Und vergißt Du einmal eine Postschecküberweisung, dann geht die Welt nicht unter; denk nur daran, daß ich auch öfter Quatsch gemacht habe (Unterschrift vergessen usw.).

Auch ich will mir Mühe geben, mit den schwierigen nächsten Wochen fertig zu werden. Zunächst wird ja eine Krise, mehr geistiger als körperlicher Art kommen, wenn man sich ganz dämlich vorkommt, weil einem seine Dummheit immerfort vorgeworfen wird. Darüber denke ich aber auch hinwegzukommen. Ich schreibe das nur, damit Du künftige, hiervon beeinflusste Briefe nicht zu ernst nimmst. (...)

Weißt Du, Urschel, ein Gedanke hat mich auf der Bahnfahrt, als ich immer weiter von Dir wegfuhr, getröstet: Jede Minute, die vergeht, rückt das Wiedersehen näher. Daß es bestimmt kommt, das glaube ich gewiß, wie wir uns liebhaben. Wir wissen nur nicht wann. Vielleicht schneller, als wir denken. Ich schreibe nach Möglichkeit heute Abend noch meine Anschrift.

Dann hoffe ich, am Sonntag schreiben zu können und dann bestimmt jeden Sonntag, später vielleicht auch öfter. (...)“

Er schrieb wirklich sehr regelmäßig nach Hause und berichtete in allen Einzelheiten von seinem neuen Leben beim Militär, aber auch, um seiner Frau mit Ratschlägen im häuslichen Alltag und bei den zunehmenden Fliegerangriffen zu helfen. Denn die Lage in Berlin wurde immer brenzlicher, weil die Bombenangriffe der Engländer fast jede Nacht Alarm auslösten.

„17. 4. 43 (...) Meine Truppe ‚Berbersturz‘ ist eine selbständige Formation, die zur Artillerie gehört (Farbe an den Achselstücken: rot), aber selbst nicht schießt, aber feststellt, woher geschossen wird. Ich gehöre zur Stabsbatterie, dort soll es einen Wetterzug, einen Funkerzug, einen Druckereizug geben. Die endgültige Zuweisung erfolgt Montag. (...)“

21. 4. 43 (...) Heute früh wurden wir eingekleidet, wenigstens zum größten Teil. Ich habe eine Uniform, die mir – m. E. – ganz gut steht und ganz gut sitzt. Wir haben auch einen Stubenältesten bekommen. Die Freiheit ist jetzt also endgültig zu Ende. Der Dienst beginnt. Heute sind wir schon kaum zur Besinnung gekommen. Der Gefreite, der für uns zuständig ist, hat gesagt, die Ausbildung dauert 16 Wochen, d. h. bis Mitte August, da sie noch gar nicht begonnen hat. Endgültig sind wir noch nicht aufgeteilt. Heute Abend haben wir eine Eignungsprüfung für Funker gemacht. Von 40 kommen jedoch nur 12 in Betracht. Mir ist Wurst, was ich mache. (...) Mir geht es gut. Es ist bisher noch nicht schlimmer, als ich es mir vorgestellt habe. Allerdings beginnt die Geschichte erst jetzt. (...)“

26. 4. 43 (...) Hier geschieht alles auf Befehl, z. B. das Mittagessen. Gewöhnlich sehr früh, gegen 11 oder 11 Uhr 30. Es wird gepfiffen, alles rast und schlittert mit seinen Nagelschuhen den Korridor entlang, immer durch Rufe zur Eile angetrieben. Vor der Kaserne wird in 3 Gliedern angestanden. Dann werden die Essenskarten aufgerufen. Man muß sich wieder sputen, damit man nicht zu spät sein ‚hier‘ brüllt. Dann drängt man sich nach vorn

und holt sich seine Karte. Sobald alle ihre Karte haben, geht es zur Küche. Im gleichen Tritt, womöglich mit Gesang. Wir unterscheiden eine ‚Holzküche‘ (in einer Baracke) und eine ‚Steinküche‘ (in einem richtigen Gebäude). Vor der Küche warten, dann bekommt man eine Kelle voll Kartoffeln, von einem zweiten einen Löffel Sauce und vom dritten ein Stück Fleisch (heute Hackbraten). An gescheuerten Holztischen ißt man, manchmal bei großem Andrang im Stehen. Wenn man Pech hat, wird man zu Küchenordnung bestellt, d. h. man muß die Tische sauber machen. Nach dem Essen spült man Schüssel und Besteck in einem Bottich voll heißem Wasser ab, notdürftig. Im Waschraum (in der Kaserne) wird mit kaltem Wasser weiter gesäubert. Das Essen ist schmackhaft und reichlich. Vor allem die Brotversorgung. – Wenn man um 11 Uhr 30 Mittag ißt, hat man um 4 Uhr schon wieder Appetit (heute habe ich 4 Käsestullen gegessen, aber dicke!). Zum Abendbrot will ich die Sardinenbüchse aufmachen, da meine Butter noch zum Frühstück reichen muß. – (...)

Kannst Du mir graues Stopfgarn für meine Strümpfe schicken? Ich habe heute lange gestopft, die Sohle war ganz durchsichtig. (...)

Wenn meine Zivilsachen kommen, mußt Du sie sorgfältig im Garten durchsehen. Wir haben Wanzen! – (...)

1. Mai 43 (...) Am Mittwoch hieß es, morgen zweitägiger Ausmarsch mit Biwak im Freien. Am Mittwoch Abend bekamen wir erst unsere Marschstiefel. Wenn Du wüßtest, wie solche Stiefel als ‚passend‘ abgegeben werden, dann könntest Du Dir eine Vorstellung machen, wie uns zuerst beim Marschieren zumute war. Zu aller Freude gab es in der Nacht zu Donnerstag Alarm. Wir schliefen nur von 2 ½ – 6 Uhr.

Um 7 ½ Uhr war Abmarsch (Gepäck: Brotbeutel mit Verpflegung für 2 Tage, Feldflasche, Zeltbahn und 2 Decken; Gewehr, Gasmaske und Seitengewehr hatten wir noch nicht). Wir marschierten etwa 15 km! Bis gegen 11 Uhr. Zwischendurch mußten wir ‚Fliegerdeckung‘ machen, uns ‚vor Pan-

zern' in nasse Gräben werfen usw. Der Stahlhelm drückte mich. Nach einer 1-stündigen Mittagspause gab es 3 – 4 Stunden Felddienst. So etwas auf einer unebenen Wiese, gar nicht einfach, bei wunden Füßen. Um 5 Uhr fing der Zeltbau an. Wir schliefen zu 8 Mann in einem niedrigen Zelt im Stroh. Die Nacht war sehr kühl, aber ich habe nicht gefroren. Trotzdem habe ich eine kleine Erkältung, nicht schlimm. Um 3 Uhr wurde unser Zelt von irgend jemand eingerissen, obwohl Wachen aufgestellt waren! Wir schliefen unter der Feldplane weiter. 4 Uhr war Wecken. Um 5 Uhr haben wir Kaffee getrunken.

Kurz vor 6 Uhr abrücken. Dann wieder 2 Stunden marschieren, durch Wald auf sehr schlechten Wegen. Auf einem Exerzierplatz fingen wir an, Schützenlöcher, Verbindungsgräben usw. auszuwerfen. Wasser auf der Wiese, wieder Exerzieren. Allmählich habe ich meine Stiefel eingeschwitzt; sie drücken nicht mehr so. Der linke ist etwas kleiner als der rechte. Nachdem wir noch 8 km marschiert waren, kamen wir um 5 Uhr wieder in der Kaserne an.

Das Ergebnis dieser Strapazen waren am linken Fuß 2 kleine Blasen, am rechten Fuß am Hacken eine größere und unter dem Ballen eine mittlere, deren Haut schon etwas abging. Ich habe ein Pflaster raufgeklebt. Am Abend war ich hundemüde und hinkte etwas, heute ging es schon wieder. Allerdings habe ich die Marschstiefel noch nicht wieder angezogen. Na, morgen ist ja noch Sonntag. Am Montag hoffe ich, wieder in den Stiefeln laufen zu können. Wenn mir die Anstrengungen auch manchmal recht schwer vorkamen, war doch viel Interessantes dabei. Im übrigen bin ich zufrieden, daß ich alles ausgehalten habe, obwohl ich einer der Ältesten bin. Einige haben schlapp gemacht. In meiner Stube sind 3 oder 4, die kaum laufen und am Montag kaum Dienst machen können. (...)

9. 5. 43 (...) Die Zeit vergeht rasend. Wir haben keine Ruhe. Ich will Dir kurz von unserem Ausmarsch erzählen. Um 7 Uhr 30 ging es los, 8 km.

Dann 4 Stunden Gefechtsdienst: kriechend, gebückt laufend, gleitend, d. h. mit den Ellbogen fortbewegen. Dann kam 1 - 2 Stunden ein Gefecht. Ich war Läufer zwischen einem Späher, einem Korporalschaftsführer und dem Leutnant. Das hat großen Spaß gemacht, war aber besonders anstrengend, da es sehr heiß war. Zum Schluß haben wir noch eine kleine Kampfgruppe des Feindes ‚unschädlich‘ gemacht. Nach einer Stunde Rast, wurde der Wald ‚gesäubert‘, in Schützenlinien. Inzwischen war es 3 Uhr geworden. Wir hofften, ruhig nach Hause marschieren zu können. Aber es wurde ein Eilmarsch befohlen. 6 Gruppen um die Wette. Ich hatte gar keinen Ehrgeiz, besonders schnell zu sein, aber ich mußte mit. Wir liefen etwa 8 - 9 km in 1 ½ Stunden, auf z. T. sehr schlechten Straßen. Mir brannten die Füße, aber ich habe durchgehalten und sogar noch einen jungen Kameraden, der nicht mehr konnte, gestützt. Ich bin nur froh, daß ich die fürchterlichen Strapazen so gut aushalte.

Leider hatten wir am Tag nach dem Ausmarsch gar keine Ruhe. Alle Stunde anderer Dienst, Exerzieren usw.; nach dem Mittagessen immerzu Revier reinigen, stundenlang, dann Sachen putzen, bis 9 Uhr. Ich war hundemüde und konnte kaum stehen. Der Schlaf war darauf sehr tief. Du siehst, wie das Leben hier ist. Doch darfst Du nicht denken, daß ich den Mut verliere. Im Gegenteil, noch in keinem Augenblick habe ich die Nerven verloren und bin im Innern immer der Überlegene gewesen, auch wenn ich angeschnauzt oder ‚angesch...‘ wurde, wie es hier heißt. (...)

Nach dem Mittagessen habe ich gewaschen, auch Drillichzeug, eine Hundearbeit, hoffentlich ist alles auch sauber geworden. Waschen mit kaltem Wasser geht doch sehr schlecht. (...)

15. 5. 43 (...) Heute sind wir vereidigt worden. Es war recht feierlich. Nun bin ich richtig Soldat, ‚bis zur Opferung meines Lebens‘, wie es in den Pflichten des deutschen Soldaten heißt. Morgen sind 4 Wochen Rekrutenzeit um. Eine kurze und doch lange Zeit. Wenn ich überlege, wie das Soldaten-

leben als Rekrut ist, so muß ich sagen, daß es nicht einfach ist, daß ich bisher aber alles geschafft habe. Am unangenehmsten ist, daß ich in der Zeiteinteilung völlig abhängig bin. Auch nach Dienstschluß kann ich auf der Stube nicht machen, was ich will. Darum weiß ich nie, ob und wann ich einen Brief schreiben oder lesen kann (augenblicklich denke ich, schreiben zu können; wenn ich nicht mehr weiter schreiben kann, breche ich ab und schicke ihn unvollendet weg).

Vielleicht ist das Schlimmste der Ausbildungszeit – für mich das Unge wohnte, Unbekannte, vor dem ich mich ja immer so scheue – schon vorbei, wenn auch die körperlichen Anforderungen noch steigen werden. Manchmal weiß ich nicht recht, wie ich daneben noch den theoretischen Kram, das Funken und das damit zusammenhängende Zeug, schaffen soll.

Beim Exerzieren stelle ich mich ebenso dämlich an wie die andern. Leider werde ich noch durch das Anbrüllen nervös, und dann klappt es natürlich erst recht nicht. So stelle ich mich beim Grüßen ungeschickt an. Das gerade ist wichtig, damit ich sonntags ausgehen kann. Na, auch das werde ich lernen. Die Rekrutenzeit geht auch zu Ende. (...)“

(Foto: Soldaten beim Antreten, Heinz George 4. von links)

Seine schlimmen Erwartungen an die Rekrutenzeit hatten sich bewahrheitet. Er, der sein Leben nach seinen eigenen Regeln aufstellte und seine eigenen Moralvorstellungen besaß, mußte sich diesen rüden Militäranweisungen seiner Vorgesetzten unterordnen. Aber er hatte auch Erfolgserlebnisse und gewöhnte sich allmählich an das neue Militärleben.

„7. 7. 43 (...) Gestern beim Sport haben wir eine Dauerlauf über 4200 m gemacht. Von den 80 Mann haben nur 27 durchgehalten. Auch ich habe es geschafft, aber heute habe ich in den Waden Muskelkater. Trotzdem freue ich mich, daß ich das noch kann. Wahrscheinlich ein Erfolg meines Dauerlaufs zum Bahnhof. (...)“

21. 7. 43 (...) Sonst gibt es hier eigentlich nichts Besonderes zu berichten. Ich bin gesund und munter und nehme alles so hin, wie es eben kommt. Man gewöhnt sich an manches. Die anderen schimpfen furchtbar. Das hat aber keinen Zweck. Außerdem glaube ich, daß es uns nicht schlechter geht als anderen. Man ist eben Rekrut und wird geschliffen, um an Disziplin gewöhnt zu werden. Das muß wohl so sein. Mein Pech ist eben, daß ich körperlich nicht so gewandt bin, und dadurch ‚auffalle‘ .(...).“

Gleichzeitig hatte er große Hoffnungen, daß der Krieg bald gewonnen werden könnte.

„5. 8. 43 (...) Je mehr ich mich mit der Kriegslage befasse, in Gedanken, umso mehr komme ich zu der Überzeugung, daß die Entscheidung bald fällt. Auch Goebbels hat wieder gesagt, daß unsere neue Angriffswaffe bald fertig ist. Vielleicht kommt es noch im Herbst dazu, daß sie angewandt werden kann. (...)“

Am 7. und 8. August 1943 durfte er seinen ersten Wochenendurlaub nach Hause antreten. Die Lage in der Hauptstadt wurde durch die massiver werdenden Bombenangriffe für seine Familie immer gefährlicher. Er machte sich um sie sehr große Sorgen. Darum sorgte er dafür, daß seine Frau mit den beiden Kindern zu einer befreundeten Pfarrersfamilie nach Possendorf bei Dresden umziehen konnte, um dort bis zum Kriegsende zu bleiben. Dieser erste und letzte Urlaub in seinem Haus gab ihm trotz aller Sorgen Auftrieb für die folgenden Monate.

(Foto: Heinz George zu Hause in Uniform)

„9. 8. 43 (...) Die 21 Stunden, die wir gestern und vorgestern zusammen verbracht haben, werde ich nie vergessen. So schön waren sie. Du hattest alles so schön vorbereitet, angefangen von dem liebevoll gedeckten Tisch bis zu den eingezuckerten Erdbeeren. Es waren Feierstunden, die wir zusammen verbracht haben. Weißt Du noch, wie wir auf dem Sofa gesessen und Kaffee getrunken und Kirschtorte mit Schlagsahne gegessen haben? An das,

was nachher kam, brauche ich Dich nicht zu erinnern, das hast Du bestimmt nicht vergessen. Es war doch sehr schön, daß ich Dich, die Kinder, das Haus und den Garten noch einmal sehen konnte. Du hast ja alles so fein in Stand gehalten. Du hast auch bestimmt nicht mehr das Gefühl, der völlig selbständigen Haushaltsführung nicht gewachsen zu sein. Darum wirst Du bestimmt auch alle Schwierigkeiten meistern, die mit der Räumung zusammen hängen. Für mich ist es eine sehr große Beruhigung, zu wissen, daß Du und die Kinder bald in einem weniger gefährdeten Gebiet leben werdet. Was aus unserem Haus und Garten wird, ist weniger wichtig. Die Hauptsache ist, daß wir uns später – hoffentlich nicht nach allzu langer Zeit – wieder gesund zusammenfinden. Dann bauen wir eben von neuem auf. (...)“

Mitte September 1943 wurde er zum Fronteinsatz abgestellt. Nach einer Fahrt über Wilna und Borissow (an der Beresina) kam er in die Auswertungsabteilung der 2. Batterie der Aufklärungsabteilung 50 etwas östlich von Orscha. Die Batterie lag in Klinoschoka in der Nähe von Klini mit Eisenbahnanschluß. Auch von hier schrieb er regelmäßig an seine Frau und berichtete ihr von seinen Erlebnissen und seinen Gedanken, die ihn beschäftigten.

„29. 9. 43 (...) Ich bin nun bei der Lichtmeßbatterie gelandet. (...) Vorläufig kann ich leider mit Post von Dir nicht rechnen, weil wir immer noch keine feste Stellung haben, so daß die Feldpost nicht nachkommen kann. Auch ich kann den Brief nur dann absenden, wenn ein Urlauber wegfährt, der ihn mitnimmt. (...)“

Ich habe Quartierwache, während die andern am Bahnhof Gepäck abladen, damit nichts wegkommt. Ich werde Dir einmal unser Quartier beschreiben. Das Haus ist ein Blockhaus aus roh behauenen Holzstämmen, die Fugen sind mit Moos ausgestopft. In der einen Hälfte des Raumes liegen wir (zur Zeit nur 4 Mann) auf Stroh. Das ist weich und warm; man schläft gut darauf. Auch von Ungeziefer habe ich noch nicht viel gemerkt. Die andere Hälfte wird zum Teil durch den großen Ofen eingenommen, auf dem

man auch lagern kann. Daneben stehen zwei bettstellenähnliche Dinger. Auf ihnen schlafen vier Personen, ein altes Ehepaar und ein junges. Außerdem liegt in einer Wiege ein 3 Monate altes Baby. Die Wiege besteht aus einem Holzkasten, der mit Stricken an der Decke befestigt ist. Schreit das Baby, so wird es geschaukelt. Je mehr es schreit, desto stärker, so daß man denkt, es müßte seekrank werden. Über dem Kasten hängt ein weißes Tuch als Betthimmel, der Säugling ist in eine Decke gepackt und mit einer Strippe richtig eingewickelt. Da haben es unsere Gören besser gehabt. Daß es trocken gelegt wird, habe ich noch nicht gesehen. Außerdem gibt es noch einen Tisch, 2 wacklige Bänke, 1 Schemel und eine Truhe. Die Leute essen morgens und Abends aus einer Schüssel eine Art Kartoffelbrei und trinken Milch. Gegessen wird mit großen Holzlöffeln. In dem Ofen wird in eisernen Töpfen gekocht, auch Brot gebacken. Wenn Du Dir dazu noch einige Kästen, an den Wänden zum Trocknen aufgehängte Tücher und Bekleidungsstücke denkst, hast Du ein ziemlich vollständiges Bild der gesamten ‚Einrichtung‘.

Endgültig eingeteilt sind wir noch nicht. Soweit ich gehört habe, wird auch nicht viel gefunkt, hauptsächlich durch Fernsprecher gesprochen, also mit Draht. Der Soldatenbetrieb ist auszuhalten. Lange nicht so viel Drill wie auf dem Kasernenhof. Die Unteroffiziere sind recht nett, auch der für mich zuständige ‚Spieß‘. Ich glaube, ich habe es nicht besonders schlecht getroffen. Man muß abwarten, wie es wird, wenn wir eingesetzt werden. (...)

8. 10. 43 (...) Ich bin jetzt 14 Tage bei meiner ‚Einheit‘ in Rußland. Es geht mir gut; ich fühle mich ganz wohl, soweit das unter den hiesigen Verhältnissen möglich ist. Ich werde jetzt als ‚Auswerter‘ eingearbeitet. Was das ist, erzähle ich Dir später einmal. Zunächst besteht meine Kriegstätigkeit im Vermitteln von Ferngesprächen am Klappenschrank. Das ist ganz einfach; man muß nur die richtige Übung haben. Angeschnauzt werde ich schon noch oft genug werden, bisher ist es allerdings noch nicht geschehen. Über-

haupt ist der Ton und die Behandlung hier nicht mehr so kasernenmäßig. Meine Vorgesetzten, mit denen ich bis jetzt in Berührung gekommen bin, sind ebenfalls ganz nett. Vom Krieg habe ich eigentlich, außer dem Schießen von Geschützen, nicht allzu viel gemerkt. (...) Ich habe es in meiner Einheit bestimmt besser als bei der Infanterie. (...) Heute ist von der Bombardierung Londons berichtet worden. Vielleicht kommen die Engländer deshalb wieder einmal! (...)

Die Verpflegung ist nach wie vor reichlich. (...) Wenn Du sehen würdest, wie fett ich jetzt schmiere. Schade, daß Ihr nicht soviel habt. Butter bekommen wir manchmal extra, weil wir eine eigenen Küche haben. Heute früh gab es zum Kaffee (mit Milch) Kuchen. Deiner schmeckt besser, aber es ist doch Kuchen. (...)"

Sein erster Winter an der russischen Front begann recht friedlich, da er nicht unmittelbar an der Kampflinie stationiert war.

„7. 11. 43 (...) Seit 3 Tagen ist hier Winter geworden. Schnee, Kälte, Ostwind. Heute gab es ein kräftiges Schneetreiben, es scheint aber weniger geworden zu sein. Zu frieren brauchen wir hier im Bunker jedoch nicht. Es ist hier bestimmt wärmer als in den Russenhäusern. Postenstehen ist allerdings jetzt weniger schön. Man bekommt kalte Beine. Sonst friert man nicht, weil wir sog. ‚Übermäntel‘ anhaben – nur auf Wache –, das sind dicke Mäntel, die über den anderen Mantel gezogen werden. Heute Mittag habe ich Bäume fällen helfen. Das Holz brauchten wir, um eine Überdachung über den Bunkereingang zu bauen. Das hat mir in der schönen Winterluft ordentlich Spaß gemacht. Allmählich bekomme ich einige handwerkliche Kenntnisse. Ich könnte Euch im Bunkerbau schon Ratschläge geben.

Vorgestern war ich zum ersten Mal in einer Sauna, die in dem hiesigen Nest ist. Sie ist natürlich sehr primitiv. Trotzdem erfüllt sie ihren Zweck. In der einen Ecke befindet sich ein Haufen glühend heißer Steine, auf die Wasser gegossen wird. Es entsteht eine Bullenhitze. Man fängt mächtig an zu

schwitzen. Dann habe ich mich gründlich eingeseift und den ganzen Körper mit der Handbürste kräftig gebürstet. Zum Schluß wurde kaltes Wasser über den Körper gegossen. Ich hatte das Gefühl, einmal richtig sauber geworden zu sein. Ich besuche später einmal in Berlin eine richtige komfortable Sauna. (...)

14. 11. 43 (...) Über die Kinder freue ich mich. Rüdiger ist tüchtig, daß er fast immer null Fehler hat. Lobe Inger, daß sie nicht mehr knabbert. Sie soll von den 4 Beuteln Bonbons, die ich mitschicke, einen extra als Belohnung bekommen (jeder von Euch eine, Inger 2!). Sage Inger, daß ich den Zahn aufgehoben habe und in meinem Portemonnaie bei mir trage. (...)

Ich bin froh, daß ich es so gut habe: Gut zu essen und zu trinken und sonst nicht allzu gefährlich. Auch mit dem Dienst bin ich ganz zufrieden. Was das Trinken betrifft, so gab es gestern guten Cognac. Auf mich entfiel etwa  $\frac{1}{4}$  l. Den habe ich nach einem reichlichen Abendbrot (5 Käsestullen) vertilgt. Ich bin nicht blau gewesen. Ich staune, daß ich so viel vertrage, obwohl ich es nicht gewöhnt bin. Hinterher mußte ich 2 Stunden Posten stehen. Da habe ich wenigstens nicht gefroren. (...)

28. 11. 43 (...) Ich glaube, Du hast es in mancher Beziehung schwerer als ich. Du bist in fremder Umgebung und mußt Dich so einrichten mit dem Raum und den Sachen. Verstehst Du Dich denn mit Ilse noch gut? Das erscheint mir die Hauptsache zu sein, aber Du bist ja ein Mensch, mit dem sehr gut auszukommen ist. Das kann ich am besten beurteilen, da ich es ja schon mehr als 8 Jahre aushalte! Vor allem mit den Kindern jetzt im Winter, im engen Raum. Da kann ich verstehen, daß Du nervös wirst. Der Spatz scheint ja auch wieder seine schlechten Tage zu haben, da er das Rechnen so schwer kapiert. Was sind denn das für schwierige Aufgaben, die er rechnen muß? Schade, daß ich Dir nicht helfen kann. Aber ich wäre sicher auch nervös, sicher viel mehr als Du. Also, es wird schon gehen. Du wirst schon die nötige Geduld haben. (...)"

Seine Gedanken waren viel bei seiner Familie. Seine Tätigkeit als Funker ließ ihm Zeit dazu und ermöglichte es ihm auch, diese seiner Frau nach Possendorf zu schreiben.

„30. 11. 43 (...) Weißt Du, wenn so ein Urlauber zurückkommt und erzählt von Zuhause, so wird einem richtig wehmütig ums Herz. Ich habe ordentlich Sehnsucht nach unserem schönen, gemütlichen Heim bekommen. Hinzu kommt dann das Gefühl der Ungewißheit, ob es überhaupt noch existiert und ob man es noch einmal wiedersehen wird. Ich wünschte, alles wäre vorbei und ich wieder bei Euch. Und es ist schon soviel zerstört in Deutschland und wird wohl noch manches zerstört werden. Hoffentlich kommt es bald zu dem entscheidenden Schlag! Gefreut hat mich die heutige Sondermeldung von der Versenkung so vieler Flugzeugträger. Letzten Endes entlastet uns das auch. (...)

25. 12. 1943 (...) Geliebte! Jetzt ist Weihnachten! Das 5. Weihnachtsfest im Kriege. Das erste Weihnachtsfest seit 17 Jahren, seit 1926, an dem ich nicht mit Dir zusammen gewesen bin. (...) Am 23. abends bekam ich Deinen langen, langen Brief der mir große Freude bereitet hat und der so viele schöne Stellen enthält. Er war für mich eine schöne Weihnachtsgabe. Besonders über die Aufnahmen von den Kindern habe ich mich gefreut. Die Vergrößerung des Bildes von dem Jungen ist prachtvoll. Er sieht so richtig jungenhaft aus. (...)

Nun will ich Dir unseren Heiligabend schildern. Die Feier begann gegen 3 Uhr. Der Teil der Batterie, der hier zusammen liegt, war in einem größeren Haus zusammengekommen. Es waren etwa 30 Mann. Unser Chef war auch dabei, außerdem der Kommandeur der Abteilung und einige Offiziere. Zuerst wurde ‚O, du fröhliche‘ gesungen, dann kam eine Rede vom Chef, ‚Stille Nacht‘, Rede vom Kommandeur, ‚Es ist ein Ros‘ entsprungen‘. Im Anschluß daran wurden Beförderungen ausgesprochen und Auszeichnungen verliehen. Es folgte das gemeinsame Essen und Trinken: Kartoffel-

salat mit 2 Buletten und eine halbe Flasche Sekt. Nachher wurde Schnaps getrunken. Die Feier entwickelte sich dann so, wie es derartige Feiern zu tun pflegen. Darüber brauche ich nichts weiter zu sagen.

So gegen 20 Uhr bin ich mit 2 Kameraden zu dem Sanitätsunteroffizier (einem kath. Priester) gegangen, der uns eine Tasse Bohnenkaffee in Aussicht stellte. Den hab' ich dann auch bekommen. Bis 22  $\frac{3}{4}$  Uhr bin ich dort geblieben. Dann mußte ich weg, weil ich eigentlich schon um 20 Uhr in der Auswertestelle Dienst hatte. Mein Truppführer war aber auch nicht da. Er war so blau, daß er unmöglich Dienst machen konnte. Er wird von einem anderen vertreten.

Es ist auch an der Front ganz ruhig. Der Russe schießt nicht. Ich bin in der Nacht, die sehr dunkel war, mutterseelenallein über das tief verschneite Feld vom Dorf zum Wald gegangen. Friedliche Stille herrschte. Man hatte überhaupt nicht das Gefühl, daß Krieg ist. (...)

Ich denke, daß ich im nächsten Jahr mit Dir und den Spatzen wieder zusammen dieses schönste Fest des Jahres feiern kann. Ich glaube bestimmt, daß der Krieg dann zu Ende ist. Aus allem, was man so hört und liest, geht doch hervor, daß die Entscheidung naht. In einem Artikel im ‚Reich‘, den ich noch nicht selber lesen konnte, steht, daß alle technischen Voraussetzungen für die ‚Vergeltung‘ bereits gegeben seien, daß nur noch der günstigste Zeitpunkt abgewartet würde. Mein einziger Wunsch ist, daß der Schlag so zerschmetternd ist, daß der Krieg auch wirklich aus ist. Die Engländer müssen endlich einmal ihre Strafe erhalten. Diese Banditen haben doch tatsächlich am Morgen des Heiligen Abends unser Berlin wieder angegriffen. Dazu noch Aachen und dort den Dom zerstört, der auf Karl den Großen zurückgeht. Schön ist, daß man hier völlig siegesgewiß ist. (...)

Inzwischen ist es 1 Uhr 30 geworden. Noch 2  $\frac{1}{2}$  Stunden! Ich werde jetzt einmal das Paket auspacken. – Es enthält Kekse, die ich jetzt knabbere, da ich wieder Appetit bekommen habe. Tante Jettchen schreibt, daß auch in

Niederschönhausen Bombenschäden seien. Ihr Bruder, der Bäcker, ist ebenfalls total geschädigt und nach Lanke übergesiedelt. Die Leipziger Straße soll ganz zerstört sein. Wenn man das hört, kann man auch zu Weihnachten keine friedlichen Gedanken haben. –

Du warst doch hoffentlich nicht traurig am Heiligen Abend, Liebste? Die Kinder werden schon für die richtige Weihnachtsstimmung gesorgt haben. Nachher bist Du sicher ins Bett gegangen, hast gelesen und Radio gehört und bist dann in Gedanken an mich eingeschlafen. Auch ich bin froher Stimmung. Ich weiß nicht, ich habe heute so das Gefühl, als ob alles schneller vorbei ist, als wir denken. Am weichsten war meine Stimmung, als die alten schönen Weihnachtslieder gesungen wurden. Da wurden doch einige Augen feucht, und einige Kehlen mußten sich räuspern. Zum Teil ist bestimmt auch nur deshalb gesoffen worden, um nicht ‚weich‘ zu werden.

Liebling! Ich hab' wieder einmal mit Dir geplaudert. Es war, als ob ich Dir gegenüber säße und Dir alles erzählt hätte. Bloß gut, daß ich Dich habe! (...)"

Heinz George war froh, in dieser Zeit mit seiner Frau im regen Briefwechsel zu stehen. So konnte er ihr gegenüber seine Gedanken, die ihn beschäftigten, zum Ausdruck bringen. Sie antwortete darauf – wenn auch die Antworten mit unterschiedlicher Verzögerung bei ihm eintrafen – und konnte auf diese Weise auch ihm ihre täglichen Erlebnisse aus Possendorf schildern und Neuigkeiten vom Haus in Berlin-Hermsdorf berichten, das jetzt von ihrer Mutter und deren Mann bewohnt wurde.

„7. 1. 1944 (...) Wenn ich mir so vergegenwärtige, was die andern über die Frauen sagen, so habe ich das Gefühl, daß die Moral – auch wenn man manches als übertrieben und Großmannssucht abstreicht – doch ziemlich zurückgegangen ist oder vielleicht auch früher nicht besser war. Auch die, die verheiratet oder verlobt sind, sind Seitensprüngen nicht abgeneigt. Die andern tun so, als ob es selbstverständlich sei, mit jedem weiblichen Wesen

in intime Beziehungen zu treten. In diesen Tagen stand im ‚Stoßtrupp‘, eine Frontzeitung, ein Aufsatz über die Frage, ob man im Krieg heiraten solle. Der war im großen Ganzen ganz vernünftig. Der Verfasser vertrat aber auch die Ansicht, daß ein verheirateter Soldat auch mal einen kleinen Seitensprung machen dürfe, es müßten nur die Grenzen bewahrt werden. Bei alledem zeigt sich immer wieder, daß Mann und Frau mit verschiedenen Maßstäben gewertet werden. Der Mann, auch wenn er Soldat ist, verlangt von seiner Frau, daß sie ihm treu bleibt, während er sich jede Freiheit zubilligt. Das ist schon unter dem Gesichtswinkel des gleichen Rechtes beider Partner nicht richtig, ganz abgesehen, daß die Ehe ein Treueversprechen beider Teile enthält. Was uns betrifft, so sehe ich ja beiderseits bestimmt keine Gefahr. Aber allgemein erscheint mir die Entwicklung nicht ungefährlich. (...)

9. 1. 1944 (...) Das, was Du über das Alleinsein und die Bücher schreibst, kann ich verstehen. Du wirst nun vielleicht auch besser verstehen, daß ich mich früher, als ich Dich noch nicht hatte, gar nicht so einsam gefühlt habe. Die Bücher haben mir Freunde und Bekannte ersetzt. Aber jetzt, wo ich Dich und die Kinder habe, möchte ich nicht so allein sein wie früher. Zu zweit ist das Leben doch schöner, wenigstens wenn der Zweite Du bist. (...)

Ende Januar 1944 endete seine Tätigkeit in der Auswertungsstelle und er kam zu einer Lichtmeßstelle, die durch das Beobachten des Mündungsfeuers von Geschützen deren Standort feststellen konnte.

„2. 2. 1944 (...) Vorgestern, den 31. Januar, ging mein Umzug vonstatten. Es herrschte ein doller Schneesturm. Dabei war es gar nicht kalt, immer um den Gefrierpunkt. Es gab große Schneewehen. Das Fenster des Bunkers, in dem ich jetzt wohne, war völlig zugeschneit. Es brannte den ganzen Tag Licht. Manchmal war der Wind so stark, das er einem beinahe die Luft nahm. Die Reise, die ich machen mußte war nicht weit, etwa eine Stunde auf dem Schlitten. Das Ponypferd lief Schritt und ließ sich viel Zeit. Ich bin

jetzt auf der Meßstelle ‚Gelb‘, die vorher ‚Weiß‘ hieß. Die Namensänderung hängt mit der Umorganisation zusammen. Der Bunker ist etwas kleiner als der auf ‚Rot‘, aber nicht so warm. Nachts muß ich zwei Decken nehmen.

Es ist hier auch ganz nett. Aber Du weißt ja, ich brauche immer einige Zeit, ehe ich mich eingelebt habe. Der Zugführer ist ein Oberwachtmeister, seit 9 Jahren Soldat. Er kommt mir ein bißchen wunderbarlich vor, das wäre ja auch verständlich. Er wird der ‚Onkel‘ genannt. Dann sind außer mir noch drei Obergefreite da. Den einen hatte ich schon auf der vorigen Meßstelle kennengelernt. Dann ist da ein Verheirateter, der kein großes Licht ist, aber etwas eingebildet, und ein jüngerer ganz netter. Der Zugführer spielt übrigens auch Schach. (...)

In den letzten Tagen habe ich Pech gehabt. Vor einer Woche habe ich ein paar Schnürstiefel eingebüßt. Sie mußten genäht werden und sind einem Kameraden vom Schlitten geklaut worden. Auf ‚Rot‘ habe ich mein Eßbesteck liegen lassen (ich habe noch einen Löffel) und hier ist mir ein kräftiges Loch in meine Überhose gebrannt, die am Ofen trocknen sollte. Es muß sie einer dichter ran gehängt haben; denn ich hatte sie so hin gehängt, daß sie nicht an den Ofen herankam. Gestern habe ich ein großes Stück Stoff von einer alten Uniform drauf gesetzt, nun ist wenigstens kein Loch mehr zu sehen. Ich habe schwer gearbeitet, den Flicker erst mit Nadeln angesteckt, ehe ich angefangen habe. Von Innen, das heißt auf der weißen Seite, will ich auch noch ein Stück weißen Stoff aufsetzen. (...)

Gezwungendermaßen hatte Heinz George während seiner Militärzeit das Nähen, Stopfen, Flicker und Waschen seiner Bekleidung gelernt. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wusch und stopfte er noch viele Jahre später seine Socken selbst. So sehr hatte er sich daran gewöhnt.

Mitte März 1944 wurden alle Abiturienten von der Front abgezogen und zur Reserveoffizierausbildung in die Heimat geschickt. Vorher bekam Heinz George zwei Wochen Urlaub und besuchte seine Familie in Possendorf. An-

schließlich landete er wieder in seiner alten Kaserne in Königsberg, wo er sich sehr unwohl fühlte. (Foto: Besuch in Possendorf)

„3. 4. 1944 (...) Wo ich hinkomme, weiß ich noch nicht; erwähnt wird Mohrunen, das zwischen Allenstein und Marienburg liegt und vermutlich schlechte Verbindung hat. Heute soll es sich angeblich entscheiden, was aus uns wird. (...)

Wenn ich auf dem Kasernenhof ‚Gewehr über‘ und ‚Gewehr ab‘ höre, wird mir ganz anders. Hier ist es kalt und ungemütlich, bei Dir war es so schön und heimelig. Es ist auch sehr neblig. Du und die Kinder fehlen mir sehr. Am liebsten würde ich gleich wieder zu Euch fahren! Grüß‘ Rüdiger und Inger. Dir selbst viele herzliche Grüße von Deinem Heiner Grüß‘ Ilse auch.

7. 4. 44 (...) Wir nehmen an, daß die eigentliche Umschulung in etwa 6 – 8 Wochen zu Ende ist. Dann entsteht wieder die Urlaubsfrage. Ich bin ja neugierig, ob ich sehr geschliffen werde, vermutlich wird es so sein. Du wirst vielleicht schimpfen, aber trotzdem bin ich fest davon überzeugt, daß ich nach Beendigung der Umschulung nicht zum Offiziersanwärter und Fahnenjunker ernannt werde. Mir fehlt eben doch alles, was Voraussetzung für einen Soldaten ist. Das merke ich hier bei dem Kasernenbetrieb ganz genau. Wenn ich ganz objektiv sein soll, wäre es auch nicht gut, wenn solche Leute wie ich Offiziere werden. Dazu gehört doch etwas mehr Schneid und festes Auftreten, was ich vielleicht im Zivilleben habe, aber nicht beim Militär. Ich lasse mich nicht gern anschnauzen und unterlasse manchmal etwas, was für mich zu tun gut wäre. Das ist bestimmt kein Minderwertigkeitsgefühl, sondern Selbsterkenntnis. (...)

Das soll nun nicht bedeuten, daß ich mir keine Mühe geben will. Das tue ich schon, und es wird mich auch nichts aus der Ruhe bringen. (Ich muß doch einen sehr ruhigen Eindruck machen, man sagt es mir oft. (...)) Das hat man mir auch früher im Büro oft erklärt). Schade ist nur, daß ich nicht zu

meinem alten Haufen oder einer anderen L-Abteilung zurückkomme. So eine L-Abt. ist doch eine Art ‚Lebensversicherung‘. Doch soweit soll man noch nicht denken. Erfreulich ist, daß ich schon 4 Wochen in der Heimat bin und Aussicht habe, mindestens 6 – 8 Wochen – aller ungünstigstenfalls hier bleiben kann. Weiter denke ich vorläufig noch nicht. (...)

18. 4. 44 (...) Wir haben sehr viel Dienst. Gestern z. B. 5 Stunden Geschütz exerzieren, morgens 3 und nachmittags 2. Außerdem noch 1 Stunde Fußdienst und 2 Stunden Geländedienst. Am Abend war ich hundemüde. Das Exerzieren an einer schweren Haubitze ist gar nicht so einfach. Man muß seine ganze Kraft anwenden, um die Lafette anzuheben (6 Mann) oder das Rohr rauszuschieben (8 Mann). Besonders ‚schön‘ ist es, das Geschütz durch den Sand des Exerzierplatzes zu ziehen. Dazu sind 30 Mann und noch mehr nötig. Wie es heißt, sollen wir alle Ende der Woche zu einem großen Truppenübungsplatz, der 85 km entfernt liegt. Und zwar zu Fuß. Das wird wohl 3 Tage dauern. Dann bekomme ich wieder keine Post von Dir. (...)

Heute Abend gibt es noch eine Nachtübung von 20 bis 23 Uhr. Da müssen wir in der Dunkelheit mit den Geschützen herumturnen. Kein Mond und trübe; viel zu sehen wird nicht sein. Vor allem ist die Nachtruhe dadurch kurz. Heute früh sind wir nämlich schon um 4 Uhr 45 geweckt worden. Ich weiß nicht, ob das eine Dauereinrichtung werden soll oder ob es nur heute so war. (...)

Mitte Mai lag er für längere Zeit wegen einer Angina im Lazarett. Sein Aufenthalt verlängerte sich, da das Lazarett wegen einer Masernerkrankung unter Quarantäne gestellt war. Im Juni erhielt er noch einmal zwei Wochen Urlaub und besuchte seine Familie in Possendorf.

Am 20. Juli 1944 beschrieb er seiner Frau seinen unmittelbaren Eindruck zum Attentat auf Hitler.

„(...) Soeben habe ich im Radio die Nachricht von dem Attentat auf den Führer gehört. Er ist ja unverletzt geblieben. Wenn ihm die Vorsehung die Vollendung der größten Aufgabe bestimmt hat, die je einem Deutschen gestellt wurde, kann ihm kein Leid geschehen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß wir uns immer mehr der Krise und damit der Entscheidung dieses gewaltigen Ringens nähern. Der Ausgang ist für mich nicht zweifelhaft. (...)“

Aus diesen Worten ist sein fester Glaube an die göttliche Vorsehung zu erkennen, der immer wieder in seinen Briefen zu finden ist.

Die Prüfung zum Reserveoffizier-Anwärter bestand er nicht, wie er schon vor deren Beginn vorausgesehen hatte. Doch konnte er seiner Frau kleine Erfolgserlebnisse melden.

„23. 7. 44 (...) Das Angenehme war, daß ich beim Schießen am Sonnabend gut abschnitt. Ich habe über 200 m liegend freihändig 51 Ringe geschossen und damit bei weitem das beste Ergebnis erzielt. (...) Beim ersten Schuß war das Ergebnis: 12, zu meinem eigenen Erstaunen, der zweite Schuß war schlecht: 6. Dann wurde es immer besser: 10, 11 und zum Schluß wieder 12. Ich habe offensichtlich besonderes Glück gehabt. Vielleicht lag es auch am Wetter – heller Sonnenschein. Auf jeden Fall war es ganz erfreulich. Alle wollten mit meinem Gewehr schießen, weil es besonders gut sei. Andere schossen aber viel schlechter damit. (...)“

Anfang August 1944 wurde er zum Einsatz in Litauen abgestellt. Inzwischen hatten die Russen die deutschen Stellungen im Mittelabschnitt (auch in der Gegend von Orscha) durchbrochen. Seine alte Einheit wurde aufgerieben. Seinen weiteren Aufenthalt an der Front beschrieb er später stichwortartig.

„Fahrt nach Eydtkau (= Eydtkuhnen) an der litauischen Grenze. Befehl des Batteriechefs der Feldartillerie-Abt 492 (?) mit einem Kameraden auf dem Fahrrad zur Erkundung der Feuerstellung der Batterie zu fahren, während die Batterie in E. ausgeladen wird. Chef erleidet Fahrradpanne, befiehlt, daß ich zurückbleibe und mit der Batterie nachkomme, da er mein Fahrrad

nimmt. Warte bis zum Ausbruch der Dunkelheit auf der Kirschbaumallee auf die Einheit. Am nächsten Morgen fragt mich der Verpflegungswachtmeister, was für eine Beruf ich habe, ob ich Maschine schreiben könne. Da Batterie im Aufbau, werde ein zweiter Schreiber in der Schreibstube benötigt. Ich werde zweiter Schreiber. Schreibstube befindet sich weit hinter der Front.

Mitte September 1944: Befehl der Abteilung, zweiter Schreiber müsse zur Feuerstelle. Bleibe dort nur wenige Tage, da der erste Schreiber Bombenurlaub bekommt. Zurück zur Schreibstube. Hauptwachtmeister ‚kann‘ mit dem ersten Schreiber nicht. Da dieser jünger ist als ich, bleibe ich Schreiber.“ Jetzt hatte er Gelegenheit, in Arbeitspausen sogar mit der Schreibmaschine an seine Frau zu schreiben.

„8. 10. 44 (...) In der Schreibstube habe ich mich nun so ziemlich eingelebt. Die Arbeit macht mir Spaß. An die, mit denen ich zusammenarbeite, habe ich mich gewöhnt. Da ist zuerst der Spieß, ein aktiver Soldat. So etwa wie man sich die Mutter der Kompanie vorstellt. Er stellt große Anforderungen. Ist ganz gerecht. Beansprucht für sich keine ‚Extrawurst‘ (in des Wortes wahrster Bedeutung). Außerdem ist er ziemlich schweigsam und zurückhaltend. Nichtraucher. Kein Schnapsfreund. Also verschiedene Punkte, in denen ich mit ihm übereinstimme. An meiner Tätigkeit gefällt mir, daß ich so ein klein bißchen an der Zentrale sitze und auch ein wenig mehr erfahre, als die andern.

Weiter der Rechnungsführer, Anfang 40, aus Süddeutschland. Ein gemüthlicher Schwabe. Seine Sprache ist wegen seines Dialektes und fehlender Zähne nicht ganz leicht verständlich. Mein Schachpartner. Es läßt sich gut mit ihm arbeiten. Der dritte ist der ‚WuG‘, noch jung, erst Mitte 20. Ziemlich anspruchsvoll im Essen, hat immer etwas zu meckern. Das ist aber nicht ernst zu nehmen. Er macht dann doch immer, was man von ihm haben will, er muß eben halt erst brabbeln. (...)

13. 10. 44 (...) Über die Kriegslage mache ich mir manche Gedanken, besonders mit Rücksicht der neuem Angriffe im Norden. Auch weiß ich nicht, wie es im Süden, in Griechenland, aussieht. Die Verbindung dahin ist doch zum mindesten bedroht. Trotzdem kann mich das alles nicht in meiner Zuversicht erschüttern. Wir sehen ja nur die äußeren Dinge und kennen nicht die Pläne unserer Führung. Die sind sicher vorhanden. Sonst könnte man nicht so zuversichtlich schreiben. Auch ist der Zeitpunkt vom Einsatz der weiteren ‚V‘, der mal in einem politischen Unterricht genannt wurde, noch nicht da. So kann man da immer noch auf gute Überraschungen gefaßt sein. Also, ich verliere den Mut nicht, auch wenn es länger dauern sollte, als ich vor einem Vierteljahr annahm. Wir werden bestimmt nicht kurz vorm Ziel schlapp machen. Also halten wir weiter aus. Auch Du darfst den Mut nicht verlieren und mußst immer versuchen, den andern Mut zuzusprechen. Ich tue es auch. (...)“

Heinz George glaubte noch immer fest an den Endsieg. Hier seine spätere stichwortartige Zusammenfassung seiner militärischen Lage.

„Anfang oder Mitte Oktober 1944: Angriff der Russen. Feuerstellung wird überrannt. Rückzug der Schreibstube in die Gegend von Tilsit. Selbstmord der Fahrers des Schreibstubenwagens auf dieser Fahrt (er stammte aus Memel). Schreibstube und Feuerstellung liegen zusammen in einem Wald.“

In dieser Rückzugssituation erlebte er sein zweites und letztes Weihnachtsfest an der Front, das er seiner Frau beschrieb.

„Weihnachten 1944 (...) Es ist Heiligabend. Der Winter ist wieder vorbei. Gestern früh hatten wir 20 Grad Kälte. Klarer Frost. Der Bunker war am Morgen so ausgekühlt, daß das Wasser auf dem Eimer eine Eisschicht aufwies. Heute früh war es ganz milde. Nur 3 Grad Frost. Trübe. Das ist der äußere Rahmen meiner Weihnachtsfeier. Der Vormittag verging wie üblich. Meldungen. Chef war da. Zum Schluß las er mir die Rede vor, die er zu

Weihnachten halten wollte. Ich mußte mein Urteil abgeben. Eine etwas unsympathische, vor allem undankbare Aufgabe.

Die Weihnachtsfeier begann um 15.30 Uhr im Gemeinschaftsbunker, der extra für diesen Zweck gebaut war. Der Bunker war sehr schön mit Tannengrün ausgestattet. Zwei Weihnachtsbäume in den Ecken, leider ohne Lichter. Dafür hingen von der Decke 9 Kreuze mit je 4 Kerzen. An den Wänden waren auf kleinen Brettern Hindenburglichter angebracht. Es sah sehr hübsch aus.

Die alten Weihnachtslieder wurden gesungen. Ein Gedicht aufgesagt. Ferner ein Spruch. Der Chef hielt seine Rede. Der Kommandeur auch. Dann kam der ‚Weihnachtsmann‘ und hielt einzelnen ihre Schandtaten vor. In ganz netter Weise. Dann wurden die in den letzten Tagen angekommenen Päckchen verteilt. Zum Schluß las der ‚Weihnachtsmann‘ die Beförderungen vor. Es sind sehr viele befördert worden.

Wir haben einen reichlichen Gabentisch gehabt: 96 Zigaretten, 1 Schachtel Schokakola, 1 Riegel Schokolade (ich habe durch Zigarettentausch noch einen zweiten erworben), 1 Stolle, 1 Stück Streuselkuchen, 1 Stück Apfelkuchen, 15 Printen. Die Kuchenstücke sind sehr groß. Außerdem gab es dreimal Drops und sog. ‚Notnahrung‘, eine Art Schokolade, die ich mir als eiserne Ration aufheben werde. Getrunken wurde so etwas wie Punsch.

Der Kommandeur verteilte noch 20 Bücher, besser Büchlein mit Widmung: ‚Für besondere Verdienst im Kampf um Ostpreußen‘. Die größte Freude für mich war, daß 4 Päckchen von Dir ankamen. Ich habe sie noch nicht ausgepackt, werde es aber gleich tun.

Um 18 Uhr war die Feier zu Ende. Der Chef brach auf, der Spieß auch, da er noch mit dem Troß feiern will. Ich habe dann meine Schreibstube aufgeräumt, in der es wüst aussah. Jetzt ist es 20 Uhr. Ich schreibe und denke an Dich. Nachher will ich Abendbrot essen, Deine Päckchen öffnen und vielleicht noch eine Partie Schach spielen.

Vor dem Einschlafen lese ich dann noch Deine Weihnachtsbriefe. Ich habe nämlich gestern, ganz pünktlich Deinen Brief Nr. 60 bekommen. Habe vielen Dank. Über die Briefe der Kinder habe ich mich riesig gefreut. Ingerlein schreibt tadellos, für drei Monate Schulzeit, alle Achtung! Rüdigers Ausdrucksweise finde ich auch sehr nett. Vor allem habe ich mich über den Schluß amüsiert. Ich kann ihn mir richtig vorstellen, wie er entrüstet war, daß ‚Inger dauernd quatscht‘. Kategorisch erklärte er, ‚nun mache ich Schluß‘. (...)

Liebste! Es ist 22 Uhr 30. Die Partie Schach hat 2 Stunden gedauert und mit einem überlegenden Sieg von mir geendet. Den Inhalt Deiner Päckchen 6 - 9 habe ich geprüft und für ausgezeichnet gefunden. Dein Marzipan hat bei den Kameraden Anerkennung und Anklang gefunden. Vielen Dank für die große Mühe, die Du Dir gemacht hast. Von dem großen Weihnachtspaket ist nur noch die Kuchenfrau übrig. Sie wird in den nächsten Tagen vertilgt werden.

Urschele! So ein Päckchen von Dir auszupacken, ist mir immer eine große Freude. Du packst alles so liebevoll ein und gestaltest den Inhalt so hübsch. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie Du sie verpackst und dabei an mich denkst. Ich habe heute Nachmittag oft an Dich und die Kinder gedacht. Sie werden jetzt schlafen. (...) Ich hoffe, daß ich Dir zu Weihnachten 1945 wieder etwas aufbauen kann. Hoffentlich sehen wir uns im neuen Jahr recht bald. Leider sind die Aussichten nicht sehr rosig. Es fahren höchstens 6 Mann und es wird - ganz richtig - gesagt, es fährt der zuerst, der am längsten überhaupt keinen Urlaub hatte, ganz gleich welcher Art. (...)

Mit einem Wiedersehen im nächsten Jahr wurde es nichts mehr. Die Kriegsentwicklung sprach dagegen.

„Mitte Januar 1945: Durchbruch der Russen im Mittelabschnitt (Vorstoß auf Berlin, geht bis zur Oder. Ostpreußen wird abgeschnitten). Fluchtartiger Rückzug meiner Einheit durch Ostpreußen in Richtung auf Königsberg.

Schreibstube wird von der Einheit, auch vom Hauptwachtmeister, getrennt. Verpflegungswachtmeister hat die Führung der Schreibstube. Außer mir nur ein paar Mann. Kurzer Aufenthalt in Königsberg, das von den Russen angegriffen und eingeschlossen wird.

Ende Januar 1945: Ausweichen nach Norden in Richtung Pillau. In Fischhausen Auflösung des Trosses. Schreibstubenunterlagen werden verbrannt. Versammlung in der Kirche von Fischhausen. Ich komme mit einem Kameraden, dem WuG Schumann in eine neu aufgestellte Einheit (zusammengewürfelter Haufen).

15. Februar 1945: Beim ersten Einsatz gegen die Russen in der Gegend zwischen Königsberg und Pillau, vermutlich etwas östlich dieser Linie, leichte Verwundung durch einen Granatsplitter am rechten Oberarm. Am Vormittag. Wegen der Einsicht der Stellung durch die Russen war ein Verbinden der Wunde erst am Nachmittag (Dämmerung) möglich. Am nächsten Morgen Marschbefehl zur Krankensammelstelle in Neukuhren an der Ostseeküste. Marsch von etwa 8 oder 10 km. Zuletzt von einem Pferdefahrzeug mitgenommen. Untersuchung der Wunde. Verwundung harmlos. Ich blieb etwa sechs Wochen in Neukuhren.

Ende März 1945: Da ein neuer Angriff der Russen auf den Rest von Ostpreußen bevorstand, wurden die Kranken in Neukuhren untersucht. Ich wurde nach Pillau in eine andere Krankensammelstelle geschickt. Mit entsprechendem Marschbefehl, der aber eine falsche Anschrift der Stelle nannte. Als ich mich auf der zuständigen Dienststelle in Pillau nach dem Ort der Krankensammelstelle erkundigte, wurde ich – trotz Protestes – festgehalten, mit ein paar anderen einem Feldwebel übergeben, der uns zur Front bringen sollte. Die Soldbücher behielt der Feldwebel ein, gab sie uns aber auf dem Bahnhof von Pillau zurück, so daß ich auf Grund meines Marschbefehls endlich zur Krankensammelstelle gehen konnte.“

1954, fünf Jahre nachdem Heinz George aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden war, hatte er seine letzten Kriegstage in Königsberg und die Gefangennahme durch die Russen schriftlich festgehalten.

„Die letzten Tage von Königsberg (29. März bis 10. April 1945)

Mein Marschbefehl lautete auf die 561. Volksgrenadier-Division. In Königsberg wandte ich mich zusammen mit einigen Kameraden an eine Art Frontleitstelle. Dort wurden wir aufgeteilt. Gefrühstückt haben wir noch dort. Dann marschierten wir gemeinsam die Vorstädtische Langgasse entlang und stellten die großen Zerstörungen fest, die der englische Luftangriff Ende August 1944 angerichtet hatte. Am Kaiser-Wilhelm-Platz trennten wir uns. Gemeinsam mit einem Kameraden marschierte ich weiter zum Stand der 561. Er befand sich in Juditten (im Westen der Stadt). Ich glaube, gegen 10 Uhr kamen wir an.

Ich wurde zu einem Hauptmann geführt. Er fragte, als was ich eingesetzt sei. Ich erwähnte, daß ich Schreiber gewesen sei und als Funker ausgebildet wäre. Er teilte mir mit, daß ich zum FEB (= Feldersatzbataillon) 1561 käme. Meine Bitte, zur alten Einheit versetzt zu werden, lehnte er ab. Als ich den Stab verließ, traf ich einige andere Landser, die auch zur Division zurückversetzt waren. Darunter befanden sich verschiedene mir bekannte vom AR (= Artillerie-Regiment) 1561, vor allem der frühere W.u.G. (= Waffen und Munition) Oskar Schumann, ferner ein oberschlesischer Stabsgefreiter. Wir begrüßten uns erfreut. Ich wartete, bis sie fertig waren. Auch sie kamen zum FEB. Das FEB befand sich am Kanonenweg (im Osten von Königsberg). Ich mußte also quer durch ganz Königsberg marschieren, mit Mantel und meinem Gepäck. Es war inzwischen sehr warm geworden. Mein Bedürfnis, an Ort und Stelle zu kommen, war ziemlich groß. Die andern wollten ihre Freiheit noch genießen. Also marschierte ich allein los. Es ging zum Nordbahnhof, am Oberreich vorbei, ziemlich weit raus. Ich glaube, es war 12 Uhr, als ich mich meldete.

Welcher Kompanie ich zugewiesen wurde, weiß ich nicht. Ich glaube, es war die 2. Kompanie des 1. Bataillons. Da die oberen Räume der Kaserne durch Luftangriffe zerstört waren, hausten wir im Keller. Die Stube im Keller, zu der ich kam, war noch nicht voll belegt. Ich bekam noch nachträglich etwas Mittagessen. Nachdem ich mich etwas ausgeruht hatte, wurde ich zum Kartoffel schälen kommandiert. Am nächsten Tag, am 30. März, sollte nämlich ein Kameradschaftsabend sein, obwohl es Karfreitag war. Als ich vom Kartoffel schälen zurückkam, waren inzwischen die übrigen Kameraden eingetroffen. Schumann und ich lagen zusammen.

Da ich Läuse in Pillau im Stroh der Genesenden Kompanie bekommen hatte, meldete ich mich am nächsten Morgen zur Entlausung, schon um mich vom Dienst etwas zu befreien. Die Entlausung war am Nordbahnhof. Straßenbahnen fahren nicht. Zunächst zahlte ich 100 Mark auf mein Postspargbuch ein. Es handelte sich um Löhnung, die ich kurz nach meiner Verwundung erhalten hatte. Die Entlausung konnte nicht stattfinden, da es keinen elektrischen Strom gab. Also kehrte ich unverrichteter Sache zurück. Abends war der Kameradschaftsabend. Es gab etwas Warmes zu essen, reichlich Kartoffeln und Pferdefleisch. Meiner Erinnerung nach wurde ich ziemlich satt. Schnaps und Bier gab es ebenfalls. Sehr gefiel mir die ganze Veranstaltung nicht. Vor allem mißfiel mir, daß sie ausgerechnet am Karfreitag stattfinden mußte. Auch Schumann gefiel die Sache nicht. Wir drückten uns also ziemlich früh.

Die Ereignisse der nächsten Tage kann ich nun chronologisch nicht mehr genau wiedergeben. Das ist auch nicht erforderlich; es soll nur ein Stimmungsbild entstehen, wie es damals in Königsberg war. Zunächst das rein Tatsächliche. Mein Bestreben war, zu meiner alten Einheit zurückzukehren, d.h. zum AR 1561. Schumann wollte dasselbe. Wir ließen uns daher Urlaub geben. Das war nicht ganz einfach. Man durfte die Kaserne nur verlassen, wenn man einen Urlaubsschein hatte. Die Ausstellung dieser Urlaubsscheine

wurde immer mehr erschwert. Der Grund war, daß das F.E.B. eine Ausbildungseinheit war.

Entlaust wurde ich einige Tage später. Ich habe seitdem nie wieder Läuse gehabt. Schumann kam mit. Um unsere alte Einheit aufzusuchen, machten wir folgendes: Wir erklärten, wir brauchten eine neue Brille. Dadurch bekamen wir einen Urlaubsschein. Wir gingen auch zu dem Krankenhaus, das sich in der Nähe des Nordbahnhofs befand. Am ersten Tag klappte es nicht, da man vormittags hin mußte. Wir suchten den ganzen Nachmittag nach unserer Batterie, bis wir festgestellt hatten, daß sie von Juditten nach außerhalb verlegt worden war. Am nächsten Tag klappte es besser. Uns wurde eine neue Brille verpaßt. Das mit der Versetzung zur alten Einheit mußten wir aufgeben. Ich hatte an meinen Spieß geschrieben, daß er uns anfordern sollte. Im Anschluß an die Brillenbestimmung gingen wir beide ins Kino. Es wurde ‚Der Engel mit dem Saitenspiel‘ gegeben. Es war der letzte Film, den ich in Deutschland sah. Gespielt wurde im er Schauspielhaus.

Die übrige Zeit verging mit Dienst. Exerziert wurde weniger. Hauptsächlich handelte es sich um Geländedienst. Außerdem Ausbildung an der Panzerfaust. Am zweiten Osterfeiertag wurde uns ein ernster Vortrag gehalten. Daraus entnahmen wir, daß mit einem baldigen Angriff der Russen auf Königsberg gerechnet wurde. Gasproben hatten wir auch. Wir bekamen eine Gasmaske verpaßt. Am Abend des 4. April wurden wir voll ausgerüstet, erhielten auch wieder Stahlhelme. Die Zeichen eines baldigen Angriffs mehrten sich. Wir fürchteten schon, wir würden nicht noch einmal Stadturlaub zur Brillenbestimmung bekommen. Doch klappte es am 5. April doch noch einmal. Als ich zum Nordbahnhof ging, steckte ich den letzten Brief an Ursel in den Kasten. Ich glaube, sie hat ihn nicht mehr erhalten.“

Doch sie hatte ihn bekommen. Hier Auszüge daraus, die seine Stimmung im Originalton zu diesem Zeitpunkt wiedergeben:

„1. 4. 1945 Ostern

Urschel! Liebste! Heute ist das dritte Osterfest, an dem ich nicht bei Dir und den Kindern sein kann. Werdet Ihr diesmal im Garten Eier suchen können? Das Wetter ist doch so frühlingshaft geworden; hier blühen Krokus und Szilla. Schade, daß ich Dir kein Osterei verstecken kann. Morgen ist der ‚Zweite‘; vor einem Jahr fuhr ich an diesem Tag weg, nach Königsberg. Der Urlaub war zu Ende. Ein Monat noch, und wir sind 10 Jahre verheiratet. Du hast doch recht behalten, daß wir diesen Tag nicht zusammen feiern können.

Urschele! Wer weiß, wann ich zum Schreiben komme. Zum 2. Mai darum alles Gute. Die 10 Jahre, die ich an Deiner Seite verleben durfte, waren schön, sehr schön. Ich erneuere zu diesem Tage das Gelöbnis, Dir immer treu zu bleiben und keiner anderen Frau als Dir zu gehören. Sei überzeugt, daß ich, was auch kommen mag, immer versuchen werde, zu Dir zurückzukehren. (...)

Du wirst wie ich von dem Ernst der Lage überzeugt sein. An einen guten Ausgang des Krieges zu glauben, ist augenblicklich sehr schwer. Ich fürchte, wir werden noch lange getrennt sein. Ich werde immer versuchen, Dir irgendwie Nachricht zu geben. Ab und zu wird Dich schon mal ein Briefchen erreichen. Sei in der Zwischenzeit tapfer und verzage nicht, komme, was da kommen mag. Ersetze den Kindern den Vater. Erzähle ihnen ab und zu von mir, damit sie mich nicht vergessen. Erziehe sie zu guten Deutschen. Der Kampf wird auch nicht zu Ende sein, wenn wir zu Boden gezwungen sind. Mögen unsere Kinder glücklicher sein als wir. Darum wird Rüdiger die Aufgabe haben, Deutschlands Freiheit zu erkämpfen, was mir nicht möglich war. Schade, es wäre besser gewesen, wenn wir diesen Kampf hätten durchkämpfen können. Erziehe den Jungen in diesem Sinn und zu diesem Ziel!

Liebste! Du siehst, es sind ernste Gedanken, die mich bewegen. Ich habe lange überlegt, ob ich sie Dir schreiben sollte. Doch ich glaube, es liegt im Sinne unserer schönen Gemeinschaft, daß ich ganz offen bin. Warum soll ich Dir etwas vormachen. Zudem habe ich so sehr das Bedürfnis, mich einmal auszusprechen, mit Dir auszusprechen. Denn Du bist der einzige Mensch, dem ich mich ganz erschließen kann. Auch habe ich sonst keine Menschen, die für solche Gedanken Verständnis haben. Sie denken nur an sich, an Essen und Trinken, und wollen möglichst schnell nach Hause. Sie denken törichterweise, sie brauchten nur die Waffen niederzulegen, und könnten gleich nach Hause gehen, die Armen. Wenigstens habe ich hier jetzt noch einen von meiner alten Einheit getroffen, den WuG mit dem ich solange zusammen gearbeitet habe, der ist wenigsten so leidlich vernünftig. Mit dem kann man sich auch mal richtig unterhalten.

Nun denke nicht, daß ich trübselig hier sitze und die Ohren hängen lasse, so bin ich nicht. Ich bin mir nur über den Ernst der Lage völlig im klaren, aber jammern tue ich nicht. Im Gegenteil, ich mache immer Pläne der verschiedensten Art für die verschiedensten Lagen. Außerdem glaube ich, daß für mich und damit für uns alle letzten Endes sich doch noch alles zum Guten wenden wird. (...) Heute habe ich endlich wieder einmal warm geduscht und bin jetzt ungezieferfrei. Heute habe ich – nach 2 Monaten – wieder neue Wäsche angezogen. Frisch rasiert bin ich auch. Ich komme mir direkt österlich sauber vor. Ein herrliches Gefühl.(...)

Hier ist es zur Zeit ganz ruhig. Die Ausbildung kann u. U. längere Zeit dauern, vielleicht bis Mitte April. Das hängt von der militärischen Entwicklung ab. Es scheint ein rechter Kasernenbetrieb zu werden. Man kann manchmal nur staunen, wie das in der Lage noch möglich ist. Doch ich stehe über den Dingen. Mich erschüttert so leicht nichts. –

Schluß für heute! Ich liebe Dich sehr und werde Dich nie vergessen. Ich denke viel an Dich und an die Kinder und weiß, daß Du ebenfalls oft in Gedanken bei mir weilst. Die allerherzlichsten Grüße!

Für immer Dein Heinz“

„Gegen 5 Uhr nachmittags kamen wir in die Kaserne zurück. Wir stellten fest, daß die Kompanie verlegt war. Mit dem Rest des Stabes marschierten wir um 7 Uhr auch los. Unser Gepäck wurde verladen. Der Marsch dauerte ziemlich lange. Wir machten Umwege, da verschiedenes zu erledigen war. Gegen 11 Uhr kamen wir in der Hagenstraße (im Westen von Königsberg) an. Dort wurde die Einheit untergebracht. Ich schlief dort in der Nacht vom 5. zum 6. April zum letzten Mal in einem vernünftigen Bett. Ich konnte mich sogar noch ausziehen. In der Stube war ein Schild angebracht, durch das gewarnt wurde, etwas von der privaten Einrichtung wegzunehmen.

Gerüchteweise war schon bekannt geworden, daß der Russe angegriffen hatte; ich glaube in Charlottenhof, einem Vorort der Stadt. Am nächsten Morgen, am 6. April, wurden wir sehr früh geweckt. Die Kompanie trat an und wurde durch die Stellung geführt, die wir im Angriffsfall besetzen sollten. Sie befand sich am Stadtrand und führte durch Gärten. Im Laufe des Vormittags begannen starke Luftangriffe und Artillerieangriffe auf den Nordteil von Königsberg. Es wurden Züge zusammengestellt. Sie bestanden aus je drei Gruppen von neun Mann. Schumann und ich kamen in die gleiche Gruppe. Wir bekamen Marschverpflegung für zwei Tage. Dann ging es gegen Mittag los. Wir marschierten durch das ‚Hufen‘-Viertel und durch Juditten. Inzwischen gab es zwei Fliegeralarme. Wir saßen längere Zeit in einem Keller. Juditten wurde ziemlich mitgenommen. Ich nehme an, daß es vier Uhr war, vielleicht auch etwas früher, als wir in der Nähe des Gutes Friedrichsburg (oder Friedensburg) des Gauleiters Erich Koch eingesetzt wurden. Wir sollten die zweite Linie besetzen. Jeder hatte einen Spaten, um diese ‚Linie‘ etwas auszubauen. Wir lagen unter Beschuß, allerdings nicht unmittelbar. Nach einigen Stunden

ging die Linie vor uns zurück. Ein Geschütz wurde gesprengt. Ich hatte den Eindruck großer Undurchsichtigkeit und wußte eigentlich nicht recht, was los war. Als es dunkel wurde, wurden wir herausgezogen und einige 100 m weiter hinten eingesetzt. Es hieß, wir sollten uns die Nacht über dort aufhalten. Das dauerte aber nicht lange, dann wurden wir wieder nach vorn gezogen und zwar an eine andere Stelle.

Hier hatte ich es mir etwas gemütlich gemacht. Es war sehr kalt, und durch den Regen der Vortage der Boden recht aufgeweicht. Ich glaube, ich habe etwas geschlafen oder wenigstens gedöst. Plötzlich gab es Alarm. Es entstand ein allgemeines Durcheinander. Es hieß, der Russe habe einen Nachtangriff gemacht. Alles hastete durcheinander. Ich verlor dabei mein Brot, das ich im Stahlhelm trug. Verschiedene Male stürzte ich auch über Stacheldraht. Ich hatte völlig das Gefühl für die Richtung verloren. Wir sammelten uns in einem Verbindungsgang, der zu dem Artillerie-Beobachtungsstand führte. Dort hielten wir uns bis zum Morgengrauen auf. Dann ging es im Feuer zurück. Es hieß, wir sollten uns beim Kompanie-Gefechtsstand sammeln.

Unser Gruppenführer forderte uns auf, aus dem Graben zu springen und in einen anderen hinein. Als er hinein sprang, stürzte er mit einem Brustschuß. Er war sofort tot. Er war ein junger Gefreiter. Wir zogen uns in dem Laufgraben langsam zurück zu einer dahinter liegenden Grabenlinie. Es hieß, die Russen drängten nach. Das stimmte aber nicht. Der Laufgraben war an einigen Stellen halb mit Wasser gefüllt, so daß man bis zum Oberschenkel durch Wasser und Lehm brei waten mußte.

Im Laufe des Vormittags stabilisierte sich die Lage. Es kam Verstärkung. Es hieß, die Stellung bis zum Artillerie-Beobachtungsstand sei wieder genommen worden. Ein paar Sturmgeschütze wurden einmal eingesetzt und räumten das Gut Friedrichsburg von den Russen. Wir versuchten auf die fliehenden Russen zu schießen. Ein Landser erschoss ein Pferd, das mit einem Wagen davon raste. In den Mittagsstunden wurden wir noch einmal einge-

setzt, um nach vorn zu gehen. Dabei rannten wir neben dem Verbindungsgraben, durch den ich am Morgen zurück gewatet war. Sehr weit kamen wir nicht. Ich erinnere mich nur daran, daß der Leutnant (Zug- oder Kompanieführer) uns mit den Füßen stieß, als wir uns einmal hinwarfen, um zu verpus-ten.

Der Kampf wogte den ganzen Tag hin und her. Wir wurden zeitweise stark beschossen und drückten uns an die sandige Grabenwand, die einzusinken drohte. Verpflegung bekamen wir nicht. Ich spürte allmählich großen Hunger. Unsere Verluste waren ziemlich groß. Daß der Gruppenführer gefallen war, schrieb ich schon. Ebenso fielen der Zugführer, ein alter Feldwebel, und der Kompanieführer (der obenerwähnte Leutnant). Es war anzunehmen, daß wir die Nacht durch im Graben zubringen würden. Der Kamerad, mit dem ich fast immer zusammen war, Oskar Schumann, erklärte, er liefte in der Nacht zu den Russen über. Ich erklärte ihn für verrückt und lehnte es ab, mit-zugehen.

Ich war bis zu den Oberschenkeln durchnäßt, da ich den Verbindungsgraben mit Wasser mindestens zweimal durchquert hatte. Meine Füße schmerzten. Das hing damit zusammen, daß ich sie mir während des Januarrückzugs nach Königsberg erfroren hatte. Außerdem hatte mich einmal ein Pferd heftig getreten, so daß der Fußnagel abgegangen war. Ich ging zum Sanitäter und erzählte es ihm. Er gab mir einen Schein, daß ich zum Truppenverbandsplatz zurückgehen konnte. Mit einbrechender Dämmerung es mag vielleicht 7 oder 8 Uhr abends (Sommerzeit!) gewesen sein, ging ich zurück. Wo der Truppenverbandsplatz war, wußte ich aus der Erinnerung unseres Hinmarsches. Aber meine Ortskenntnis ist nie sehr berühmt gewesen. Dazu kam die Dämmerung und bald die Dunkelheit. Ich verlief mich mehrmals und geriet in Stachel-drahtverhaue. Einmal wurde ich angehalten. Ich glaube, es war ein Offizier. Er fragte mich, wohin ich ginge. Ich sagte ihm Bescheid. Er schnauzte mich an und schimpfte. Offenbar erschien ihm meine Aussage nicht ganz glaubwür-

dig. Trotzdem ließ er mich weitergehen. Endlich – es mag gegen zehn Uhr gewesen sein – kam ich auf dem Truppenverbandsplatz an. Ich bekam zunächst ein oder zwei Schnitten Brot und später, glaube ich, auch noch etwas Suppe. Nach einiger Zeit erschien ein Arzt. Er schnauzte mich ebenfalls an, hielt mich wohl für einen Drückeberger und gab mir zum Schmerzstillen ein paar Zäpfchen, mit denen ich ja wirklich nichts anfangen konnte; ich warf sie daher weg.

Was sollte ich tun? Ich hätte wohl zurückgehen müssen. Ob ich den Weg in der Dunkelheit gefunden hätte, war mir sehr zweifelhaft; denn ich war ziemlich viel kreuz und quer gelaufen. Ich versuchte daher, soweit ich mich heute – 1954 – noch daran erinnern kann, ein Lazarett ausfindig zu machen, das meiner Erinnerung nach nicht allzu weit vom Quartier des Trosses lag. Ich marschierte durch Juditten. Juditten brannte. Es war stark zerstört. Die Straße war häufig durch tiefe Bombenrichter aufgerissen. Ich traf sehr wenige Menschen. Zuerst noch einige, später überhaupt keinen mehr. Ich fand auch das Lazarett, aber es brannte lichterloh. Daher entschloß ich mich, mich beim Troß zu melden. Das Haus in der Hagenstraße fand ich ohne Mühe. Ich ging in den Keller. Niemand war da. Offenbar war alles eilig geräumt worden. Eine große Zahl von Tornistern lag an der Wand aufgestapelt. Auf dem Tisch standen noch einige Portionen kalter Verpflegung und ein oder zwei Kochgeschirre voll Essen, das inzwischen kalt geworden war. Ich hatte sehr großen Hunger – es war inzwischen 24 Uhr geworden, wie ich an einem Wecker, der auf dem Tisch stand, feststellte – und aß alles auf, was ich fand. Dann zog ich die nassen Stiefel, den Mantel und die Hosen aus, wickelte mich in einige Decken und stellte den Wecker auf 6 Uhr und legte mich auf eine Chaiselongue oder Sofa. Ich schlief sofort ein, ohne mir Gedanken zu machen, wo ich war und warum ich dort niemanden traf. Ich schlief bis 6 Uhr durch. Niemand störte mich. Ich zog mich an, wartete eine Weile, da ich immer noch annahm, man würde in das Quartier, das ja auch Schreibstube war, zurückkehren. Aber es geschah

nichts. Dann versuchte ich in das Haus einzudringen, in dem ich meine Sachen wußte. Es gelang nicht, weil die Tür verschlossen war. Gewalt wollte ich nicht anwenden.

Allmählich wurde mir klar, daß wohl keiner vom Troß zurückkehren würde. Schließlich tauchte irgendein Soldat auf. Ich glaube, er gehörte zu meiner Einheit. Wir durchsuchten die Nachbarkeller und fanden noch Eßwaren. Zusammen mit ihm ging ich ein paar Häuser weiter in die Stadt hinein. Dort traf ich in einem Keller zwei ganz junge Kameraden aus meiner Einheit, die ich ganz flüchtig kannte. Sie erzählten, sie hätten am Tag zuvor Verwundete zum Lazarett gebracht. Ich erklärte, ich wollte wieder nach vorn gehen. Die andern wollten noch warten. Das gefiel mir nicht. In dem Keller waren noch Zivilisten, die Kartoffelpuffer oder Eierkuchen buken. Also machte ich mich selbständig und ging wieder zum Quartier der Schreibstube. Auf der anderen Seite der Straße waren plötzlich Soldaten von einer Marineinfanterieeinheit. Sie warnten mich, daß die Russen schossen. Nach einer Weile ging ich zu ihnen hinüber, als ich ihren Führer sah, einen Leutnant oder Oberleutnant. Ich meldete mich vorschriftsmäßig und erfuhr, daß ich nicht mehr nach Friedrichsburg hinaus konnte, da die Russen bis zum Pregelkanal durchgebrochen seien. Von ihm erfuhr ich auch, daß die Russen schon seit dem Vorabend in der Parallelstraße oder in der zweiten Parallelstraße waren. Es hätte also nicht viel gefehlt, ich wäre ihnen in die Hände gelaufen. Da ich zu meiner Einheit nicht zurück konnte, bat ich, mich der Marineeinheit anschließen zu dürfen.

Ich kam mir ziemlich überflüssig vor. Doch hielt ich mich in der Nähe des Leutnants. Der Beschuß wurde immer heftiger. Wir zogen uns allmählich in die Stadt, in die Richtung Nordbahnhof zurück. Ich erinnere mich, daß wir verschiedentlich Panzer in Querstraßen sahen. Der Leutnant, der eine Panzerfaust trug, wollte durchaus einen Panzer knacken. Aber es kam nicht dazu. Manchmal gingen wir durch die Gärten und durchquerten die Straßen durch die Häuserkeller. Einmal verlor ich auch diese Einheit wieder und wollte mich

gerade irgendwo anders anschließen, als ich sie wiederfand. Einmal wurde jemand verwundet, meiner Ansicht nach auch ein Offizier. Wir kamen zum Schluß in die Hauptstraße (Hufenallee, Hansaring), die am Neuen Schauspielhaus vorbei zum Platz vor dem Nordbahnhof führt. Dort befindet sich das Landesfinanzamt, das als Lazarett eingerichtet war.

Vor dem Landesfinanzamt wurden wir eine Zeit lang eingesetzt. Wir lagen in einem Graben oder einer grabenähnlichen Vertiefung und wurden stark beschossen. Dann gab der Leutnant, dem das offenbar nicht behagte, den Befehl, zum Landesfinanzamt zurückzugehen. Wir kamen nicht hinein, weil es zum Lazarett erklärt war und daher Soldaten nicht hinein durften. Bei dem Durcheinander verlor ich die Marineinfanterie-Einheit endgültig. Ich kam nun in die Nähe des Postscheckamts. Zum Schutz dieser Brücke waren Gräben angelegt. Dort befand sich eine wild durcheinander gewürfelte Einheit, die von einem Zahlmeister oder Oberzahlmeister geführt wurde. Volkssturmlaute verteilten Bonbons, von denen ich eine große Menge erhielt. Nachher wurden wir in das Postscheckamt zurückgenommen. Dort saßen wir im Keller. Der Keller war als Luftschutzkeller voll von Zivilisten. Es sollen 200 gewesen sein. Die Obergeschosse des Postscheckamts waren schon zerstört. Aber das erste Stockwerk war noch ziemlich unbeschädigt. Fenster waren nicht mehr drin, aber die Decke hielt noch. Wir wurden eingeteilt und in das erste Stockwerk hinauf geschickt, zum Beobachten. Einmal mußten wir in den Keller, weil Pioniere, die Eisenbahnbrücke sprengten. Infolgedessen fiel eine Reihe von Zwischenwänden ein. Ich schlief in der Nacht zum 9. April in einem großen Raum auf einem Tisch mit Mantel und allen Ausrüstungsgegenständen. Stahlhelm oder Brotbeutel dienten mir als Kopfkissen.

Am 9. April, dem letzten Tag meiner Freiheit, war ich fast immer an einem Fenster und beobachtete. Vielleicht schoß ich auch ein paarmal. Es zog sehr. Wir wurden heftig beschossen. Aber es passierte eigentlich nichts. Man sah in der Ferne das Mündungsfeuer der Panzer. Vor dem Haus war ein Graben, in

dem sich Infanterie befand. Es handelte sich offenbar um ordentliche Kerle, die nicht bloß den Gedanken hegten, sich zu ergeben. Was sich alles an diesem Tage ereignete und in welcher Reihenfolge, weiß ich nicht mehr. Einmal herrschte große Aufregung. Es wurde jemand erschossen, der sich auf die gesprengte Brücke mit einer weißen Fahne zu bewegte. So habe ich es in der Erinnerung. Ob er das Postscheckamt an die Russen übergeben wollte, ob er von den Russen oder von Deutschen erschossen wurde, weiß ich nicht. Das Landesfinanzamt war von den Russen schon genommen. Eine Krankenschwester und ein Leichtverwundeter, die schon in Gefangenschaft gewesen waren, konnten fliehen und kamen zu uns. Sie erzählten, daß die Russen alle Schwerverwundeten erschossen hätten. Mit der Verpflegung haperte es. Trotzdem bekam ich Brot und eine Büchse Wurst. Abends gab es auch etwas Warmes.

Man hörte Gerüchte, Königsberg habe kapituliert. Es solle nicht mehr geschossen werden. Der Kommandant, ein Major, habe den Befehl niedergelegt. Alles das gefiel mir nicht sehr. Dazwischen wurde immer wieder behauptet, die 5. PD (=Panzerdivision) käme aus dem Samland, um Königsberg zu entsetzen. Schließlich war es Abend geworden. Wir wurden zur Wache eingeteilt. Ich war nicht sofort dran und hatte mich schlafen gelegt, als es hieß, ich müßte doch Wache schieben. Ich schimpfte. Sehr viel Respekt hatte man auch vor den Unteroffizieren, die genau so eingeteilt wurden wie wir, nicht mehr. Aber ich brachte meine beiden Stunden Wache hinter mich. Als ich mich dann ‚ins Bett‘ legen wollte, fand ich keinen Platz mehr. Meinen Platz hatte man mir genommen. Ich habe dann irgendwo geschlafen und mußte gegen Morgen noch einmal Wache stehen. Vorher fand ich noch reichlich Essen in der Gulaschkanone und nahm mir eine tüchtige Portion Essen. Es kümmerte sich niemand um mich. Überhaupt zeigten sich immer mehr Zeichen der Auflösung. Ich hatte ein Pistole, woher weiß ich nicht. Ich stand an einem Fenster im ersten Stock, das nach Norden führte. Man hörte dumpfes Schießen. Wieder wurde geraunt, es sei die 5. PD. Es war der 10. April. Ursels Geburtstag.

Allmählich wurde es dämmerig. Es stand kein Mensch mehr am Fenster, um zu beobachten. Ich ging nach unten in den Keller. Es hieß, Königsberg habe kapituliert. Es dürfe nicht mehr geschossen werden. Es sei abgestimmt worden, ob man sich ergeben solle. Das Ergebnis weiß ich nicht mehr. Ich hatte das Gefühl, in einer Mausefalle zu sitzen und wollte irgendwie raus. Ich besprach mich mit einem Obergefreiten, mit dem ich später noch viel zusammen war. Wir wollten mit noch einem oder zwei versuchen, hinaus zu kommen. Es war vielleicht 5 oder 6 Uhr morgens, da hieß es plötzlich, die Russen kämen. Ich sah, wie die Eingangstür geöffnet wurde. Widerstand wurde nicht geleistet – und ein paar Gestalten mit Pelzmützen erschienen. Ich verschwand sofort und ging nach oben. Dort fand ich Volkssturm, die Stellenleiter von der Partei, Hitlerjungen. Die Hitlerjungen waren fabelhaft. Sie wollten sich nicht ergeben. Sie wollten weiter kämpfen. Sie drohten, jeden zu erschießen, der sich ergeben würde. Es waren Jungen von 15 bis 16 Jahren, auch ältere. Ein Amtsleiter wollte sich erschießen. Wir versuchten, es ihm auszureden. Ob er es tat, weiß ich nicht. Ich traf mit dem Kompaniechef der Infanterie zusammen, die bis zum Tag vorher im Graben gelegen hatte.

Wir gingen die Treppe hinab durch den Keller und ließen uns gefangen nehmen. Ich hatte die Absicht, sobald wie möglich auszurücken, zusammen mit dem Offizier, der sehr einsilbig war und vermutlich sehr wenig Vertrauen zu mir hatte. Meine Pistole hatte ich nicht abgegeben. Ich trug sie in der Manteltasche, fest mit der Hand umschlossen. Erst einige 100 Meter vom Post-scheckamt entfernt warf ich sie weg. Kurz vorher hatte mir ein Russe meine (lederne) Meldetasche abgenommen, aber alles wiedergegeben, was ich darin hatte. Wir wurden zum Neuen Schauspielhaus geführt und landeten auf dem Schnürboden. Ich war in russischer Gefangenschaft. Es mag gegen 8 Uhr am 10. April 1945 gewesen sein.“

**In sowjetischer Kriegsgefangenschaft**  
**Selbstdisziplin und sein Umgang mit der russischen Mentalität**  
(1945 bis 1949)

„Der Marsch in die Gefangenschaft (10. 4. - 17. 5. 1945)

Auf dem Schnürboden des Schauspielhauses lagen wir 2 bis 3 Stunden. Ich vernichtete meine Briefe von Ursel oder wenigstens einen großen Teil davon. Meine Photographien behielt ich. Es gelang mir, sie bis zum Schluß meiner Gefangenschaft zu behalten. Auf dem Schnürboden waren Kleidungsstücke von irgendeiner Kleidersammlung der Partei aufgestapelt. Auf einer Empore befanden sich auch Frauen. Ihnen warfen die Soldaten vor allem Kinderkleider zu. Bis dahin waren wir noch mit den Offizieren zusammen gewesen. Beim Abmarsch aus dem Schauspielhaus wurden wir von ihnen getrennt. Als wir das Schauspielhaus verließen, sah ich, daß ein Teil davon bereits brannte.

In langem Zug kamen wir über die Alte Pillauer Landstraße. Auf einem freien Platz wurde ein längerer Halt gemacht. Es wurde Brot verteilt. Ich hatte mich inzwischen mit drei anderen Soldaten zusammengetan, die sich offenbar auch noch nicht lange kannten. Einer hieß Willy; er hatte nur ein Auge und stammte aus Litauen. Einer hieß Hans und war noch ganz jung. Den Namen des dritten weiß ich nicht. (Mit den beiden ersten war ich wiederholt zusammen. Wir kamen alle vier über Domnau und Insterburg nach Reval. Mit Hans war ich auch die Zeit im Eisenbahnlager. Willy und ich waren zusammen im Stammlager. Später traf ich ihn in der ‚Neuen Stadt‘ wieder.)

Brot wurde reichlich ausgegeben. Jeder bekam ein (ganzes) Brot. Außerdem hatten wir (vier) noch ein fünftes, von dem wir anfangen zu essen. Ich hatte großen Hunger; denn ich hatte seit dem frühen Morgen nichts mehr zu mir genommen.

Auf dem Lagerplatz lag ein toter Oberwachtmeister. Neben ihm sein Soldbuch. Das Soldbuch nahm ich an mich. Ich habe es sehr lange gehabt. Erst

1948, als wir nach Kohtla Järva kamen, vernichtete ich es und behielt lediglich das Lichtbild. Am Tag vor meiner Entlassung sortierte ich meine Bilder und legte dabei auch dieses Bild raus. Da trat ein anderer zu mir und fragte, woher ich das Bild hätte. Er kenne den Betreffenden, er sei zusammen mit ihm in Jüterbog gewesen. Es war tatsächlich der, den er meinte. Ich habe mir den Namen gemerkt und auswendig gelernt. Nach meiner Heimkehr habe ich die Angehörigen benachrichtigt. Ich konnte ihnen nun die Gewißheit bringen, daß der Betreffende tot sei. Eine Antwort habe ich nicht erhalten. Später wurde ich noch um eine eidesstattliche Versicherung (von welcher Stelle?) gebeten. Ich gab sie ab, so gut ich konnte. Wieder keine Nachricht!

Auf dem Lagerplatz lernte ich zum ersten Mal die Russen kennen. Plötzlich zerriß ein Schuß die Luft. Was war geschehen? Ein russischer Offizier hatte einen Posten erschossen, weil er einem Gefangenen ein Kochgeschirr wegnehmen wollte.

Nach einiger Zeit – es war Nachmittag geworden – rückten wir ab. Wie lange wir marschiert sind, weiß ich nicht. Wir kamen zu einem alten Festungswerk, das meiner Erinnerung nach Südschanze oder so ähnlich hieß. Bald darauf bogen wir in ein Gebäude ein, das ein Kinderheim gewesen war. Vor dem Eingang des Gebäudes, das teilweise zerschossen war, stand ein Russe, ein ‚Iwan‘, wie wir die Russen bald nannten. Er rief immerzu deutsche Namen ‚Fritz‘, ‚Franz‘ usw. und traktierte alle mit Ohrfeigen. Ich fürchtete um meine Brille und drückte mich an der Wand entlang. Es gelang mir auch, ohne Ohrfeige ins Haus zu kommen. Wir kamen dann in ein enges Zimmer, dessen eine Wand, eine Rabitzwand, durch den Luftdruck eingedrückt war. Wir hatten wenig Platz, so daß wir nur halb sitzend liegen konnten. Trotzdem schlief ich ganz gut. Am Morgen des nächsten Tages, des 11. April, warteten wir der Dinge, die da kommen würden. Es geschah gar nichts. Wir durften aber das Haus verlassen. Ich ging hinaus und wusch mich. Dabei stellte ich fest, daß mein Gesicht ganz schwarz war. Das kam daher, daß ich mich seit mehreren

Tagen nicht mehr rasiert hatte. Ich holte mein Rasierzeug heraus und rasierte mich. Es sollte das letzte Mal sein, daß ich mich mit meinem eigenen Rasierapparat rasierte.

Im Laufe des Tages durchstöberten wir das Haus. Es fanden sich dort Vorräte, von denen wir uns mitnahmen, was wir gebrauchen konnten: Trockenkartoffeln und Suppenwürfel. Mittags kochten wir uns eine Suppe und aßen dazu von dem Brot, das wir am Tag zuvor erhalten hatten. Es war warm, und wir saßen in der Sonne. Gegen Nachmittag wurden wir zusammengetrieben, und der Aufbruch begann. An der Spitze die Offiziere; es war ein langer Zug. Wir marschierten in Fünferreihen. Es ging auf langen Umwegen durch die Stadt. Wir sind meiner Erinnerung nach am Schloßplatz mit dem Bismarckdenkmal vorbeigekommen. Das Denkmal stand noch, aber ein Teil des Gesichts war von einer Granate fortgerissen worden. Trümmer übersäten die Straßen. Viele Straßen waren unpassierbar. Wir mußten große Umwege machen. Überall sahen wir weinende Frauen. Ich schämte mich, daß ich Gefangener war. Da die Brücke über den Pregel in der Verlängerung der Vorstädtischen Langgasse zerstört war, mußten wir einen Umweg an dem Pregel machen. Wir gingen an den Speichern vorbei und kamen schließlich zu einer Pontonbrücke. Auch nach Ponart kamen wir und zogen an der Brauerei vorbei. Dann ging es die Gleise der Eisenbahn entlang. Wo wir Königsberg verlassen haben, weiß ich nicht mehr. Es war in östlicher Richtung. In unserm Zug waren auch einige Frauen.

Als wir aus der Stadt hinaus gekommen waren, fing es an zu dämmern. Die Russen ließen uns durch die Offiziere sagen, wer einen Fluchtversuch mache, werde erschossen. Der Zug zog sich immer mehr in die Länge. Ich hatte stets Fluchtgedanken. Darüber sprach ich mit Willy. Wir kamen durch Wald. Dort wäre es bestimmt möglich gewesen, im Straßengraben zu verschwinden. Aber ich wagte es nicht. Ob es einige getan haben? Aufgefallen ist es bestimmt nicht.

Vielfach kannte einer den anderen nicht, da viele Versprengte und nur wenige geschlossene Einheiten unter den Gefangenen waren. Vor allem waren es Trosse und Stäbe, geführt von gut genährten Wachtmeistern, Feldwebeln und Oberfeldwebeln, die zum Teil große Rucksäcke voll von Konserven usw. hatten, von denen sie nichts abgaben. Als es ganz dunkel geworden war, wurden wir auf eine große, ziemlich feuchte Wiese geführt. Dort mußten wir eng zusammenrücken. Dann hieß es, wir sollten uns hinsetzen oder hinlegen. Wir versuchten zu liegen, so gut es in der Enge ging. Der Erdboden war sehr feucht. Willy hatte eine Zeltbahn, auf die wir uns beide legten. Ich schlief trotzdem. Am andern Morgen war die Wiese weiß von Reif. Verpflegung bekamen wir den ganzen Tag nicht. Wir hatten aber noch unser Brot.

Die Sonne ging allmählich auf, und es wurde wärmer. 12. April! Wir lagen oder saßen auf der Wiese herum. In der Ferne sah man die ersten Störche herumstolzieren. Vor dem Abmarsch verging eine lange Zeit. Es wurde immer wieder eine neue Marschordnung versucht. Meiner Erinnerung nach marschierten die Offiziere voran, und es folgten die Unteroffiziere und Mannschaften, nach Einheiten geordnet. Wir vier marschierten zusammen. Ich trug stets einen Handschuh, unter dem ich meinen Ehering verbarg, denn es hatte sich herumgesprochen, daß die Russen auf die Eheringe scharf waren. Außerdem erscholl immer der Ruf ‚Urr ist?‘. Das hatte schon in Königsberg angefangen. Bald kamen wir auf eine große Chaussee. Rechts und links am Rande lagen noch die Trümmer von Fahrzeugen, die im Januar auf dem Rückzug nach Königsberg von der Wehrmacht und den zivilen Trecks liegen geblieben waren. Auch unbeerdigte Tote lagen noch vereinzelt herum, so wie sie im Januar – vor drei Monaten! – gestorben waren. Jetzt war es Mitte April! Es wurde warm. Die Sonne stach. Auf einer Rast aßen wir von unserem Brot. Geschlagen wurden wir nicht. Die Posten belästigten uns nicht. Vorbeifahrende Russen beschimpften uns und riefen uns zu: ‚Gitler kaputt!‘. Sie fügten auch manches hinzu, was sich auf die deutschen Frauen bezog.

Am Nachmittag kamen wir in Domnau an. Vorher wurde uns gesagt, daß wir alle Waffen und Messer wegwerfen sollten. Ich tat es. Ich hatte noch zwei Taschenmesser. Ich warf sie in eine Ruine. Domnau ist ein kleines Nest. Es war nicht allzu sehr zerstört. Wir wurden ins Schloß gebracht. Dort war vorher eine BDM-Schule oder -Anstalt gewesen. Zu je hundert Mann wurden wir durch den Eingang geschleust. Dann wurden wir gefragt, ob unter uns Ausländer seien. Die Frage wurde verneint. Wir wurden noch einmal gefragt; wir verneinten wieder. Schließlich wurden wir gefragt, ob nicht Ostmärker, Österreicher, bei uns wären. Da fanden sich einige. Ja, das seien doch Ausländer, hieß es. Allgemeines Erstaunen! Es wurde ein Führer der Hundertschaften, Kompanien genannt, bestimmt. In meiner Hundertschaft war es ein jüngerer Obergefreiter, der etwas russisch konnte. Mit ihm war ich bis Reval zusammen.

Dann kam die erste ‚Filzung‘. Jeder mußte sein Hab und Gut auf eine Decke oder den Mantel schütten, und die Russen nahmen sich das, was sie haben wollten. Mir nahmen sie meinen Rasierapparat und einige Klingen weg, aber nicht alle. Ich hatte sehr viele. Auch meine Zahnbürste büßte ich ein. Das war die erste Filzung, und viele folgten noch. Später hatte man gelernt, das zu verstecken, was man unbedingt behalten wollte. Der Ring blieb mir.

Wir kamen in ein großes Zimmer, etwa 30 Mann. Man fing an, Pritschen zu bauen. Ich bat meine Kameraden, für mich ein Bett zu bauen, ich würde inzwischen eine Suppe kochen. Das tat ich. Es war der letzte Suppenwürfel, den wir hatten und der aus dem Kinderheim in Königsberg stammte. Dazu gab es etwas Brot. Von den Russen hatten wir noch keine Nahrung bekommen außer dem Brot auf der Wiese in Königsberg. Auch an diesem Abend gab es noch nichts. Als die Suppe fertig war, war auch die Bettenbauerei beendet. Aber für mich war kein Platz! Ich organisierte mir die Platte von einem Büfett. Ich benutzte sie in der Nacht als Unterlage, um nicht auf dem bloßen Fußboden schlafen zu müssen. Eine Decke besaß ich nicht, nur meinen Mantel zum

Zudecken. Das Schlafen war nicht angenehm, da alle über mich hinweg kletterten, wenn sie hinaus mußten. Nach zwei oder drei Tagen wurde umgebaut. Es fand sich auch eine Bettstatt für mich. Diese bezog ich, behielt aber meine Büfettplatte als Unterlage.

Allmählich merkte ich, daß es keine Kameradschaft in der Gefangenschaft gab oder daß sie sehr selten war, um so seltener, je größer die Not wurde. In unserer Vierergruppe hatten wir zunächst beschlossen zu teilen, was wir besaßen. Das stellte sich als unmöglich heraus. Der Appetit war zu verschieden. Die erste Erfahrung hatte ich beim Bettenbau gemacht. Dann mußte ich mit ansehen, wie manche einen ganzen Rucksack voll von Konserven hatten und nicht teilten. Es handelte sich vor allem um Stabseinheiten. Besonders erinnere ich mich einer Luftwaffeneinheit. Vermutlich war es ein Troß, Stab oder etwas ähnliches. Sie teilten höchstens untereinander, d.h. sie tauschten die eine Ware gegen die andere, ohne daß einer etwas mehr bekam. Sie hatten auch Zigaretten durchgeschmuggelt; was wieder die Raucher unter den übrigen zu Neid veranlaßte, die nichts hatten. Ich lebte nur von dem, was wir bekamen. Zusätzlich hatte ich vielleicht ein halbes Pfund Margarine, die schon sehr alt war. Sie stammte aus der Zeit von Ende Januar, als der Troß meiner Einheit aufgelöst wurde. Damals hatte ich meine Fettbüchse ganz voll gefropft. Diese Margarine war wegen ihres Alters von drei Monaten nicht mehr sehr schön. Ich wischte mit dem Brot, das wir bekamen, die Büchse allmählich aus. Als eiserne Ration hatte ich noch eine Portion Knäckebrötchen und einen Beutel ‚Eiserne Ration‘ von der Wehrmacht. Sie wollte ich aufheben, falls es mir gelingen sollte zu fliehen. Allmählich aß ich die eiserne Wehrmachts-Ration auch auf.

Die Verpflegung bestand in einem Drittel Brot und zweimal täglich einen halben oder dreiviertel Liter Suppe. Zunächst war die Suppe noch ganz erträglich. Sie bestand aus Erbsen, Bohnen oder Linsen und einigen Wehrmachtskonserven. Mir ist die Zahl von 60 Konserven für jede Mahlzeit in der Erinnerung. Für das ganze Lager natürlich. Ich weiß nicht mehr genau, wie umfang-

reich es war. Nach 14 Tagen gingen die Wehrmachtskonserven zur Neige. Die Suppe wurde schlechter. Es wurden aus der Umgebung Kartoffeln herangeschafft. Dazu wurden besondere Kommandos eingesetzt, die die Kartoffelmieten öffneten. Ich bin nie dabei gewesen. Kamerad Willy war einmal dabei. Dann wurden die Kartoffeln geschält, und zwar mit Messern, die eigentlich keine waren. Denn die Messer hatten wir abgegeben müssen! Später wurden die Kartoffeln seltener, und es fing die Rübenzeit an. Außerdem gab es Kaffee, der zum Schluß sogar gesüßt war. Auf diese Weise erhielten wir unsere Zuckerration.

Allmählich zeigten sich die Folgen der nicht ausreichenden Ernährung. Die Mehrzahl der Gefangenen war in guter körperlicher Verfassung gewesen, als sie in Gefangenschaft gerieten. Sie hatten längere Zeit in Königsberg gelegen und dort gut gelebt, besonders, wenn sie zu Trossen oder Stäben gehört hatten. Für sie war der Übergang zu schmaler Kost zunächst nicht so spürbar, solange sie Vorräte hatten. Dann war es für sie schwer, sich an wenig oder schlechtes Essen zu gewöhnen. Dazu kamen Gefangene, die vor der Gefangennahme im Einsatz gewesen waren und ebenso viel hatten wie ich, nämlich nichts oder fast nichts. Waren sie auch noch ausgehungert, so erholten sie sich sehr schwer. Doch hat in Domnau wohl keiner richtig gehungert. Aber die Suppenernährung hatte eine Umstellung des Körpers zur Folge, die für viele Durchfall brachte. Hinzu kam, daß die Leute rohe Rüben und Kartoffeln aßen. Die Latrine war immer besetzt. Man fand nur mühsam einen Platz. Selbst nachts saßen dort die Leute mit Durchfall. Es gab nur wenige Todesfälle in diesem Lager.

Allmählich zeigten sich die besonderen Kennzeichen der russischen Kriegsgefangenschaft: Stundenlange Zählungen morgens und abends. Wir mußten uns in Zehnerblocks aufstellen. Mehr polnische als deutsche Leute waren Dolmetscher und spielten eine große Rolle.

Dann kam der Befehl zum ‚Glatzen‘-schneiden. Es war erstaunlich, wie sich die meisten dagegen sträubten. Das hängt wohl damit zusammen, daß bei den alten Germanen langes Haar ein Zeichen der Freiheit war. Das zeigte sich immer wieder, auch in späterer Zeit. Darum liebten es die Russen, das ‚Glatze‘-schneiden als empfindliche Strafe zu wählen, obwohl die russischen Soldaten alle kahl geschoren waren. Aber nicht nur die Köpfe wurden kahl geschoren, auch an allen anderen Stellen mußten die Haare abgeschnitten werden. In der Erwartung, daß ich in absehbarer Zeit viel laufen müßte, schnitt ich mir die Körperhaare nur wenig ab, um das Scheuern der kurzen Haare beim Laufen zu vermeiden. Der Grund für das Haare abschneiden: Läusegefahr. Ich war meine Kleiderläuse gerade noch in Königsberg losgeworden. Später wurde eine Friseurstube eingerichtet, damit man sich alle Woche ein- oder zweimal rasieren lassen konnte. Da ich noch Rasierklingen, aber keinen Rasierapparat hatte, schloß ich mit einem Kameraden eine ‚Rasiergemeinschaft‘. Er gab den Apparat, ich die Klingen. Es war Paul Kalmbach, mit dem ich später im Eisenbahnlager in Reval zusammen war. Er war Musiker aus Westdeutschland. Jetzt soll er wieder eine Kapelle haben. Er war magenkrank und gehörte einer Luftwaffeneinheit an.

In Domnau wurde einem die Zeit sehr lang. Zu lesen gab es nichts. Man lag also faul auf der Pritsche. Der Ablauf des Tages war folgender: Es wurde sehr früh geweckt, meiner Erinnerung nach vor 6 Uhr. Trotzdem war ich gewöhnlich schon vorher wach und stand auf, um mich waschen zu können. Seife hatte ich noch. Die Waschmöglichkeiten waren im Keller. Dort fand auch die Saunierung statt, d.h. das Baden. Das geschah aber nur ein- oder zweimal. Nach dem Wecken Antreten und Zählung. Dann gab es Brot, Suppe und Kaffee. Dann hatte man den Vormittag vor sich. Bei trockenem Wetter lief man auf dem Hof umher. Dabei durfte man dem Zaun nicht zu nahe kommen. Mittags war erst wieder Zählung, dann gab es Essen. Kompanieweise begann es. Manchmal dauerte es furchtbar lange, ehe man dran kam. Manchmal gelang

es, einen ‚Nachschlag‘ zu erobern, aber selten. Der Nachmittag und der Abend vergingen. Ob es abends noch einmal Suppe gab, weiß ich nicht mehr.

Die einzige Abwechslung war der Arbeitsdienst, der gar nicht so schlecht war. Er bestand nämlich darin, daß man vor dem Wecken aufstehen mußte, um außerhalb des Lagers Proviant zu holen: Mehl, Konserven, Erbsen usw. Mir wollte man einmal einen Zentnersack aufladen. Ich kippte sofort zusammen, und zwar so, daß der Sack, ohne mir zu schaden, auf der anderen Seite abrutschte. Die zweite Arbeit bestand im Wasserpumpen. Das Schloß Domnau lag an einem großen See. Eine Wasserleitung war nicht vorhanden. Alles Wasser mußte aus dem See gepumpt werden. Das war langweilig. Man konnte beobachten, wie am anderen Ende des Sees die Russen Kahn fahren oder badeten. Wir sagten dann, die Russen baden in unserm Kaffeewasser. Eine weitere Arbeit bestand im Holzsägen und -kleinmachen. Ich habe auch einmal Holz geholt. In der Woche vor dem 1. Mai wurde eine Gärtnerei planiert, um einen Platz für den Mai-Aufmarsch zu schaffen. Die gute Gartenerde wurde einfach weg gekarrt, um eine gerade Fläche zu schaffen. Das fiel den Landwirten schwer mit anzusehen. Wenn wir zur Arbeit gingen, mußten wir singen. Eigenartig, daß die Russen an den deutschen Marschliedern so großen Gefallen fanden. Es wurden nationale Lieder gesungen, keine kommunistischen. Die kannte ja auch keiner. Irgend eine Schulung oder Propaganda fand nicht statt. Einige Vernehmungen wurde durchgeführt, aber nur bei Angehörigen von Luftwaffeneinheiten. Es war ja noch Krieg. Ab und zu wurde ein russischer Wehrmachtsbericht angeschlagen, durch den man einen ungefähren Überblick über die Kämpfe, vor allem die Kämpfe um Berlin erhalten konnte.

Die Offiziere lagen getrennt von uns in einem anderen Teil des Gebäudes. Es ging ihnen nicht besser als uns. Die Verbindung zu ihnen war sehr lose. Um den 1. Mai herum wurden wir ‚gemustert‘. Wir mußten uns ziemlich entkleiden. Dann kamen weibliche russische Sanitäter, die einen in den Hintern kniffen. Danach wurde unsere Gesundheitsgruppe festgestellt, I, II, III. Ich erhielt

meiner Erinnerung nach Gruppe II. Ich glaube, das wurde alles sehr sorgfältig aufgeschrieben. Trotzdem fand damals noch keine namentliche Erfassung von uns statt. Doch wurden kompanieweise unsere Namen und Berufe festgestellt. Ich gab als Beruf Statistiker an. Der größte Teil nannte Landwirt als Beruf, weil er glaubte, dann zu einem Bauern aufs Land zu kommen. Ich hatte vor Landarbeit immer großen Respekt. Sie war mir zu schwer. Daher nannte ich Landwirtschaft nicht. Alle diese Listen sind niemals zu irgendeinem anderen als einem ‚hinterlistigen‘ Zweck benutzt worden.

Zunächst waren die Unteroffiziere und besonders die Feldwebel und Wachtmeister sehr klein. Sie trennten ihre Litzen und ihre Sterne ab. Später wurde gesagt, der Russe lege auf die Rangabzeichen wert. Darauf fingen die Feldwebel usw. an, sich aus Konservenbüchsen künstliche Sterne zu machen und hefteten sie auf ihre Schulterklappen. Menschliche Eitelkeit! Sie kehrten auch wieder ihren Vorgesetztenstandpunkt heraus und ließen das ‚Du‘ wieder fallen. Doch scherte das die anderen, die nur Gefreite oder Soldaten waren, wenig. Zu einer kleinen Revolte kam es einmal, als der Lagerdolmetscher, irgendein kommunistisch eingestellter Halbpole, einen alten Mann (vom Volkssturm oder der Organisation Todt) mit einem Koppel schlug. Darauf ohrfeigte ihn ein anderer. Es geschah weiter nichts, als daß diese Kompanie die Latrine reinigen mußte.

Ende April, Anfang Mai verdichtete sich das Gerücht, daß das Lager aufgelöst werden würde, daß wir wegkommen würden. Optimisten glaubten, nach Westen zur Frühjahrsbestellung! Ich glaubte nicht daran. Ich rechnete nur mit einem Abtransport nach Osten. Der Abtransport geschah am 8. Mai. Ich war also kaum vier Wochen in Domnau gewesen. Meine Karte von Königsberg und Umgebung ließ ich in Domnau zurück, überzeugt, daß eine Flucht nicht möglich und zwecklos sei.

Wir wurden morgens früher geweckt als sonst. Die Suppe war reichlicher mit Fleisch verbessert. Man konnte sogar noch etwas ‚nach‘ bekommen. Dann

erhielten wir unser Brot für den ganzen Tag, wie üblich. Wir traten an und wurden endlos gezählt. Es dauerte lange, ehe man sich klar darüber war, wie viele wir waren. Nicht alle waren zum Abmarsch bestimmt. Die, die zur Gesundheitsgruppe III gehörten, blieben zurück. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Manche sagten, sie würden entlassen. Andere meinten, sie kämen aufs Land zur Landarbeit.

Es war 9 oder 10 Uhr geworden ist, ehe es so weit war, daß der Abmarsch beginnen konnte. Wohin der Weg ging, wußten wir nicht. Wir marschierten in Reihen zu fünf Mann. Der Tag war schön. Die Sonne schien. Aber es wurde heiß und heißer. Wir hatten alles, was wir besaßen, bei uns. Bei vielen war es nicht viel. Die meisten hatten aber noch einen Wintermantel. Viele hatten noch ihre Rucksäcke oder anderes Gepäck. Mir wurde das Marschieren nicht schwer. Mein Gepäck bestand nur aus dem Brotbeutel und meinem Mantel.

Im Laufe des Tages stellte sich Durst ein. Dabei mußte ich beobachten, daß viele sehr unbeherrscht waren. Sie taten, als ob sie verdursten müßten, wenn sie nicht etwas zu trinken bekämen. Einzelne bekamen es tatsächlich fertig, aus den Regenpfützen zu trinken. Davon wurden einige krank (Durchfall). Die Unbeherrschtheit zeigte sich auch darin, daß die Leute unbedingt rauchen wollten. Die meisten hatten nichts mehr zum Rauchen. Denn in den vier Wochen war alles verbraucht. Nachschub an Rauchwaren hatte es nicht gegeben. Viele hatten versucht, Blätter oder Kräuter oder Tee zu rauchen. Andere hatten die Posten um Machorka angebettelt. Hier zeigte sich Würdelosigkeit und Unbeherrschtheit: Manche konnten es nicht unterlassen, immer wieder die Posten anzubetteln. Oder sie boten ihnen irgend etwas ihrer Habe zum Tausch an. Mir war dies unverständlich. Zum Teil waren es gerade Unteroffiziere und Feldwebel, die sich durch diese Fechterei auszeichneten. Vielfach wurden sie von anderen deshalb getadelt. Sie wurden auch verachtet, aber das reichte nicht aus, sie von der Bettelei abzuhalten. Ich lernte kennen, wie schwach die Menschen waren, erheblich schwächer, als ich gedacht hatte. Zum Teil erklärt

sich diese Würdelosigkeit damit, daß wir alle durch unsere Gefangennahme und die Niederlage, die wir als Volk erlitten hatten, einen derartigen Schock bekommen hatten, daß wir dadurch an Wert verloren hatten. Die Russen kamen uns irgendwie überlegen vor. Das Gefühl der Unterlegenheit gegenüber den Russen legte sich aber in überraschend kurzer Zeit.

Die Einzelheiten unseres Marsches habe ich vergessen. Ich sah mir aufmerksam die Gegend an. Es waren sehr wenige Menschen zu sehen. Die Felder waren nicht bestellt, die Dörfer leer. Ab und zu sah man ein paar scheue, verängstigte alte Leute. Wenn wir über Eisenbahnen kamen, waren die Schienen abgebaut, zum Teil auch die Schwellen. Alle Eisenbahnen waren demon­tiert. Kurz nach Mittag kamen wir zu einem kleinen Städtchen, Bartenstein. Die Namen der Orte, durch die wir kamen, waren mit russischen Buchstaben bezeichnet. Da das russische Alphabet vom altgriechischen abgeleitet ist, konnte ich einiges lesen. So versuchte ich, die Ortsnamen zusammen zu buchstabieren. Als wir durch Bartenstein marschierten, fiel uns auf, daß Frauen in der Uniform der Roten Armee als Polizistinnen den Verkehr regelten. Wir verließen Bartenstein wieder, indem wir uns vom Ortsmittelpunkt nach rechts hielten.

Nach einer knappen Stunde, erreichten wir ein Lager. Es gab einen langen Aufenthalt, ehe wir hineinkamen. Wir wurden wieder gefilzt und mußten durch einen kleine Bach waten. Dabei fand ich einen Strumpf, der außer einem großen Loch am Hacken noch ganz gut war. Ich nahm ihn mit, um etwas zum Stopfen zu haben. Im Lager mußten wir warten, lange warten, ehe wir in einer großen Scheune untergebracht wurden. Es war offenbar früher ein großes Gut gewesen. In dem Lager waren schon mehrere hundert andere Gefangene untergebracht. Willy und ich lagen zusammen. Die Scheune durften wir nachts nicht verlassen, wenn wir austreten mußten. Wir mußten irgendeine Tonne benutzen. Ich erinnere mich nicht, daß ich es getan habe. Ich hatte wohl am Abend die Latrine aufgesucht. Zu essen bekamen wir an diesen Abend nichts.

Am andern Morgen erhielten wir eine dünne Linsensuppe, viel Wasser und wenig Linsen. Dann durften wir die Scheune verlassen. Ich benutzte die Zeit, um mit einer geborgten Stopfnadel meine Strümpfe zu stopfen, nachdem ich den gefundenen alten Strumpf aufgeräufelt hatte.

Gegen Mittag hieß es, wir kämen wieder fort. Im Lager war ziemliches Leben. Ich hielt mich allerdings von allem zurück. Nur einmal mischte ich mich unter eine große Menge. Ein russischer Major, ein Jude, der gebrochen Deutsch sprach, teilte uns mit, daß Deutschland kapituliert habe. Der Krieg war also zu ende. Er sagte, daß nicht nur das russische Volk, sondern auch das deutsche Volk den Krieg gewonnen hätte. Er wollte damit wohl sagen, daß das deutsche Volk von seinen Unterjochern, seinen eigenen Landsleuten, befreit wäre. Daß die schlimmste Unterjochung begann, die ein Volk und vor allem das deutsche Volk jemals erlebt hatte, verschwieg er, mußte er verschweigen; vielleicht glaubte er, was er sagte. Er war für uns zwar ein großes Tier, aber in dem ungeheuren russischen Mechanismus auch nur ein ganz kleines Rädchen.

Bald darauf sammelten wir uns wieder. Ob irgendeine Kontrolle ausgeübt wurde, daß alle mit marschierten, weiß ich nicht. Ich glaube kaum, daß jemand zurückblieb; denn es hatte jeder das Gefühl, daß man in diesem Lager nicht sehr glücklich sein könne. Man wollte weg. Jeder verbarg sein Kochgeschirr, weil es hieß, wir würden am Tor auf Kochgeschirre ‚gefilzt‘. Das geschah nicht. Wir mußten aber wieder durch den Bach. Auf einer Wiese standen oder saßen wir lange. Es hieß wieder, es sollte gefilzt werden. Aber es geschah nicht. Schließlich wurden wir nur gefragt, ob wir Waffen oder Messer bei uns hätten. Wenn wir etwas hätten, würden wir erschossen. Wir hatten natürlich nichts. Es wurde aber auch nicht danach gesucht.

Es ging den gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren, nach Barstein zum Bahnhof. Dort mußten wir lange warten. Es wurde Nachmittag und Abend. Dann wurden wir in Güterwagen verladen. Es war sehr eng. Wir

konnten nur stehen oder hingekauert sitzen. Es war sehr anstrengend. Als Verpflegung erhielten wir ein paar Stücke Trockenbrot und eine Handvoll (trockner) Erbsen. Ich knabberte ein paar und steckte die andern in einen Handschuh, da sie mir nicht schmeckten. Es waren schlechte Erbsen, eher Peluschken. Die Waggonen wurden geschlossen, und nach einiger Zeit rollten wir los. Allerdings ging es nur sehr langsam voran, die ganze Nacht über. Ab und zu habe ich gedöst und etwas geschlafen. Am nächsten Morgen – es war der 10. Mai – kamen wir auf einem Bahnhof an und stellten fest, daß wir in Insterburg waren.

Irgendwo außerhalb des Bahnhofs wurden wir ausgeladen. Dann ging es in die Stadt, die sehr stark zerstört war. Deutsche waren kaum zu sehen. Dafür sehr viele Russen. Wir mußten in der Stadt, nicht weit von der Bahn, längere Zeit warten. In der Nähe mußte ein russisches Lazarett gewesen sein; denn viele Russen in Lazarettanzügen liefen umher. Wieder fing der unerfreuliche Handel und das Betteln um Tabak an. Dazu kamen Versuche der Russen, denen ihre guten Stiefel auszuziehen, die sie nicht verbergen konnten. Die Russen waren nur an hohen Lederstiefeln interessiert. Da bei uns solche hohen Stiefel meistens nur noch Unteroffiziere und Feldwebel besaßen, waren diese besonders in Gefahr, ihre los zu werden. Wenn sie Glück hatten, bekamen sie ein Paar Russenstiefel und eine Handvoll Machorka dafür. Wenn sie Pech hatten, wurden sie ihre Stiefel los und konnten auf Strümpfen weitergehen. Wir merkten bald, daß es den Russen streng verboten war, uns etwas wegzunehmen. Dennoch taten sie es. Russische Offiziere griffen allerdings durch. Ich erwähnte schon, daß in Königsberg ein Russe erschossen wurde, weil er einem Deutschen ein Kochgeschirr wegnehmen wollte. In Insterburg erlebte ich, daß ein Russe erschossen wurde, weil er einem Deutschen die Stiefel ausziehen wollte. Aber in vielen Fällen wurden wir die Stiefel über kurz oder lang doch los.

Nachdem wir längere Zeit in Insterburg herum gelaufen waren, ging es weiter, aus der Stadt heraus. Der Zug zog sich sehr in die Länge. Plötzlich hieß es, der Weg sei nicht richtig. Also kehrt und zurück. Diesmal war er richtig. Ich hatte den Eindruck, sehr viel gelaufen zu sein, als wir schließlich in Georgenburg ankamen. Georgenburg ist eine Art Vorstadt von Insterburg, liegt auf jeden Fall sehr dicht bei Insterburg. Dort, wo wir hinkamen, befand sich früher ein großes Gestüt. Wieder mußten wir sehr lange warten. Wieder wurden wir gefilzt. Dabei büßte ich meinen Ehering ein. Ich trug ihn nicht mehr an der Hand, um die Russen nicht zu ‚reizen‘. Ich weiß nicht, ob die Russen ihn mir wegnahmen oder ob er verlorenging, weil ich ihn in Papier eingewickelt hatte und uns alles Papier weggenommen wurde. Außerdem büßte ich von meiner wenigen Habe noch einige Kleinigkeiten ein, darunter einen metallenen Taschenspiegel, den mir ein Russe mit einer Handbewegung wegnahm, als ob ich damit eine Kehle durchschneiden könnte.

Dann kamen wir in das Lager. Ein Teil von uns ging durch die Sauna. Da wurde einem von den deutschen ‚Kameraden‘ noch der Rest seiner Habe genommen. Die Gruppe, zu der ich gehörte, wurde nur oberflächlich ‚desinfiziert‘. Dann mußten wir in Hundertschaften antreten. Ein früherer deutscher Feldwebel gab unserer Gruppe ein paar Verhaltensregeln. So durfte z.B. nicht ausgespuckt werden! Dann wurden wir in unser ‚Quartier‘ geführt. Es bestand in folgendem: Die hohen Ställe, in den früher die edlen Pferde gestanden hatten, waren in Boxen von vielleicht 2,5 mal 2,5 m eingeteilt. Außerdem waren sie noch waagrecht unterteilt, so daß drei oder vier Stockwerke entstanden waren. In jedes Fach dieses ‚Menschenregals‘ wurden zehn Mann untergebracht. Der Platz reichte gerade aus, daß man nebeneinander auf einer Seite liegen konnte. Ein Umdrehen auf die andere Seite war unmöglich. Die geringe Habe wurde am Kopfende verstaut. Am besten legte man sie unter den Kopf, da sie sonst geklaut wurde. Ob wir am Abend etwas zu essen bekommen haben, weiß ich nicht.

Am nächsten Morgen wurden wir früh geweckt und aus den Boxen getrieben. Sie mußten gesäubert werden. Am Tage durften wir uns aus hygienischen Gründen dort nicht aufhalten. Dann gab es nach langem Stehen eine Suppe und Brot mit Zucker. Glücklicherweise war das Wetter einigermaßen günstig. Wir trödelten in dem eingezäunten Gelände umher. Russische Offiziere mußten begrüßt werden. Ich vermied dies nach Möglichkeit und verdrückte mich, wenn ich einen kommen sah. Es gab überall Aufpasser, ‚Ordnern‘, deren Aufgabe es war, ‚Achtung‘ zu rufen, wenn ein Offizier kam. Ab und zu wurden Leute aufgerufen, die irgendwelche Arbeiten verrichten sollten. Dabei handelte es sich aber um Leute, die schon länger in diesem Sammel-lager waren. Das Lager war sehr voll belegt. Zurzeit waren etwa 8 000 bis 10 000 Gefangene dort. Zeitweise sollen 16 000 bis 18 000 in dem Lager gewesen sein. Das muß – im Winter – entsetzlich gewesen sein. Die sanitären Verhältnisse waren sehr primitiv. Scheußliche Latrinen russischer Art. Kein Trinkwasser. Daher quälte viele wieder der Durst. Es gab keine Möglichkeit, sich zu waschen.

Zu dem Lagergelände gehörte auch ein Stück Land, das früher vielleicht einmal ein Garten gewesen war. Wenigstens war es nicht gepflastert. Dort lag auch ein kleiner Tümpel mit Wasser von undefinierbarer Qualität. Es reichte aber aus, um sich zu rasieren. Das tat ich wieder einmal mit geborgtem Apparat und einer eigenen Klinge. Es war eine Wohltat.

An dieses Stück Lager grenzte ein besonders abgezäunter Teil, der das Krankenrevier beherbergte. Dort waren furchtbare Jammergestalten zu sehen. Die Sterblichkeit soll sehr hoch gewesen sein. Es wurden Zahlen von 60 bis 80 täglich genannt. Wie der Tag im einzelnen verlief, weiß ich nicht mehr.

Am Nachmittag wurden wir wieder ‚gemustert‘. Einige russische ‚Ärzte‘ oder ‚Ärztinnen‘, in Wirklichkeit kaum mehr als Krankenpfleger oder -pflegerinnen, ein Dolmetscher und wohl auch ein deutscher Arzt untersuchten uns. Wir mußten uns wieder nackt ausziehen und wurden in den Hintern

gekniffen und danach ‚qualifiziert‘. Alles, was noch laufen konnte, wurde Gesundheitsgruppe I oder II, d.h. arbeitsfähig. Wir sollten bald abtransportiert werden und wurden dazu in Hundertschaften eingeteilt. Ich gesellte mich mit meinen Kameraden zu einem Oberfeldwebel der Luftwaffe, der einen ganz netten Eindruck machte. Außerdem war ein junger Deutsch-Litauer dabei, der etwas russisch konnte. Das war wertvoll.

Am Abend gab es noch einmal eine Suppe. Dann wurden wir wieder in die Quartiere gelassen und kamen in die Boxen. Diesmal lag ich ziemlich hoch. Das war unangenehm, wenn man nachts austreten mußte. Denn es war eine halsbrecherische Kletterei. Ich weiß nicht, ob ich es gemacht habe. Ich lag ziemlich außen und merkte, wie man öfter über mich hinweg kletterte. Bereits in der ersten Nacht hatte ich mein Brillenfutteral eingebüßt, das ich unter meinen Brotbeutel gelegt und dann morgens liegen gelassen hatte. Natürlich war es weg. Das waren alles Wertsachen, die sich jeder aneignete, wenn er es konnte.

Nach der Morgensuppe hieß es, wir kämen noch am gleichen Tage weg. Das dauerte aber noch Stunden. Wir wurden wieder durch die verschiedenen Lagerteile geschleust und noch einmal gründlich gefilzt. Ich büßte nicht mehr viel ein, da ich allmählich gelernt hatte, die Dinge zu verstecken, an denen mir etwas lag. Diesmal mußten wir während der Filzung die Schuhe ausziehen und auf Strümpfen umherlaufen. Ich steckte meinen Füllbleistift in die Gamaschen. Dort sah ihn der kontrollierende Russe nicht. Allerdings fiel er mir nachher heraus, aber ich behielt ihn. Wieder standen wir einige Zeit herum. Schließlich wurden wir auf eine große Wiese geführt und erhielten dort Suppe. Wieder wurde gewartet. Dann ging es los. Nach uns wurde ein weiterer Haufen auf die Wiese getrieben und gepflegt.

Wir zogen nach Insterburg zurück und zum Bahnhof. Irgendwo außerhalb der Stadt wurden wir neben einen leeren Güterzug geführt. Dort lungerten Russen herum, die es auf Stiefel abgesehen hatten. Da ich keine hatte, geschah

mir nichts. Ich erinnere mich aber, wie ein alter Unteroffizier oder Feldwebel von einem Russen zu Boden geworfen wurde und wie ihm die Stiefel gewaltsam von den Beinen gezogen wurden. Er mußte dann auf Strümpfen weiterlaufen.

Nun wurden wir waggonweise eingeteilt. 45 Mann kamen in einen Waggon. Das geschah in der Weise, daß einige hinaufkletterten und die anderen hinaufzogen. Es war so eng darin, daß alle nur mit angezogenen Beinen irgendwie liegen konnten.

Die Ungewißheit, wohin die Reise ging, wurde etwas gemildert, weil der Dolmetscher in unserem Wagen behauptete, die Posten hätten ihm gesagt, wir würden nach Reval in Estland kommen. Ich muß sagen, daß ich mir keine besonderen Gedanken darüber machte, wohin wir gebracht werden sollten. Ich war mir klar, daß ich Deutschland sobald nicht wiedersehen würde, wenn ich auch nicht damit gerechnet hatte, daß es über vier Jahre dauern sollte. Wir standen die ganze Nacht auf dem Bahnhof von Insterburg ehe wir abfuhrten.

Am nächsten Tag bemühte ich mich, immer wieder durch die Ritzen des Waggons zu sehen, um noch einen Blick auf Deutschland zu werfen. Wir sahen viele Gräben, Schützenlöcher, halb zerfallene und zerschossene Feldbefestigungen und Häuser. Es ging etwa durch die gleiche Gegend, in der ich im Spätsommer 1944 gewesen war. Dann kamen wir nach Litauen. Unser Dolmetscher, ein Deutsch-Litauer, warf Briefe aus dem Waggon. Ob sie jemals gefunden worden sind? Die Fahrt ging sehr langsam vor sich. Dann standen wir wieder lange Zeit. Mit Hilfe der Sonne stellte ich ungefähr fest, in welche Richtung wir fuhren. Es war mehr Norden als Osten. Wir kamen über die Düna, nach Dünaburg. Dann erreichten wir Estland. Es fiel uns auf, daß die Kohlenwagen nicht schwarze Kohle, sondern ‚gelbe Steine‘ geladen hatten (Ölschiefer).

Einmal gab es eine große Aufregung. Die Posten rasten wie wild auf den Waggondächern entlang. Angeblich sollen fünf Mann geflohen sein. Ob das

den Tatsachen entsprach, weiß ich nicht. Der Aufenthalt in dem Waggon war sehr unangenehm. Seine Notdurft mußte man auf einer Rinne verrichten. Dabei mußte man vorher über die anderen hinweg klettern. Glücklicherweise war meine Verdauung in Ordnung. Die Verpflegung war sehr schlecht. Zu trinken gab es fast gar nichts. Unsere Hauptnahrung bestand aus russischem Trockenbrot, das in einem Sack in den Waggon geworfen wurde. Etwas Zucker gab es, glaube ich, auch. Ich hatte noch eine Packung Knäckebrot bei mir. Ich aß sie als eine besondere Delikatesse mit Zucker bestreut. Nach meiner Erinnerung haben wir während der Fahrt zweimal warmes Essen erhalten. Einmal war die Kohlsuppe (oder was es war) vollkommen versalzen. Am schlimmsten waren die Zuckerrübenschnitzel. Die meisten quälte der Durst sehr. Einmal regnete es. Dann standen viele an den vergitterten Fenstern und versuchten, den Regen in Trinkbechern aufzufangen. Mein Durst war nicht so schlimm. Wenigstens erinnere ich mich nicht, darunter besonders gelitten zu haben. Der Enge wegen versuchten zwei oder drei, sich Hängematten aus ihren Zeltbahnen zu machen. Es ging nicht recht. Gewöhnlich purzelten sie nach einiger Zeit auf ihre Kameraden. Die Unterhaltung drehte sich fast ausschließlich um das Essen. Ich sprach wenig und bemühte mich, viel zu schlafen.

Es war wohl am 12. Mai gegen Abend, als wir in Insterburg verladen worden waren. Nach fünf Tagen, am 17. Mai gegen Mittag, trafen wir in Reval ein. Wir wurden ausgeladen. Man taumelte zuerst, weil man das Laufen fast verlernt hatte. Es begann die übliche endlose Zählerei. Sie hatte auch an jedem Morgen im Waggon stattgefunden, und zwar in der Weise, daß alle auf der einen Seite des Waggons zusammengedrängt wurden. Dann wurde jeder vom Posten mehr oder weniger freundlich hinüber geschubst. Wenn er sich verzählt hatte, ging die Sache noch einmal los.

Wir kamen in das Kriegsgefangenenlager im Süden Revals, das früher russischen Gefangenen gedient hatte. Es war eine alte Weberei, die noch mit dem russischen Doppeladler der Kaiserzeit verziert war. Diese Fabrik, durch eine

Bombe in zwei Teile gespalten, war die ‚Stein‘- Baracke. Daneben gab es noch zwei oder drei Holzbaracken, die Sauna mit der Wäscherei, eine gemauerte Latrine (sehr gut, noch aus der deutschen Zeit) und etwa vier Finnenhütten, aus Sperrholz hergestellte Holzhäuser für höchstens 12 Mann, in denen es in den kühlen Nächten sehr kalt war.

Wir wurden zunächst in den Teil des Lagers gebracht, in dem die Finnenhütten standen. Dort lagerten wir, so gut es ging, im Sand möglichst in der Sonne. Allmählich wurden 50 oder 100 Mann in das Hauptlager geschleust. Wieder wurden wir gefilzt. Daran waren wir inzwischen gewöhnt. Besonders wertvolle Dinge wurden mir nicht weggenommen. Ich hatte auch kaum etwas. Anschließend wurden wir untersucht. Das ging sehr schnell. Man stand nackt vor einer Sanitäterin, die dann irgend etwas, was man nicht verstand, zu einem Dolmetscher sagte. Dieser drückte mir einen Zettel in die Hand, auf dem ein ‚D‘ stand. Das bedeutete, wie ich später erfuhr: Dystrophie = Unterernährung. Das ist so der schlimmste Grad des Heruntergekommenenseins auf gesundheitlichem Gebiet, den es gibt. Mir sagte es gar nichts. Der Dolmetscher sagte dazu, ich brauchte nicht zu arbeiten und bekäme besseres Essen. Warum ich ‚D‘ wurde, weiß ich heute noch nicht. Ich fühlte mich nicht besonders schlecht, war nur furchtbar dreckig und unrasiert. Vielleicht war es mein unrasiertes Aussehen; der Bart war sechs Tage alt. Deshalb machte ich einen schlechten Eindruck. Mir war das nicht angenehm, weil ich dadurch von meinen Kameraden getrennt wurde, die ich zwar nicht besonders schätzte, die mir jedoch etwas vertraut waren. Ich hatte sogar den Gedanken, den Zettel mit dem ‚D‘ wegzuworfen. Aber ich tat es nicht, hauptsächlich aus dem Gefühl heraus, daß man sich als ‚Landser‘ treiben lassen müsse und nicht selbst sein Schicksal in die Hand nehmen dürfe. Nach der Untersuchung wurden wir in eine Baracke mit vielen Wanzen gebracht und warteten, bis wir zum ‚Saunieren‘ rankamen. Das war in der Nacht. Nach der Saunierung wurden die D-

Leute in die Steinbaracke verfrachtet. Ich staunte, daß es schon wieder hell wurde. Es waren die hellen nördlichen Nächte, die sich bemerkbar machten.

### Die ersten Tage in Reval

Die ersten Stunden in der Steinbaracke vergingen mit Dösen. Ich versuchte, mich auf der Pritsche einzurichten und bemerkte die ersten Wanzen, die mich aber wenig störten. Dann stellte sich heraus, daß sich die ersten Beziehungen anbahnten. Es bat mich einer um das russische Trockenbrot und bot mir dafür Stopfgarn für die Strümpfe an. Er sagte, er vertrage das nasse russische Brot nicht. Als es Morgen wurde, gab es etwas zu essen. Man mußte sich dazu in einem langen Zug anstellen und um die ganze Baracke herum spazieren. Es wurde streng auf Ordnung gesehen. Das hatte seinen Hauptgrund darin, daß viele – wegen des Hungers – versuchten, mehrmals Essen zu fassen. Von der ‚besseren‘ Kost war zunächst nichts zu merken. Es gab die übliche dünne Suppe, in der häufig Fische gekocht waren: ganze Fische, mit Kopf und Gräten. Die Fußböden und der Hof sahen immer sehr wenig schön aus, da jeder sehr ungeniert und undiszipliniert alles, was ihm nicht behagte, auf den Boden spuckte.

Dann wurden wir genau vernommen und alles Mögliche gefragt. Was mir vor allem auffiel war, daß nach dem Vornamen des Vaters gefragt wurde, eine russische Angewohnheit, weil dort jeder nur einen Vornamen hat. Als Beruf gab ich ‚Statistiker‘ an. Wir wurden in ‚Kompanien‘ eingeteilt und in ‚Bataillone‘. Die Russen lieben überhaupt die militärischen Bezeichnungen, obwohl sie doch gegen den Militarismus sind. Der Kompanieführer war ein ehemaliger Feldwebel oder Oberfeldwebel, in Zivil ein Reichsbankinspektor in Berlin. Er war gar nicht so übel. Die Kompanien wurden in Zehn-Mann-Gruppen unterteilt, für die ein Gruppenführer eingesetzt wurde. Er hatte die Aufgabe, die Verpflegung für die Gruppe zu empfangen. Er mußte sie auch aufteilen, eine sehr unangenehme Sache, da jeder eifersüchtig darauf achtete, nicht einen

Krümel zu wenig zu erhalten. Im Laufe des Tages zogen wir aus der Steinbaracke in eine Holzbaracke um. Ich lag unten. Das hatte zur Folge, daß mir der Schmutz von der oberen Pritsche ins Gesicht fiel, sobald sich der Obermann umdrehte. Es war aber nicht ganz so eng wie in Insterburg. Doch mußte man sich darüber einigen, auf welcher Seite man schlafen wollte. Ich versuchte, mir eine Pappe zu organisieren, womit ich den Schmutz von oben abhalten konnte. Aber es mißlang. Man schlief in vollen Sachen. Jedoch war Befehl, die Stiefel auszuziehen. Gewöhnlich zog ich die Jacke aus und deckte mich mit meinem Mantel zu. Eine Decke besaß ich nicht. Wer eine gehabt hatte, mußte sie abgeben. Es kam sehr bald das Gerücht auf, daß man die deutschen Uniformen abgeben sollte.

Am ersten oder zweiten Tage mußten wir ‚Neuankömmlinge‘ alle noch einmal in das Finnenzeltlager. Vorher wurde wieder lange und ausgiebig gezählt. Es stimmte nicht, bis sich herausstellte, daß von unserm Zug ein Mann fehlte, der im Lazarett war. Er hatte sich nicht bei seinem ‚Kompanieführer‘ abgemeldet. Warum auch? Einmal hatte es ihm niemand gesagt. Außerdem waren alle so gleichgültig und rücksichtslos, daß keiner etwas tat, was nicht dringend notwendig war, und schon gar nichts, was einem anderen das Leben erleichtert hätte.

Es fiel mir schwer, mich dem Kriegsgefangenen-ton anzupassen. Zunächst durfte man nicht mehr ‚Kamerad‘ sagen. Dann wurde man angeblafft. Das mindeste, was man zu hören bekam, war ‚Kameraden sind Lumpen‘ oder ‚der letzte ist bei Stalingrad geblieben‘. Außerdem war es klug, überhaupt möglichst wenig zu reden und vor allem nicht den Versuch zu machen, jemandem zu widersprechen, wenn er auch furchtbaren Unsinn redete.

Täglich einmal, manchmal auch zweimal fand die übliche Zählung statt. Das war jedesmal eine Strapaze, weil sie sehr lange dauerte. Man mußte sich in Zehnerreihen und Zehnerblocks aufstellen, damit die Russen leichter zählen konnten. Zählen ist nämlich eine schwache Seite der Russen. Manchen Gefan-

genen fiel das Stehen schwer. Sie setzten oder legten sich einfach in den Dreck. Für mich eines der Zeichen, wie sich die Menschen gehen lassen, und ein Merkmal ihres seelischen Zusammenbruchs. Neid erweckte, daß die Offiziere nicht so lange warten mußten wie wir. Gewöhnlich meldete der rangälteste deutsche Offizier, wie viele angetreten waren. Dann konnten sie wieder gehen. Wir mußten noch lange stehen. Denn es wurde auch in der Sauna, im Krankenrevier usw. gezählt und dann zusammengerechnet, nochmals gerechnet usw. Viel Zeit nahm ferner der Essensempfang in Anspruch. Warum, schrieb ich schon. Meine bessere Verpflegung bestand darin, daß ich als D-Mann einmal täglich ein Portion ‚Kasch‘ bekam. Das ist Hirsebrei mit Fett. Es dauerte mehrere Tage, bis wir ‚gemeldet‘ waren und tatsächlich in den Genuß des Zusatzgerichts kamen. Zu arbeiten brauchten wir nicht. Wir lungerten den ganzen Tag im Lager herum.

Gewöhnlich saß oder lag man an der Sonnenseite der Baracke. Es wehte gewöhnlich ein recht kräftiger Ostwind. Aber die Sonne schien. Ich versuchte, mir einen Rasierapparat zu leihen und mich zu rasieren. Das war unbedingt nötig. Es gelang mir, die Barthaare abzubekommen, da ich noch ausreichend Rasierklingen gerettet hatte. Meine Zahnbürste hatte ich eingebüßt. Ein Kamerad schenkte mir eine, die ich aber auch bald wieder verlor. Auch meine Handbürste ließ ich im Waschraum liegen. Dann war sie natürlich weg.

Die Registrierung ist noch zu erwähnen. Ein sog. Dolmetscher, ein Pole, der wenig Deutsch verstand, nahm auf einem langen Fragebogen alles Mögliche auf. 40 Fragen waren zu beantworten. Ich machte mich dabei um zwei Jahre älter, aus dem Gefühl heraus, dadurch früher entlassen zu werden. Dabei wurde man viel angeschnauzt und schlecht behandelt. Das Soldbuch sollte man abgeben. Ich tat es nicht. Mich hielt das Gefühl davon ab, irgendeinen Ausweis bei mir zu haben, um meine Identität nachweisen zu können. Meine Erkennungsmarke verlor ich bald.

In diesen Tagen schloß ich eine Kameradschaft, die als Freundschaft die Gefangenschaft überdauerte. Ich lernte Karl Kratz kennen, einen Angestellten bei der IG-Farben, der in Halle, in Mitteldeutschland, wohnte. Er war Funker bei einer Luftwaffeneinheit gewesen. Ein langer, dünner Mensch, sechs oder sieben Jahre jünger als ich. Er hatte höhere Schulbildung. Er war ein Mensch, mit dem ich mich unterhalten konnte, und ein D-Mann wie ich. Wir saßen zusammen in der Sonne und erzählten, machten Pläne und sprachen über die Lage. Ich hatte immer noch die Idee zu fliehen. Wir nähten und flickten gemeinsam unsere Sachen und unterstützten uns ein wenig.

Im Lager lernte ich die Haltlosigkeit mancher Menschen kennen. Ich erinnere mich an einen jungen Menschen in meiner Gruppe, der einfach nicht leben wollte. Er gab alles gegen Rauchwaren weg, bekam Durchfall und ist bald eingegangen. Er wollte einfach nicht mehr. Bei einem anderen merkte ich, wie wenig er seelisch gefestigt war. Er suchte bald Anschluß an die ‚Antifa des Freien Deutschland‘. Dazu muß zunächst bemerkt werden, daß die ganze Steinbaracke mit Karikaturen auf die Deutschen und die Nazis und die Nazi-Führer ausgemalt war. Durch sie erfuhr ich zum ersten Mal von den Jalta- und Teheran-Beschlüssen. Das alles war auf Veranlassung der ‚Antifa‘ geschehen.

Die Antifa wurde von den russischen Polit-Offizieren der Lagerverwaltung gegründet und gefördert. Sie warb mit dem Begriff ‚Demokratie‘, für die sie sich einsetzte. Dabei darf man unter ‚Demokratie‘ nicht das verstehen, was man mit diesem Begriff in westlichen Ländern verbindet. ‚Demokratie‘ ist vielmehr gleichzusetzen mit ‚Kommunismus‘ und ‚Bolschewismus‘. Sobald wir hinter diese Bedeutung des Wortes ‚Demokratie‘ gekommen waren, hielten wir uns mißtrauisch zurück, sowohl von der Bewegung als auch von den Kameraden, die sich zu ihr bekannten. In diese Antifa konnte man eintreten. Ich hörte eines Tages zufällig, daß dieser junge Mensch dort gewesen war und wie er dort väterlich herablassende Worte zu hören bekam. Daß er auf dem begonnenen Weg fortfahren sollte.

Von den Antifa-Leuten stellte sich nach ein paar Tagen ein Feldweibel namens Benz vor. Er führte sich mit den Worten ein, daß er so heiße wie der Auto-Erfinder. Er quatschte unverdautes Zeug, lebte aber offenbar nicht schlecht. Dann war da noch ein roter Propagandaredner, der ‚Rotschild‘ genannt wurde, weil er an seiner Mütze eine rote Plakette trug. Er war Gehilfe bei der Antifa. Hauptmacher bei der Antifa war neben Benz noch ein Akademiker, Redakteur einer süddeutschen Zeitung. Den Namen habe ich erfreulicherweise vergessen. Ich erinnere mich, daß er einmal eine Zusammenkunft veranstaltete, in der irgend jemand gewählt wurde, und mit den Worten schloß, daß wir damit unsere erste demokratische Wahl erlebt hätten. Mir reichte dies. Ich hielt mich zunächst instinktiv zurück.

Meine D-Zeit dauerte vielleicht zehn Tage. Alle zehn Tage wurden wir ‚untersucht‘. Die übliche Fleischschau. Ich wurde ‚OK‘. Der Dolmetscher fragte mich, ob ich arbeiten wolle. Ich wick aus und verwies auf meine Armverwundung. Was ‚OK‘ bedeutete, wußte man nicht genau. Die einen sagten ‚ohne Kraft‘, die anderen ‚ohne Kommando‘. Das letztere leuchtete mir ein. Man brauchte nämlich noch nicht zu arbeiten und wurde nur gelegentlich zu Lagerarbeiten für einen halben Tag herangezogen: Lager fegen, Holz sägen, Holz holen usw. Auf jeden Fall zogen wir wieder um. Auch der Kompanieführer war ein anderer.

Damit hören meine Aufzeichnungen auf. Warum? Ich weiß es nicht. Vielleicht war es Mitte 1954, als meine Tätigkeit bei der Industrie- und Handelskammer begann und ich weniger Zeit hatte.“

Später schrieb Heinz George weiter, indem er von seine Erlebnissen zu Weihnachten während der Kriegsgefangenschaft berichtete. Denn Weihnachten war für ihn immer ein ganz besonderes Fest gewesen. Ein Gottesdienstbesuch am Heiligen Abend gehörte unbedingt dazu. Vor seinem Kriegseinsatz hatte er mit seiner Familie dieses Fest jedes Jahr feierlich begangen. Im Wohn-

zimmer seines Hauses stand der Weihnachtsbaum, den seine Frau mit bunten Glaskugeln, kleinen Holzfiguren, die vom Winterhilfswerk für Spenden verteilt worden waren, Lametta und Wachskerzen geschmückt hatte. Später dekorierte er seinen Weihnachtsbaum jedes Jahr fast in der gleichen Art. Das führte sogar dazu, daß er und seine zweite Frau jeder einen Christbaum aufstellten, weil keiner auf seinen eigenen verzichten wollte.

### „Weihnachten in russischer Kriegsgefangenschaft

1945 lagen wir in großen Baracken auf langen Pritschen, in zwei Stockwerken übereinander. Ich lag in der Baracke 2 auf der linken Seite am hinteren Ende, und zwar oben. Die Verpflegung war damals nicht allzu schlecht. Es war die Zeit der Kleiesuppe. Auch erhielten wir ziemlich viel Brot, sowohl im Lager selbst als auch auf den Kommandos von den sehr deutschfreundlichen Esten. An den Fenstern der Baracken waren Zwischenräume zwischen den Pritschen. Dort standen primitive Holztische. Bänke fehlten. Man saß auf dem Pritschenrand.

Am Heiligen Abend stand auf den meisten Tischen ein kleiner Tannenbaum. Auch Kerzen für den Baum hatten wir organisiert. Doch war es streng verboten, sie anzuzünden. Trotzdem taten wir es. Die Wut der Gefangenen war groß, als ein Russe kam und befahl, die Lichter zu löschen. Die Angst der Russen vor Feuer war sehr groß, obwohl es in den Baracken recht feucht war, daß eine Brandgefahr gering war. Gearbeitet wurde am ersten Weihnachtsfeiertag kaum. Es gingen nur wenige Kommandos aus dem Lager. Es gab einen Schneesturm. Am zweiten Feiertag wurde überall gearbeitet. Die Russen feiern Weihnachten nur an einem Tag.

Weihnachten 1946. Das Lager war erweitert worden. Zu den vorhandenen vier Baracken waren vier weitere hinzugekommen. Ich war damals in der Lagerschreibstube tätig, in die ich Anfang 1946 gekommen war. Durch Zufall,

weil dort ein Kamerad arbeitete, den ich Mitte 1945 in die Schreibstube im Stammlager gebracht hatte (Karl Kratz). Wir in der Schreibstube hatten einige Rubel bekommen. Woher, weiß ich nicht, vielleicht für die Schreibstubenarbeit. Von diesen Rubeln hat jeder etwas gespendet, so daß wir zusammen etwa 100 Rubel besaßen. Der Lagerdolmetscher, der einen ‚Propusk‘ (Ausweis) hatte, hatte davon eingekauft. Es gab auch einen Tannenbaum mit Lichtern, der, so gut es ging, geschmückt war.

Unsere Weihnachtsfeier bestand vor allem in einem guten Essen. Zunächst gab es die Lagersuppe. Dann ein großes Stück Fleisch, das gekocht oder gebraten war. In dem Raum der Schreibstube stand nämlich ein Herd, auf dem man kochen konnte. Zu dem Fleisch gab es Kartoffelsalat. Ob wir Teller hatten, weiß ich nicht genau. Vermutlich haben wir aus unsern Kochgeschirren gegessen. Doch mit Messer und Gabel. Ich mit der Gabelseite meines Militärbestecks. Dann gab es Kaffee und Schnaps. Schon im Laufe des Tages – es wurde natürlich am Heiligen Abend auch gearbeitet wie an gewöhnlichen Tagen – hatten wir Schnaps getrunken. Kameraden hatten auf irgendeine Weise Schnaps organisiert und uns, als sie von der Arbeit ins Lager zurückkamen, in der Schreibstube angeboten. Die Feier dauerte ziemlich lange. Ich ging um Mitternacht zu Bett in meiner Baracke.

Am nächsten Tag wurde nicht gearbeitet, auch in der Schreibstube nicht. Die Belegschaft der Schreibstube schlief übrigens, mit Ausnahme des Lagerpießes, der gleichzeitig Schreibstubenchef war, in einer anderen Baracke, zusammen mit den übrigen ‚Kommandierten‘ (Köchen, Wäschern usw.). Damals hatten wir jeder ein Einzelbett. Es standen vier Betten, fest miteinander verbunden, neben- und übereinander. Es ging mir also besser als am Weihnachtsfest im Jahr zuvor.

Weihnachten 1947. Damals war ich nicht mehr in der Schreibstube. Schon lange nicht mehr. Bereits Ende 1946 hatte es gewisse Anzeichen gegeben, die

darauf hindeuteten, daß ich nicht mehr lange in der Schreibstube bleiben würde. Die Gründe dafür weiß ich nicht mehr. Ich vermute, die Zahl der ‚Kommandierten‘, die ja keine ‚produktive‘ Arbeit leisteten, sollte verringert werden. Da ich ziemlich als letzter in die Schreibstube gekommen war, ‚flog‘ ich.

Im Jahre 1947 gehörte ich zur Gesundheitsgruppe III. Das bedeutete, daß ich nur halbe Arbeit zu leisten hatte. Teils war es so, daß wir jeweils einen halben Tag arbeiteten, aber alle Tage. Teils jeden zweiten Tag. Ich war damals in der ‚Gummifabrik‘. Wo ich arbeitete, wurde allerdings Kunstharz hergestellt, und zwar aus weißem Käse. Die Gummifabrik war für die Gefangenen ein sehr begehrtes Kommando, dann man konnte dabei weißen Käse ‚klauen‘. Denn der weiße Käse, der nach dem Trocknen und dem Zusatz von Chemikalien zu Kunsthornplatten und -stangen umgeformt wurde, war noch genießbar. Die Esten, die in der Fabrik arbeiteten, klauten auch und wiesen uns die Tonnen mit dem weißen Käse zu, der am frischesten war.

Ein großer Teil der übrigen ‚IIIer‘ ging auf das Getreidekommando. Dort mußte schwer gearbeitet werden (Getreidewaggons entladen). Trotzdem schickte man Schwache und Kranke hin. Grund: Sie konnten – und sollten! – Getreide klauen. Dieses Getreide wurde im Lager in selbst gebauten Mühlen gemahlen und zu Brot gebacken. Als Backöfen dienten die Öfen in den Baracken, die mit Ölschiefer geheizt wurden. Zum Brotbacken wurden sie zusätzlich geheizt, so daß man es in der Baracke kaum aushalten konnte. In den heißen Ofen, aus dem man die Glut herausgenommen hatte, wurde der Brotteig hineingeschoben.

In der Stube, in der ich lag, wohnten etwa zwanzig Mann. Alle hatten für Weihnachten Getreide und Käse gestiftet. Davon wurde ein Mehlbrei, ‚Kasch‘, gekocht, und daraus zusammen mit dem Käse ‚Käsekuchen‘ gebacken, den ein Bäcker, der auf der Stube lag, herstellte. Wir aßen sehr viel davon. Auch die Lagerküche hatte ein besonderes Weihnachtsessen – ich glaube, Braten und Kartoffelsalat – durch Einsparungen von den täglichen Zuteilungen ermög-

licht. Auf jeden Fall wurde an diesem Weihnachtstage jeder satt. Es wurde sehr lange ‚gefeiert‘, d.h. aufgeblieben, da sich keiner um den offiziellen Zapfenstreich um 22 Uhr kümmerte. Ich ging allerdings früher schlafen.

So wurde das Weihnachtsfest 1947 besser als im Vorjahr gefeiert. Vor allem glaubte jeder, es werde das letzte Weihnachten in Gefangenschaft sein. Denn es war uns offiziell versichert worden, wir würden im Laufe des Jahres 1948 alle entlassen werden.

Das letzte Weihnachten – 1948 – verbrachte ich im Lager ‚Neue Stadt‘ in der Nähe von Kohtla Järve im Nordosten Estlands. Damals wohnte ich in einem richtigen Steinhaus, in der ‚Schule‘. Ich gehörte zum Redaktionskomitee der Lagerzeitung. Kurt Henninger – ein Kriegskamerad von mir – war Chefredakteur. Wir hatten zwei Räume für uns. In dem einen schliefen wir in Betten je zwei übereinander. Nach meiner Erinnerung waren wir zehn. In dem anderen Raum wurde gearbeitet. Dort stand ein großer Tisch, auf dem gezeichnet und geschrieben werden konnte. Alles für die Lager – (Wand-) Zeitung. Dieser Raum war die Küche der Lehrerwohnung gewesen. Sie hatte einen richtigen Herd mit Backofen. Ende 1948 war ich auf dem Kommando ‚Pumpstation‘, auf dem ich aber nicht körperlich arbeitete, sondern als Kommando-Schreiber nur schrieb und den Ofen heizte, in dem der russische Kommandoführer, genannt der ‚Schwarze‘, sich aufhielt.

Wir hatten in der ‚Schule‘ zu Weihnachten einen kleinen Baum aufgestellt. Außerdem stand ein Strauß mit Tannenzweigen auf meinem Schränkchen am Bett. Davor stellte ich ein Kerze und zündete sie am Heiligen Abend an. Meine Gedanken waren zu Hause. Besonders feierlich war es nicht. Einige murrten, daß Kurt keine Ansprache hielt. Auch an diesem Weihnachtsfest wurde wieder verhältnismäßig gut gegessen. Von der Lagerküche bekamen wir ganz vernünftige Verpflegung. Ich hatte von einigen Rubeln, die ich besaß, Brot ge-

kauft, Bauernbrot. Es gab nämlich in diesem Lager die Möglichkeit, Lebensmittel zu kaufen, wenn man Rubel hatte.

Am ersten Weihnachtsfeiertag wurde nicht gearbeitet. Der zweite Weihnachtsfeiertag war wieder ein normaler Arbeitstag, obwohl das Lager bereits an einem Sonntag vorher ‚vorgearbeitet‘ hatte gegen das Versprechen, zwei Feiertage frei zu bekommen. Die russische Lagerleitung hielt sich nicht an ihr Versprechen. Der sog. Klubsaal sollte für eine Weihnachtsandacht zur Verfügung gestellt werden. Aber auch dieses Versprechen wurde nicht gehalten. Die Andacht im Klubsaal wurde verboten. Wir mußten wie immer den Gottesdienst in der Sauna abhalten. Die Sauna war so voll, daß man dicht gedrängt stand. Der Gottesdienst in der Sauna war auch nicht offiziell angekündigt worden, doch durch Propaganda von Mund zu Mund wußte man Bescheid.“

Den ersten Kontakt, den Heinz George während seiner Gefangenschaft mit seiner Frau aufnehmen durfte, bestand aus einer von ihm selbst geschriebenen Nachricht auf einer vorgedruckten Karte, die die russischen Kriegsgefangenen dazu benutzen mußten. Diese war vom 17. August 1945 an die Adresse in Possendorf gerichtet, wo er seine Familie bei Kriegsende vermutete. Seine Frau erhielt diese aber erst im Frühjahr 1946 in Berlin-Hermsdorf, wohin sie mit ihren beiden Kindern bereits im Juli 1945 zurückgekehrt war. Das Haus war von den Bomben verschont geblieben. An diese Karte war eine Antwortkarte geheftet, auf der seine Frau ihm ins Lager kurze Mitteilungen schreiben durfte. In den nächsten Jahren konnte das Ehepaar in unregelmäßigen Zeitabständen immer wieder derartige Karten schreiben, bis es im Dezember 1947 erlaubt war, auch normale Briefe nach Hause zuschicken. Der erste Brief an seine Frau war vom 21. Dezember 1947.

„Mein liebes einziges Urschele!

Wir können jetzt ab und zu Briefe schreiben, in denen wir über ziemlich alles berichten dürfen. Das will ich heute tun. Es ist Sonntag, der 4. Advent. Ich habe es mir gemütlich gemacht, um eine Kerze stehen die Bilder von Dir und den Kindern, von der Decke hängt ein Adventskranz. Ich habe die letzten Jahre überdacht: Im Vergleich zu manchen andern Kameraden ist es mir nicht schlecht gegangen. (...)

Du weißt ferner, daß ich die Möglichkeit zum Lesen, zu Sprachstudien usw. habe. Du kannst Dir denken, was das für mich bedeutet. Nach Arbeitsende fängt für mich ein anderes, inneres Leben an. Auf diese Weise kann ich nicht nur meine Kenntnisse – für später – vermehren, sondern erhalte vor allen meine innere geistige Spannkraft. Und das ist für mich sehr viel wert. Ich sehe an manchen Kameraden, die nicht so zäh sind, daß ihre geistige Spannkraft nachläßt, und daß sie nur an materielle Dinge denken. Für mich ist geistige Nahrung in mancher Hinsicht wichtiger als körperliche. Du siehst, ich habe wieder einmal ‚Glück‘ gehabt. Allerdings möchte ich es anders bezeichnen. Wie Du weißt, habe ich immer in mir die Überzeugung getragen, daß es eine Macht über mir gibt, die meine Geschicke lenkt, so daß man sich nicht allzu große Sorgen machen soll. Diese Weltanschauung, oder besser gesagt, dieses Gottvertrauen, hat sich in den letzten Jahren bei mir verstärkt. Dadurch ist mir vieles leichter geworden, dadurch konnte ich das Einerlei der Gefangenschaft, die Trennung von Dir, von den Kindern, von der Heimat und überhaupt alles Ungemach leichter ertragen. (...) Mit diesem Gottvertrauen blicke ich in die Zukunft. Ich denke auch, daß ich in diesen Jahren ruhiger geworden bin. Auf jeden Fall habe ich warten gelernt, geduldig warten.

Auf einer der letzten Karten schriebst Du mir, mit Recht, daß ich wahrscheinlich weniger Sorgen hätte als Du, weil ich nicht soviel Verantwortung hätte. Den gleichen Gedanken habe ich auch schon des öfteren gehabt und

ihn – freilich häufig auf Widerstand stoßend – im Kameradenkreis geäußert. Sorgen habe ich natürlich auch, vor allem, wie Du Dich und die Kinder durch die jetzige schwierige Zeit durchbringst. Auch die Sorge um Deutschland lastet schwer auf mir. Doch die Alltagsorgen um Essen, Kleidung, Heizung usw. habe ich nicht. Wenn auch dies alles hier viel einfacher und primitiver ist, als ich es von früher gewohnt bin. Doch war ich ja nie sehr anspruchsvoll auf diesem Gebiet. Das sind aber gerade diese bedrückenden Nöte, die Dich täglich bedrängen. Dazu kommt, daß ich nur für mich Verantwortung trage, während Du für die Kinder dasein mußt, und deren Wünsche, so berechtigt sie sind, manchmal nicht erfüllen kannst. Das ist es wahrscheinlich, was Dich am meisten belastet und was Dich aufreißt. (...)

Sorge macht mit vor allem, was Du mir über Rüdiger schreibst. Früher war er doch guter Durchschnitt in der Schule gewesen. Sage mir offen, liegt es daran, daß er nach seinen Fähigkeiten den Schulanforderungen nicht gewachsen ist oder daran, daß die allgemeinen Verhältnisse gerade für ihn besonders hemmend sind? Ich empfinde es schmerzlich, daß der kleine Kerl solchen Kummer hat und daß ich ihm nicht helfen kann.

Wie werde ich überhaupt mit den Kinder auskommen? Ich habe sie seit 3 1/2 Jahren nicht gesehen und seit 5 Jahren mit ihnen nicht zusammen gelebt. Sie kennen mich kaum noch, und ich kenne sie auch nur als kleine Kinder. Das Auskommen mit ihnen wird nicht ganz einfach sein. Und wie werden wir uns verstehen? Wie wird sich unser künftigen Zusammenleben gestalten? Ich hoffe, daß wir beide uns wieder und weiter so gut verstehen werden wie früher. Trotzdem dürfen auch wir nicht vergessen, daß wir seit fast 5 Jahren getrennt sind, wenn wir auch in den ersten beiden Jahren sehr viele Briefe wechseln konnten, daß jeder alles Wichtige vom andern wußte. Wir waren uns dadurch in dieser Zeit nicht fremd geworden. Aber dann folgten drei Jahre umstürzender Ereignisse und nur geringer schriftlicher Verbindung mit einander. Da besteht zumindest die Möglichkeit eines Auseinan-

derlebens und es ist notwendig, daß wir uns wieder aneinander gewöhnen müssen. (...)

Wann der Zeitpunkt unserer Wiedervereinigung kommen wird, weiß ich nicht. Wir müssen mit Geduld warten. Der Augenblick kommt. Jeder Tag bringt uns ihn näher. (...)"

Wie während seines Kriegseinsatzes verlor Heinz George auch während der Jahre seiner Kriegsgefangenschaft nicht sein „Gottvertrauen“, wie er es in seinen Briefen immer wieder deutlich machte. Es hatte ihm geholfen, ohne seelische, körperliche und geistige Schäden, die Zeit des Wartens auf seine Entlassung zu überstehen. Er plante seine Zukunft nach der Entlassung und machte sich darüber viele Gedanken, die er seiner Frau brieflich mitteilte. Ihre Antwortbriefe sind nicht erhalten geblieben. Er mußte sie bei seiner Entlassung zurücklassen.

„Reval, den 28. März 1948

(...) Du bist in den Jahren ganz selbständig geworden, und gewohnt, alle Entscheidungen selbst zu treffen. Das ist auch ganz richtig. Ich komme in eine ganz veränderte Heimat, deren Verhältnisse ich nicht kenne und von denen ich mir ganz falsche Vorstellungen mache. Ich hoffe aber, daß wir uns schnell wieder zusammenleben werden. Besondere Sorge macht mir, daß ich von den Kindern so lange getrennt bin. Nicht bloß, weil ich ihre schönsten Lebensjahre nicht miterlebt habe, sondern weil ich – gerade in dieser Notzeit – jede Verbindung mit ihnen verloren habe und ihnen fremd geworden sein muß. Von Ingers 10 Lebensjahren bin ich die Hälfte nicht da gewesen; sie kennt mich sicher nicht. Ob ich sie erkennen würde? Rüdiger wird mich vielleicht noch wieder erkennen, er ist ja 2 Jahre älter.(...)

Jetzt noch eine andere Frage, die meines künftigen Berufs. Ich bin mir klar, daß ich noch einmal von vorne anfangen muß, unter ganz anderen, viel schwierigeren Bedingungen als vor 20 Jahren. Schwieriger auch des-

halb, weil ich nicht mehr der Jüngste bin. Ich bin mir klar drüber, daß ich nicht wählerisch sein und nicht abwarten kann, daß man mir eine besonders angenehme Stellung aufgehoben hat. Am liebsten würde ich ja eine Stellung wie früher bekleiden. (...) Wenn das nicht möglich ist und sich auch sonst nichts finden läßt, was in meinen eigentlichen Beruf paßt, ja, warum soll ich es nicht mit dem Lehrerberuf versuchen? Gerade Lehrer werden jetzt gebraucht, Du schriebsst es selbst einmal. Man hat mir versichert, daß ich hier bei den sprachlichen Lehrgängen einiges pädagogisches Talent entfaltet habe. Auf diese Weise kann ich meine Sprach- und Geschichtskenntnisse ausnutzen. (...)“

Am 27. Juni 1948 schrieb er wieder einen langen Brief nach Hause:

„(...) Am 23. habe ich Deine und Ingers Karte vom 30. Mai erhalten. Ich freue mich, daß ich wieder einmal Post von Euch habe, die nicht allzu alt ist. In diesem Jahr ist es erheblich besser als im Vorjahr, damals erhielt ich erst im August die Post vom März. Das Wichtigste ist, daß es Euch weiter gut geht. Die Währungsreform ist ja nun da. Soviel ich feststellen kann, hat sie zur Folge, daß in Berlin das Durcheinander noch größer ist als vorher.

Inger danke ich besonders für die schöne Karte, über die ich mich sehr gefreut habe, da sie so schön geschrieben ist und ohne Fehler. Sie ist doch schon ein großes Mädchen. (...) Sogar eine Blume hat sie mir auf die Karte gemalt. Vielen Dank!

Im Juni habe ich 14 Tage ‚Urlaub‘ gehabt, d. h. ich habe 14 Tage nicht zur Arbeit hinausgehen müssen. Außerdem gibt es im Urlaub andere, bessere und reichlichere Verpflegung. Für mich ist das Wichtigste, daß ich einmal zwei Wochen lang machen kann, was mir behagt, mich vor allem geistig beschäftigen kann. Außerdem war das Wetter recht schön, so daß ich mich ordentlich gesonnt habe. (...)

Du siehst auch die Gefangenschaft hat ‚Annehmlichkeiten‘. Ich bin mir auch im Klaren, daß ich zu Hause wahrscheinlich nicht so sorgenfrei, oder

sagen wir besser, so ruhig leben kann, wie es in mancher Beziehung hier der Fall ist. Ich will damit nicht sagen, daß ich mich etwa nicht nach Hause sehne, nach Dir und den Kindern. Du weißt schon, wie ich das meine. (...) Wesentlich ist, daß ich mich geistig beschäftigen kann. Ich lese, betreibe Sprachen – ich gebe noch immer Englisch, wodurch ich schon viel gelernt habe – schreibe für die Lagerzeitung Beiträge usw. Da wir auch deutsche Zeitungen erhalten, die ich lese, habe ich auch eine ungefähre Vorstellung von dem Geschehen in der großen Welt. Ich hoffe, daß ich einmal den Anschluß an diese Welt verhältnismäßig schnell finden kann. Sammelst Du für mich Zeitungen? Hältst Du noch die Steuerzeitschrift?

Ich muß noch einmal auf Rüdigers Schulfrage zurückkommen: (...) Wenn er gerade bei Sprachen Schwierigkeiten hat, muß man also eine Schulgattung suchen, in der möglichst wenig Sprachen vorkommen. Klappt es auch dann nicht, und liegt es nicht am Mangel von Fleiß, sondern an Begabung, so müßte man eben auf eine höhere Schule ganz verzichten. Das ist besser als die lange Quälerei mit Nachhilfestunden usw. (Wie kannst Du das eigentlich finanziell ermöglichen?) Es brauchen ja nicht alle zu studieren, obwohl ich das natürlich gern gesehen hätte. Hoffentlich mußt Du nicht alle diese schwierigen Fragen allein entscheiden, hoffentlich kann ich dabei noch mithelfen. Interesse scheint der Junge ja für Sport zu zeigen. Er schreibt, daß er einem Turnverein angehört. Auch hierin scheint er seinem Vater nicht zu ähneln. Noch eins: Triff alle Entscheidungen, so wie Du es nach Deiner Kenntnis für richtig hältst, als ob ich nicht vorhanden sei. Ich sitze weit von Schuß und kann nicht mitreden. Befürchte nicht, daß ich Dir einmal Vorwürfe machen werde. – Inger scheint ja weniger Schwierigkeiten in der Schule zu haben. Nach Deiner letzten Karte ist ja eher das Gegenteil anzunehmen. (...) Ist der Schulbetrieb jetzt allgemein wieder besser? Lernen die Kinder wieder einmal etwas? Alles Fragen, die mich brennend interessieren, deren Antwort ich noch nicht sobald bekommen werde.

Nun die Frage, die uns alle am stärksten interessiert: die Entlassung. Ich habe dazu bisher absichtlich nichts geschrieben. Du hast das auch ganz richtig verstanden, indem Du nie danach gefragt hast. (...) Ich weiß, daß bis Ende des Jahres die Entlassung beendet sein soll. Im übrigen überlasse ich es einer höheren Macht, wann ich entlassen werde. Ich habe zu oft, auch in der Gefangenschaft, erlebt, daß etwas, was mir gar nicht gefiel, sich zu meinem Besten auswirkte. Kann es nicht auch ebenso sein, selbst wenn ich ganz zuletzt nach Hause komme? Die erste größere Entlassung aus unserem Lager (von 100 Mann) erfolgte vor 10 Tagen. Wann weitere Entlassungen erfolgen, weiß ich nicht. Wir hoffen, daß bald weitere Heimtransporte nachfolgen. Wer dann rankommt und wann, weiß keiner. Vielleicht schon bald, vielleicht erst in einigen Monaten. Ich tröste mich – auch für den ungünstigsten Fall – damit, daß es höchstens noch 6 Monate sind und daß jetzt Sommer ist, also alles leichter erträglich. Hab' also weiter – wie ich – Geduld. (...)

Ich wiege zur Zeit 130 Pfund ohne Kleidung. Das ist für mich ausreichend. Stärker bin ich nie gewesen. Irgend ein Leiden habe ich auch nicht. Ich kann also wohl noch mit 20 Lebensjahren rechnen. Das genügt. (...)

Heinz George war jetzt seit drei Jahren in Gefangenschaft und inzwischen 42 Jahre alt. Er hatte sich mit dem Lagerleben arrangiert und versuchte das Beste daraus zu machen. Sein Vertrauen in das für ihn vorher bestimmte Schicksal ließ ihn optimistisch in die Zukunft sehen.

Seinen Bericht über seine Kriegsgefangenschaft setzte er mit Schilderungen von Veränderungen und Ereignissen im Lagerleben fort.

„Im Laufe des Jahres 1946 wurde von der russischen Lagerverwaltung die Bildung von ‚kulturellen‘ Veranstaltungen und Einrichtungen sehr gefördert. ‚Germanski nix Kultura‘ meinte der Polit-Offizier des Lagers einmal. Dem soll-

te offenbar abgeholfen werden. Daher wurden Sprachlehrgänge für englisch und französisch, nicht aber für russisch wegen Fluchtgefahr, für Buchführung u. a. eingerichtet, die von da an für geeignete Kameraden abgehalten wurden. Eine Lagerbücherei wurde eröffnet. Es waren nämlich viele deutsche Bücher (Romane, Fachbücher u. ä.) ins Lager gelangt. Sie stammten aus den Beständen der früheren deutschen Frontbüchereien und waren über die Esten in unseren Besitz gelangt. Ein Kamerad und ich betreuten die Bücherei und berieten die interessierten Leser unter den Gefangenen bei ihrer Benutzung.

Eines Tages – es war wohl Mitte 1947 – hieß es plötzlich, Kurse dürften nur von Antifa-Leuten abgehalten werden. Auch die Lagerbücherei dürfe nur von ihnen betreut werden. Nach einigen Tagen erkundigten wir uns bei der Antifa, ob wir weitermachen könnten, falls wir ihr beiträten. Das wurde bejaht. Wir berieten uns, was wir machen sollten, ob wir beitreten sollten. Schließlich taten wir es, nicht ohne Bedenken; denn die Ziele der Antifa lehnten wir ab. Natürlich geschah das nicht völlig uneigennützig, da man als Kursusleiter und Betreuer der Bücherei den Vorteil hatte, von unsympathischer Lagerarbeit (z. B. in der Küche) befreit zu sein.

#### Verlegung von Reval nach Kohtla Järve

Die Verpflegung in den Revaler Lagern war nicht allzu schlecht. Wir wurden satt. Da dies der Fall war, war der einzige Gedanke, der tagtäglich zwischen uns erörtert wurde: ‚Wann kommen wir nach Hause?‘ ‚Skora domeu‘ sagten die russischen Posten. ‚Bald nach Hause‘. Das war sehr unbestimmt. Die russische Lagerleitung, d.h. die Polit-Offiziere, hüllten sich in Schweigen. Doch Mitte oder Ende 1947 hieß es, Stalin habe angeordnet, daß alle deutschen Kriegsgefangenen bis Ende 1948 entlassen werden sollten. Obwohl 1947 dieser Zeitpunkt noch in weiter Ferne lag, war er wenigstens ein fester Termin. (...)

Das Jahr 1947 verging. Das Frühjahr 1948 verging. Nichts geschah. Niemand wurde entlassen. Der Polit-Offizier wurde gefragt. Er antwortete mit der

Gegenfrage, ob wir etwa an dem Wort von Stalin zweifelten. Mitte 1948 verdichteten sich Gerüchte, wir würden in ein anderes Lager verlegt. Zunächst wurden die deutschen Offiziere, die von uns getrennt lagen, in ein anderes Lager gebracht. Wohin, wußten wir nicht. Im August wurde dann eine größere Anzahl von ‚gewöhnlichen‘ Kriegsgefangenen – vielleicht 400 oder 500 – gesammelt. Es waren Listen aufgestellt worden. Nach welchen Gesichtspunkten, wußte niemand. Zu dieser Gruppe gehörte auch ich.

Eines Morgens marschierten wir zum Revaler Hauptbahnhof und wurden verladen. Das Ziel war uns unbekannt. Doch wir merkten bald, es ging nach Osten. Das Gerücht entstand, es ginge nach Kohtla Järve, in den Ölschieferbergbau. Zu unserer Erleichterung fuhr der Zug an dem Hauptlager dieses Gebietes vorbei. Wir kamen in ein Lager, das bisher von Strafgefangenen bewohnt war. Es war das Unterlager ‚Sozialistische Stadt‘, die dort errichtet wurde. Einerseits waren wir erleichtert, daß wir nicht in das Bergbau-Lager gekommen waren. Aber die Zweifel wurden immer größer, ob wir wirklich noch im Jahre 1948 entlassen werden würden. Würde man uns im August in ein neues Lager bringen, wenn man uns in spätestens vier Monaten nach Hause schicken würde??? Diese Überlegung stellte sich als richtig heraus.

Das Jahr 1948 ging zu Ende. Es hatte uns die in Aussicht gestellte Entlassung nicht gebracht. Viele Kameraden waren mutlos, ja verzweifelt. Manche erklärten, sie schrieben überhaupt nicht mehr nach Hause. Sie kämen doch nicht mehr zurück in die Heimat. Andere drohten, sie würden es auf die Postkarte schreiben, die wir monatlich erhielten, wie wir betrogen würden. Es sei ihnen ganz gleichgültig, was mit ihnen geschähe, usw. usw. Trotzdem gelang es den Besonnenen unter uns, in unserm Lager Unbesonnenheit zu verhindern. In anderen Lagern soll es nicht so glatt verlaufen sein.

### Die Berliner werden zuerst entlassen

Eines Abends, Mitte Februar 1949, wurde ich etwa gegen 22 Uhr plötzlich zum Polit-Offizier gerufen. Das kam öfter vor, wurde aber stets als wenig erfreulich empfunden, weil man immer etwas Schlimmes befürchtete. Ich war nicht der einzige, der gerufen worden war. Als ich wartete, stellte sich heraus, daß alle anderen – ebenso wie ich – in Berlin zu Hause waren. Als ich an der Reihe war, wurde ich nicht viel gefragt. Die übliche Frage, ob ich in der NSDAP gewesen wäre usw. Vor allem aber wurde ich gefragt, ob ich in Berlin geboren sei und ob ich und meine Angehörigen in Berlin wohnten. Insgesamt wurden an diesem Abend und in den nächsten Tagen etwa 120 bis 130 Mann aus unserm Lager vernommen. Alle waren Berliner!

Sofort entstand das Gerücht, man habe mit den Berlinern etwas Besonderes vor. Die Berliner würden zuerst entlassen. An die ‚Vernehmungen‘ beim Polit-Offizier schloß sich in den nächsten Tagen eine Registrierung in der Schreibstube des Lagers an. Jetzt waren es nicht mehr sämtliche Berliner, aber noch eine ziemlich große Zahl von ihnen. Dann geschah längere Zeit nichts. Die Gerüchte verstummten wieder.

Anfang März bekam die Sache eine neue Wendung. Es wurde uns offiziell mitgeteilt, daß wir demnächst entlassen werden würden. Unser Lager sei im Mai oder Juni an der Reihe. Ausdrücklich wurde uns gesagt, das könnten wir nach Hause schreiben. Das habe ich natürlich getan. Gleichzeitig sprach sich herum, es würden neue Listen aufgestellt, in den wiederum nur Berliner enthalten seien. (...) Ende März hieß es dann, von den Berlinern würden 12 oder 13 in das Hauptlager verlegt. Sie würden dort ‚geschult‘ und dann bald entlassen. Die Betroffenen arbeiteten noch ein paar Tage und kamen dann tatsächlich in das Hauptlager. Wir erfuhren später, daß sie dort Kartoffeln schälen mußten, offenbar aber auch nicht früher als ihre Kameraden entlassen wurden.

Als ‚Antifa-Aktivist‘ war ich auch in dem Lager in Kohtla-Järve ‚tätig‘, d.h. ich habe Sprachunterricht (englisch) gegeben und an der Lagerzeitung mitgearbeitet, habe auch einmal einen Vortrag über Wirtschaftsfragen (Vierjahresplan, Marshall-Plan) gehalten. Auch in der Lagerzeitung habe ich über solche Fragen geschrieben. Ich erinnere mich, wie ich mich einmal bemüht habe, auseinanderzusetzen, was ein Kartell, ein Trust, ein Konzern ist. Eines Abends (im März) wurde ich zum Aktiv-Ältesten des Lagers gerufen. Ob ich mich an einem Kursus der Antifa-Schule beteiligen wolle, wurde ich gefragt. Er würde drei Monate dauern. Dann würde ich bestimmt entlassen. Ich bat mir Bedenkzeit aus.

Ich stand vor einer schwerwiegenden Entscheidung. Ich überlegte mir die Sache gründlich und besprach sie auch mit verschiedenen Kameraden (vor allem mit Kurt Henninger). Ausschlaggebend war schließlich das ‚feste Versprechen‘, sofort nach Beendigung des Kursus entlassen zu werden. Würde es aber gehalten werden? Lief ich nicht in Gefahr, als ‚geschulter‘ Aktivist eingesetzt, statt entlassen zu werden? Das wollte ich natürlich auf jeden Fall vermeiden. Hinzu kam, daß der Kursus erst im April beginnen sollte, also im Juli beendet sein würde, so daß ich später als die anderen nach Hause käme, wenn die Lager tatsächlich bis Ende Juni schon aufgelöst würden. Kurz und gut: ich sagte ja.

Außer mir sollten aus diesem Lager noch drei Kameraden auf die ‚Schule‘ gesandt werden. Einer war ein ehemaliger, ganz junger Offizier, der vor der Gefangennahme als NSDAP-Propaganda-Offizier in seiner Einheit tätig gewesen war, dann ein Musiker und ein ganz einfacher Mann aus Summt (in der Mark Brandenburg).

### Im Revaler Lager Pirita

Am 7. April 1949 war es dann soweit. Gegen Mittag wurde ich von der Arbeit ins Lager geholt. Die Verlegung in das Hauptlager Kohtla Järve sollte am

nächsten Tage stattfinden. Mein Gepäck war sehr schnell gepackt. Es bestand aus zwei Brotbeuteln, gefüllt mit allerlei Zeug, das für einen Kriegsgefangenen sehr wertvoll war. (Foto dieser Gegenstände). In der Schreibstube des Lagers wurde ich das übliche gefragt. Ich erinnere mich nur, daß ein russischer Offizier sich darüber wunderte, daß ich nach vierjähriger Gefangenschaft noch kein Russisch könne.

Am nächsten Tag, am 8. April, wurden wir in das Hauptlager von Kohtla Järve, etwa 5 km entfernt von meinem bisherigen Lager, verlegt. Zunächst fand dort wieder die übliche Aufnahme in der Schreibstube statt. Dann wurde mir in irgendeiner Baracke eine Pritsche zugewiesen. In diesem Lager arbeitete die Belegschaft hauptsächlich in den Ölschieferbergwerken. Dort zu arbeiten war für mich keine angenehme Vorstellung.

Im Laufe des Tages wurde ich ‚neu‘ eingekleidet. Ich bekam eine neue Schlosserhose und eine dünne Marine-Jacke (aus alten Wehrmachtsbeständen). Außerdem behielt ich meinen alten Militärmantel, der noch ganz gut in Schuß war. Am Abend dieses Tages wurden wir in einer Baracke versammelt, die sonst zu Unterrichtszwecken benutzt wurde. Zuerst verlas man unsere Namen und anschließend wurden wir wieder einmal ‚gefilitzt‘, wobei einige ‚überzählige‘ Kleidungsstücke einbüßten. Ich fand dort später einen Pullover, der liegen geblieben war. Da es kühl war, war es angenehm, etwas Warmes zu besitzen.

Gegen Mitternacht verlud man uns – etwa 20 oder 25 Mann – auf einen LKW und fuhr uns zum Bahnhof von Kohtla. Ich kannte nur die drei Männer aus meinem Lager, und auch sie nur recht flüchtig. Auf dem Bahnhof stiegen wir in einen Personenzug und fuhren zum ersten Mal nicht in einem Vieh- oder Güterwagen, und ohne besondere Bewachung. Begleitet wurden wir von einem ganz netten russischen Offizier. Gegen Morgen erreichten wir Reval. So kam ich noch einmal nach Reval!

Wir marschierten zunächst zum Lager Pirita. Dort wurde uns eine sehr kalte Baracke zugewiesen, in der bis vor kurzem die Staboffiziere untergebracht waren. Wir machten zunächst Feuer und schliefen dann. Am nächsten Tage die übliche Personalaufnahme. Dabei machte ich die Bekanntschaft mit Heinz P. aus Hermsdorf, einem netten jungen Mann Ende zwanzig, der von der Schule weg Soldat geworden war und den ganzen Krieg mitgemacht hatte. An diesem Tag kamen auch die Schüler („Kursanten“) aus den übrigen Lagern an. Im ganzen waren wir etwa sechzig, die in drei Klassen eingeteilt wurden. Maßgebend dafür war unsere „Vorbildung“. Ich kam in die erste Klasse.

Im Lager Pirita blieben wir nur drei Wochen, weil die Lager in Reval aufgelöst und die dort untergebrachten Kriegsgefangenen tatsächlich Ende April 1949 entlassen wurden. Unter uns gab es lange Gesichter. Manche fürchteten, durch ihre Teilnahme an dem Kursus später als andere nach Hause zu kommen. Doch die Lager in Kohtla wurden erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1949 geräumt. Wir bedauerten sehr, daß wir nicht länger in Reval bleiben konnten, da wir auf einige Freiheit gehofft hatten. In den drei Wochen sind wir dennoch dreimal in dem Revaler Theater gewesen, das im Krieg zerstört und von den deutschen Kriegsgefangenen wiederaufgebaut worden war. Ich habe dort „Schwanensee“ und „Madame Butterfly“ gesehen und ein Konzert gehört, wobei wir mit den Esten zusammen saßen. Außerdem besichtigten wir die Stadt Reval, die Burg und das Schloß Pirita, in dem sich eine Gemäldeausstellung befand. Bei allen unseren Besuchen begleitete uns nur ein russischer Offizier ohne Waffen. Unser Lager Pirita befand sich unmittelbar an der Ostsee. So habe ich den Finnischen Meerbusen noch einmal ganz aus der Nähe sehen können.

### Die Schulung beginnt

Am 30. April ging es wieder zurück nach Kohtla. Wieder im Personenzug, ohne besondere Bewachung. Zunächst mußten wir durch die Sauna, was Pro-

test hervorrief. Dann wurden wir provisorisch in einer Baracke untergebracht. Am nächsten Tag am 1. Mai gab es zur Feier des Tages Sonderverpflegung: eine Tasse Brühe mit einem Brötchen und nachmittags sogar ein Stück Torte! Wir zogen in eine Sonderbaracke, in der zuvor in einem Schnellkursus Kameraden, auch Berliner (auch die zwölf Mann aus unserm Lager s.o.) vier Wochen lang geschult worden waren. Insgesamt 40 oder 50 Mann. Sie wurden Anfang Mai entlassen.

Der Kursus dauerte tatsächlich drei Monate. Wir hatten drei Lehrer (jeder mit einem Assistenten). Außerdem gab es noch den Leiter der Schule. Einer vor ihnen, ein junger Mann, war 100%ig vom Marxismus überzeugt. Ein anderer war ein 110%iger, sehr gefährlich. Ob er wirklich überzeugt war, war mir zweifelhaft. Das übrige Lehrpersonal war harmlos. Die Lehrer hatten völlige Bewegungsfreiheit. Sie konnten das Lager mit einem ‚Propusk‘ verlassen und in die Stadt Kohtla Järve gehen. Das war für uns ‚Kursanten‘ angenehm, als sie für uns verschiedene Dinge mitbringen konnten. Wir erhielten monatlich ein Taschengeld von 50 Rubeln! Ich habe es in zusätzlichen Nahrungsmitteln, Rasierklingen, (schlechter) Seife u.ä. angelegt. Außerdem erhielten wir bessere Verpflegung, sog. Offiziersverpflegung.

Der Lehrbetrieb bestand aus Vorlesungen, die abgelesen wurden, aus Diskussionsstunden, in denen die Vorlesungen wiederholt wurden, und aus Selbststudium, in dem man die ‚Geschichte der KPdSU‘ und seine eigenen Aufzeichnungen studieren mußte. Auf das Selbststudium wurde sehr geachtet. Man verlangte, daß wir den ganzen Tag ‚büffelten‘. Ich habe aber dennoch sehr viel Zeit gefunden, andere als kommunistische Lehrbücher zu lesen. Die Bücherei, die uns zur Verfügung stand, war ziemlich reichhaltig. So konnte ich manchen russischen Roman (natürlich in deutsch) und auch deutsche Romane östlicher Prägung lesen.

Mir fiel es sehr leicht, dem Unterricht zu folgen, da er auf das Wissensniveau der Kameraden mit geringerer Vorbildung abgestellt war. Ich habe auch

des öfteren Vorträge gehalten, worauf besonderer Wert gelegt wurde. Ich galt als der ‚Beste‘. Anderen Kameraden, besonders denen einfachen Herkommens, fiel es zum Teil recht schwer mitzukommen. Wie sollten sie auch historischen und dialektischen Materialismus verstehen?

### Schulungsalltag

Morgens wurde ‚Frühspport‘ getrieben. Dabei machten die meisten, auch ich, nur andeutungsweise mit. Dafür lernte ich in der Zeit bis zum Beginn des Unterrichts fleißig englische Vokabeln.

Ich erwähnte bereits, daß wir besseres Essen als die übliche Lagerverpflegung erhielten. Wir bekamen sogar jeden Tag ein bißchen Fett, eine scheußlich schmeckende Margarine. Mittags gab es Suppe, Fleisch und Kartoffeln. Da wir uns gemeinschaftlich zusätzlich Kartoffeln gekauft hatten, fiel für jeden mittags die Kartoffelportion kräftiger aus. Außerdem bestand die Möglichkeit, noch zusätzlich Essen zu kaufen, weil Kartoffelbrei mit einer Fettsauce im Lager – ein Kochgeschirrdeckel voll – für einen Rubel angeboten wurde. Ich konnte ungeheuer viel essen und tat es auch.

Zwei- oder dreimal hatten wir sonntags die Möglichkeit, einen ‚Spaziergang‘ in die Lagerumgebung zu machen. Ohne Bewachung! Obwohl die Gegend wenig reizvoll war, war dieser ‚Ausgang‘ für mich das schönste Erlebnis. Einmal außerhalb des Stacheldrahts ohne Bewachung zu sein!

Für den Lehrgang wurde eine besondere Wandzeitung geschrieben. Ich war Redakteur dieser Zeitung. Das hatte die Annehmlichkeit, daß ich vom Stubendienst befreit war. Artikel zu schreiben, fiel mir ja nicht schwer. Andere sollten auch schreiben. Gewöhnlich mußte ich ihre Beiträge umarbeiten. Eine Wandzeitung habe ich sogar selbst auf einer alten Schreibmaschine getippt. Man stelle sich vor, ein Kriegsgefangener schreibt im russischen Gefangenenlager auf einer deutschen Schreibmaschine!

## Zwei gefährliche Klippen

Bei meiner politischen, antikommunistischen Einstellung war die Teilnahme an dem Kursus für mich nicht ganz ungefährlich. Zweifellos habe ich während dieser drei Monate sehr viel gelernt und einen guten Einblick in die russische Mentalität bekommen, besonders habe ich den Kommunismus verstehen gelernt und seine ganze Gefährlichkeit erkannt. Die marxistischen Phrasen nachzubeten, ohne sie zu glauben, fiel mir nicht schwer. Schwieriger war schon, nichts zu tun, was gegen die eigene innere Überzeugung verstieß.

Im Laufe der Schulung mußte jeder seinen Lebenslauf erzählen. Dabei erwähnte ich, daß ich studiert und promoviert hatte. Warum hätte ich das verschweigen sollen? Ein besonders radikaler ‚Kursant‘, der – angeblich – schon früher Kommunist gewesen war, von Beruf Lokomotivführer, vermißte bei meinem Lebenslauf, bei dessen Schilderung ich sehr vorsichtig die Gründe genannt hatte, die mich zur Kursanmeldung veranlaßt hätten, daß ich meinen Dienstgrad in der Wehrmacht angegeben hatte. Das konnte ich unbesorgt tun, denn ich war nur Gefreiter gewesen und nicht wie er vielleicht vermutete – Offizier.

Gefährlich wurde es für mich an einem Sonntag. Es sollte eine Lagerdiskussion stattfinden. Das Thema weiß ich nicht mehr. Am liebsten wäre ich gar nicht hingegangen, weil solche ‚freiwilligen‘ Diskussionen immer sehr langweilig waren und sich in die Länge zogen. Doch konnte ich mich nicht drücken. Vorher hatte der junge HJ-Offizier gesagt, er würde mich zur Wahl des Präsidiums vorschlagen (das war so üblich, daß ein paar Gefangene in das von dem russischen Polit-Offizier geleitete Präsidium gewählt wurden). Ich antwortete ihm scherzhaft, er solle den Quatsch lassen. Tatsächlich schlug er mich vor. Ich rief laut: ‚Ich verzichte‘. Das meiner Ansicht nach ganz demokratisch war. Es erregte aber Ärger. Dann machte ich den Fehler, die Versammlung, die sich sehr in die Länge zog, vorzeitig zu verlassen, unter dem Vorwand,

austreten zu müssen. In Wirklichkeit hatte ich Hunger und wollte Mittag essen. Ich kehrte auch nicht in den Versammlungsraum zurück.

Am Nachmittag war ich mit meinem Freund Kurt Henninger zusammen, der seit einiger Zeit auch im Hauptlager war. Wir schlenderten zusammen durch den ziemlich großen, nicht mit Baracken besetzten Teil des Lagers. Als ich zurückkam, hörte ich von Heinz P. (dem Hermsdorfer), daß der ‚liebe‘ Kamerad, der mich vorgeschlagen hatte, sich über mich beim Schulleiter beschwert habe. Ich hätte mich nicht klassenbewußt benommen. Noch am selben Abend wurde eine Schülerversammlung anberaumt, in der ich mich verteidigen mußte. Ich führte aus, es stände mir doch frei, ein solches Ehrenamt, wie die Beteiligung am Präsidium, abzulehnen. Ja, warum ich das getan hätte. Da durfte ich nun nicht sagen, daß ich mich nicht hätte exponieren wollen, wenn ich da vor aller Augen am Präsidiums-Tisch gesessen hätte. Also mußte ich eine andere Ausrede nehmen. Ich sagte, ich hätte den Vorschlag des Kameraden für eine dumme Flachserei gehalten. Er hätte von vornherein gewußt, daß ich ablehnen werde, und hätte mich ärgern wollen. Auf diese Weise gelang es mir, die Sache herunterzuspielen. Man glaubte mir. Die Sache hatte keine bösen Folgen. Sehr wohl war mir dabei nicht gewesen.

Anfang Juli fühlte ich mich einer neuen Gefahr ausgesetzt. Fünf oder sechs der ‚Besten‘ wurden plötzlich zum Lagerführer und Antifa-Ältesten gerufen. Auch ich war dabei. Das war für mich ein Zeichen, daß man mir mein Verhalten bei der Lager-Diskussion nicht übel genommen hatte. Das war erfreulich. Aber es war durchgesickert, daß unser Kursus doch nicht der letzte sein werde. Es sollte noch einer folgen. Da jedoch ein Teil der Lehrer mit in die Heimat fahren sollte, suchte man Ersatz für sie unter den ‚Besten‘. Mir war sofort klar, daß ich niemals ‚Lehrer‘ sein konnte, daß ich das nicht tun dürfte, selbst auf die Gefahr hin, jetzt noch nicht nach Hause fahren zu dürfen. Natürlich hatte auch keiner von den anderen Neigung, länger in Rußland zu bleiben.

Als wir vor der Tür der Schreibstube warteten, wurde mir klar, daß man sehr in uns dringen werde, weiter zu bleiben. Das würde besonders bei den letzten, die befragt würden, der Fall sein. Ich mußte möglichst als erster ablehnen. Es war nicht schwer, als erster in die Schreibstube zu gehen, da alle ‚Hemmungen‘ hatten. Auf die Frage, ob ich noch drei Monate im Lager bleiben wollte, lehnte ich entschieden ab. Ich begründete es damit, daß ich zwei Kinder hätte und daß meine Frau krank sei. Auch das letztere stimmte; denn die Nachrichten, die ich aus Hermsdorf bekommen hatten, waren beunruhigend. Da es mir gelang, die Ablehnungsgründe einigermaßen glaubhaft vorzutragen, sah man von mir ab. Bis auf einen jungen Kameraden lehnten auch die anderen ab und wurden mit mir entlassen. Später entschloß sich auch der oben erwähnte Alt-Kommunist, der Lok-Führer, zu bleiben.

### Abschluß des Kursus

Alle vier Wochen, insgesamt zweimal, fanden Zwischenprüfungen mit schriftlichen Arbeiten statt. Dabei wurde nur das gefragt, was durchgenommen worden war. Wer ein einigermaßen gutes Gedächtnis hatte, konnte eigentlich nichts falsch machen. Die Abschlußprüfung, die Mitte Juli stattfand, dauerte zwei Tage. Sie wurde von deutsch sprechenden russischen Offizieren geleitet. Vor dieser Prüfung hatten viele große Angst. Ich nicht. Es fiel niemand durch.

Dann stellte sich für uns die wichtigste Frage: wann würden wir wirklich nach Hause fahren? Der Schulleiter hatte mir Anfang des Monats den 24. Juli als Reiseternin genannt. Trotzdem war alles ungewiß.

Ein paar Tage nach der Abschlußprüfung gab es einen üppigen Abschlußschmaus. Dazu mußte jeder auch ‚freiwillig‘ zehn Rubel zugeben. Vielfach war man dazu nicht bereit. Es wurde Druck ausgeübt, bis es ‚freiwillig‘ geschah. Ich hatte den ehrenvollen Auftrag, beim Einkauf dabei zu sein. Im nachhinein kommt es mir eigenartig vor, daß ich immer irgendwie ‚bevorzugt‘ wurde. Ob

man mich wirklich für so ‚linientreu‘ hielt? An einem Sonntag fuhren wir in die Stadt Kohtla und kauften viel Fleisch, Eier usw. ein. Die anderen ‚Kursanten‘ mußten an diesem Sonntag Aufbauschichten leisten, natürlich ganz freiwillig. Dabei gab es sogar Krach, weil 110%ige irgendwelche kommunistische Lieder singen wollten, in die die anderen nicht einstimmten.

Auf der Feier gab es einen großen Braten und hinterher Streuselkuchen, den ich die Ehre hatte, von der Lagerbäckerei zu holen. Jeder bekam fünf Stück des Kuchens, der ausgezeichnet schmeckte. Dazu gab es echten Kaffee. An der Feier nahmen auch russische Offiziere teil. Ich saß glücklicherweise zusammen mit Heinz P. weit weg von ihnen. Es wurde viel getrunken. Nach der Feier, an der ich nicht bis zum Ende teilnahm, wanderten Heinz und ich noch durch das dämmerige Lager. Es waren noch die ‚hellen‘ Nächte, die dort in Estland um diese Jahreszeit besonders hell waren.

Auf der Feier hatte ein russischer Offizier uns gute Heimfahrt gewünscht. Doch wann? Das große Rätselraten, wann es denn losgehen werde, ging weiter. Wir hatten die Baracke, in der wir während des Kursus gewohnt hatten, bereits verlassen. Die neuen ‚Kursanten‘ waren dort eingezogen. Wir bekamen jetzt wieder die gewöhnliche Lagerverpflegung. Als Antifa-Schüler hatten wir die unsympathische Aufgabe, in den Baracken zu diskutieren. Glücklicherweise bin ich nur einmal dabei gewesen. Auch brauchte ich nicht selbst zu sprechen, sondern stand nur dabei, während ein anderer sprach. Ein oder zwei Tage nach dem Abschlußfest blieben wir im Lager und brauchten nicht zu arbeiten. Dann mußten wir es wieder tun. Allerdings mit der Sondervergünstigung, daß uns kein Posten begleitete. Wir arbeiteten an einem Graben. Da es sehr heiß war, habe ich an diesem Tag nicht viel getan. Am zweiten Tag wurden wir mit Lastwagen ein Stück fortgefahren und mußten Sandhaufen umschaufeln.

## Die letzten Vorbereitungen

Als wir am dritten Tage ins Lager zurückkehrten, hieß es, wir brauchten am nächsten Tag nicht raus zur Arbeit. Wir würden abgestellt, abgestellt zur Heimkehr!!! Tag der Heimfahrt: 24. Juli, wie mir der Schulleiter gesagt hatte.

Es folgten ein paar Tage Bummelleben. Ich ließ mir noch einmal die Haare schneiden. Wir duschten in der Sauna und wurden anschließend eingekleidet. Die Russen hatten den Kursanten ‚gute‘ Kleidung versprochen. Einen anständigen Militärmantel aus der Wehrmachtszeit besaß ich noch. Dazu bekam ich eine neue Schlosserhose, die nichts taugte, und eine gute Marinejacke. Sie war funkelnagelneu: um die Metallknöpfe war noch Seidenpapier gewickelt! Jeder von uns wollte möglichst gute Sachen bekommen, da keiner wußte, was er zu Hause vorfinden werde. Die Kameraden von der Kleiderkammer waren sehr nett und halfen beim Aussuchen.

Wir ehemaligen Schüler fuhren nicht allein nach Hause. Hinzu kamen noch Kameraden aus diesem und aus einem anderen Lager. Zusammen waren wir etwa 500 oder 600 Mann. Ein bitterer Tropfen fiel auf unsere gute Stimmung, als es hieß, daß zwei der ‚Kursanten‘ zurückbleiben müßten. Warum? Das wußte niemand. Der Politoffizier hatte sich gegen das uns gegebene Versprechen, wir würden bestimmt entlassen, durchgesetzt. Jeder dachte, ihn hätte es ebenso treffen können.

Sogar auf der Heimfahrt sollte noch politisch ‚geschult‘ werden. Offenbar glaubten die Russen, noch im letzten Augenblick aus uns überzeugte Kommunisten machen zu können. Für jeden Waggon wurde deshalb ein Propagandist bestellt. Diese Aufgabe wurde den Antifa-Schülern übertragen. Zu diesen Propagandisten gehörte ich zum Glück nicht. Dafür wurde ich dem Redaktionskomitee für die Zeitung zugeteilt, die während der Fahrt geschrieben werden sollte. Ob man glaubte, daß irgend jemand diese Zeitung lesen würde? Da ich der Redaktion angehörte, hatte ich den Vorteil, daß ich mit dem Transportleiter (dem bisherigen Schulleiter), dem Dolmetscher, einem

unsympathischen Kerl, mit dem ich im Lager einmal eine Auseinandersetzung hatte, und zwei oder drei anderen (Mitarbeitern an der Zeitung) in einem Waggon fahren konnte, in dem auf diese Weise viel Platz war.

Vor der Abreise mußte noch ein Telegramm aufgesetzt werden, in dem die Berliner dieses Transports den Ost-Berliner Bürgermeister begrüßten. Heinz P. und ich (wieder ich!) hatten den ehrenvollen Auftrag, das Telegramm zu formulieren. Es gelang mir, eine völlig harmlose Fassung zu finden, die sich sehr schön anhörte, aber nichtssagend war. Die Fassung fand sogleich die Gnade des Transportleiters. Am Abend vor der Abfahrt, einem Sonnabend, verabschiedete ich mich von den Kameraden, die mir näher standen, besonders von Kurt Henninger. Sie hofften, bald nachkommen zu können. Kurt H. wurde Ende 1949 entlassen. Zu meinem Bedauern mußte ich eine Sammlung von Gedichten und die englischen Vokabeln, die ich in jahrelanger Arbeit aufgeschrieben und immerzu wiederholt hatte, zurücklassen. Sie mitzunehmen, wäre zwecklos gewesen. Jedes Stück beschriebenes Papier wurde einem weggenommen. Ein paar Anschriften von Kameraden, deren Angehörigen ich Grüße bestellen sollte, hatte ich auswendig gelernt.

### Die Abfahrt

Der 24. Juli, der Tag der Abfahrt, war ein Sonntag. Wir mußten ziemlich früh aufstehen. Der Appell fand auf dem Lagerplatz statt, wobei die üblichen Tiraden heruntergeleiert und Ansprachen gehalten wurden. Ich brauchte diesmal glücklicherweise nichts zu sagen. Nach dem Appell vor dem Abmarsch wurden unsere Namen in alphabetischer Reihenfolge am Lagertor aufgerufen. Zuname und Vorname wurden verlesen. Wir mußten mit dem Vornamen des Vaters – dieser gehört bei russischen Namen dazu – und unserm Geburtstag antworten. Hier ergaben sich keine Schwierigkeiten. Alle zur Entlassung Ausersehenen versammelten sich außerhalb des Lagers, die ehemaligen ‚Kursanten‘ gesondert. Beim Abmarsch trugen einige von ihnen Transparente, auf de-

nen die Verbrüderung mit der großen Sowjetunion gepriesen wurde. Auch vom Tragen dieser Plakate blieb ich verschont.

Dann marschierten wir eine gute halbe Stunde bis in die Nähe des Bahnhofs von Kohtla. Auf einem Nebengleis sahen wir den Transportzug bereitstehen. Doch einsteigen durften wir noch nicht. Zunächst wurden wir noch einmal ‚gefilzt‘. Die Filzung war ziemlich harmlos. Jedoch mußte alles ausgepackt und ausgebreitet werden. Nachdem wir wieder eingepackt hatten, wurden unsere Namen noch einmal aufgerufen. Uns wurden dem Alphabet nach die Waggons zugewiesen, in die wir einzusteigen hatten. Dadurch wäre die schöne Einteilung des Redaktionskollegiums für einen besonderen Waggon hinfällig geworden. Doch versicherte uns der Transportleiter, er werde uns holen, sobald die Waggoneinteilung beendet sei.

Inzwischen war es Mittag geworden und es gab Essen. Dann begab ich mich zum Waggon, für den ich bestimmt war, zusammen mit einem anderen Angehörigen des Redaktionskollegiums, dessen Name ebenfalls mit ‚G‘ begann. Er sollte die Zeitung schreiben und zeichnen. In den Waggons befanden sich Pritschen. Sie waren zum Teil sehr schmutzig, da vorher in ihnen Zement transportiert worden war. In jeden Waggon kamen etwa 20 bis 25 Mann. Auf der Fahrt von Ostpreußen nach Reval waren es 45!

Nach kurzer Zeit wurden wir beide mit dem Buchstaben ‚G‘ zum Transportleiter gerufen und in dessen Waggon einquartiert. Hier befanden sich keine Pritschen. Es war auch nicht nötig, da in ihm ja nur fünf oder sechs Mann schlafen sollten. Dafür gab es sogar einen Tisch, wichtig für das Schreiben der Zeitung! und einige Sitzgelegenheiten. Wir fuhren also sehr komfortabel. Auf Befehl des russischen Offiziers mußten wir uns dann doch eine Pritsche zusammennageln. Für die Fahrt hatten wir sogar Bücher mitbekommen, die auf die Waggons verteilt werden sollten. Das war meine erste Aufgabe, noch in Kohtla, nachdem zuvor darüber Listen aufgestellt worden waren; denn die

Bücher sollten nur bis Brest mitgenommen und dann wieder zurückgeschickt werden.

### Die Fahrt bis Brest

Es war Abend geworden und dunkelte schon, aber der Zug war noch nicht abgefahren, nur mehrfach hin und her rangiert worden. Es mag wohl Mitternacht gewesen sein, als es endlich losging. Wir legten uns schlafen. Ich schlief gut und wachte erst weit hinter Reval in der Nähe von Dorpat auf. Die Waggonen waren nicht abgeschlossen, und man konnte jederzeit raus, wenn der Zug hielt. Für jeden Waggon waren Leitern angefertigt worden, damit man besser aus- und einsteigen konnte. Auf diese Weise konnte man sich waschen und seine natürlichen Bedürfnisse erfüllen. Damit bei einem solchen Anhalt keiner zurückblieb, piff der Lok-Führer vorher durchdringend. Trotzdem war einem nicht ganz wohl, wenn man draußen war; denn man wollte nicht zurückbleiben. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal hinter einem Busch hockte und nicht wußte, ob ich es noch schaffen würde. Da erblickte ich in meiner Nähe den russischen Begleitoffizier, der das gleiche wie ich tat. Das beruhigte mich.

Während der Fahrt arbeiteten wir an der Zeitung, die dann an die Waggonen weitergegeben wurde. Gelesen hat sie bestimmt niemand. Die Fahrt ging durch Estland, durch Lettland, dann durch Weißrußland, vorbei an Minsk, wo ich im Herbst 1943 den Zug verließ, um an die Front zu gelangen. An der Grenze von Weißrußland und Polen liegt Brest. Diese Stadt, in der wir die Breitspureisenbahn verlassen mußten, um auf die mitteleuropäische Normalspur umzusteigen, war die letzte und entscheidende Gefahrenstation. Jeder wußte etwas zu erzählen, wie scharf dort die Kontrolle sei, wie jedes Stückchen beschriebenes Papier gefährlich werden könnte, wie sie nach SS-Leuten suchten (diese hatten ihre Blutgruppen-Eintragung unter dem Arm), daß dort besondere schwarze Listen vorhanden seien usw. usw. Ich selbst kannte Fälle,

in den Kriegsgefangene schon in Brest waren und dann doch wieder zurückgeschickt wurden.

### Brest

In Brest hielt der Zug und alle mußten aussteigen. Die mitgenommenen Bücher wurden eingesammelt und abgegeben. Alle lagerten auf einem freien Platz. Eine Musikkapelle von Deutschen aus einem Brester Kriegsgefangenenlager spielte. Dann wurden wir nach dem Alphabet einzeln aufgerufen und durch eine Baracke geschleust. Wir mußten uns völlig ausziehen und uns von einer russischen Schwester – mit erhobenen Armen – auf die Blutgruppenzeichen der SS hin untersuchen lassen. Dann mußten wir mit unserm Kram vor einen russischen Soldaten treten. Es wurde gefilzt. Mir nahm er ein leeres Heft und einige leere Blätter weg. Das Heft legte er beiseite. Vielleicht wollte er es zu Geld machen; denn so etwas war Mangelware. Die Blätter warf er achtlos auf die Erde. Diese letzte Filzerei ging sehr schnell. Ich zog mich wieder an und ging mit meinen Sachen hinaus, um dort alles in Ruhe verstauen zu können.

Anschließend wurden wir wieder dem Alphabet nach auf die Waggons verteilt. Diese Wagen pendelten zwischen Brest und Frankfurt/Oder hin und her. Die Pritschen waren fest eingebaut. Nur ihre Dächer waren nicht ganz wasserdicht, wie wir unterwegs merkten. An den Wagenwänden konnte man allerlei lesen. Dort stand z.B., wie lange die Fahrt von Sibirien bis Brest gedauert hatte. Interessant waren die Hinweise auf mögliche Geschäfte, die man bei der Fahrt durch Polen machen könnte. Dort waren Zigaretten sehr begehrt. Dafür wurde Fett, Weißbrot u.ä. angeboten. Die Tauschpreise waren angegeben. Wir hatten schon vorher davon gehört und uns darauf eingerichtet.

Ich hatte mich zusammen mit meinem Kameraden von der Zeitungsredaktion, er hieß Garske, gerade auf meiner Pritsche eingerichtet, als ich einen russischen Offizier den Bahnsteig entlang gehen sah. Er suchte bestimmte Kriegs-

gefangene. Aus einem benachbarten Waggon wurde jemand herausgeholt. In seinen Papieren stand wohl etwas, was zur Folge hatte, daß er nicht weiterfahren durfte. Im ganzen sollen es vier oder fünf gewesen sein, die zurückbleiben mußten. Dafür kamen zwei oder drei zu unserm Transport dazu, denen es früher ähnlich ergangen war oder die wegen Krankheit in Brest zurückgeblieben waren und erst nach ihrer Transportfähigkeit weiterfahren durften.

### Nach Frankfurt

Kurz vor der Abfahrt, wurden Garske und ich mit unserem Gepäck zum Transportleiter gerufen. Er erklärte uns, der russische Transportleiter hätte gesagt, wir sollten auch den Rest der Fahrt bequemer fahren, weil wir unterwegs gearbeitet (die Zeitung verfaßt und geschrieben) hätten. Uns war das recht. Wir suchten uns eine möglichst wasserdichte Stelle in dem Waggon des Transportleiters aus, denn auch hier regnete es durch. Ab und zu gab es wolkenbruchartige Regenschauer auf der Fahrt nach Frankfurt. Nachmittags gegen 16 oder 17 Uhr setzte sich der Zug endlich in Bewegung. Wir fuhren über die Grenze nach Polen. Wir waren nicht mehr in Rußland, wenn auch noch nicht ganz frei! Während der Fahrt über die polnische Grenze wurden die Waggonen noch einmal verschlossen, wohl um zu verhindern, daß jemand heimlich aufspringen könnte.

Am andern Morgen überquerten wir in der Nähe von Warschau die Weichsel. Die Stadt selbst berührten wir nicht. Der Tauschhandel setzte ein. Sowie der Zug hielt, kamen von überall Polen herbei und die Feilscherei begann. Gegen russische Zigaretten (Papirossy) erwarb ich etwas Butter und ein Weißbrot. Andere kauften auch Speck, Eier u.ä. Durch Polen fuhren wir langsamer als durch Rußland. Rechts und links vom Zuge sahen wir verlassene Häuser, schlecht oder gar nicht bestellte Felder, aber kaum einen Menschen. Es verging ein ganzer Tag. Am Freitagvormittag näherten wir uns der Oder, wo der Zug stundenlang stehen mußte, denn die Oder durfte nur nachts über-

quert werden. Als es dunkel war, setzte sich der Zug endlich in Bewegung und fuhr über die Brücke nach Deutschland. Es war fast Mitternacht, als wir in Frankfurt ankamen. Aus einem Lautsprecher begrüßte uns eine kalte Stimme in der Heimat.

### Die Entlassung

Wir stiegen aus, nahmen unser Gepäck auf und marschierten durch die dunkle Stadt zur Hornkaserne, die russisch war. Also waren wir noch nicht frei. Wieder kamen wir in ein Lager. Vor dem Tor wurde gefragt, wer russisch schreiben könne. Solche Leute wurden gebraucht, um die Entlassungsscheine auszustellen. Ich konnte russisch schreiben, meldete mich aber nicht. Ich hatte genug vom ‚russisch Schreiben‘! Wieder kamen wir in Baracken. Doch sie waren sauber und sahen freundlich aus. Jeder legte sich noch einmal hin, denn es war erst kurz nach Mitternacht. Dann gab es Essen: sehr dicke Suppe, so viel man wollte. Auch unterwegs war die Verpflegung gut gewesen. Wir haben nicht gehungert. Man konnte Suppe nach empfangen. Es war Suppe, die Nährwert hatte.

Nach dem Essen wurden noch verschiedene Formalitäten erledigt. Wir mußten noch einmal entlaust und geduscht werden. Danach empfangen wir eine neue Garnitur Wäsche (russischer Art). Inzwischen war es Morgen geworden. Auf dem Lagerplatz spielte Musik und Vertreter der Frankfurter Behörde besuchten uns. Sehr großen Eindruck haben alle diese Dinge auf mich nicht gemacht. Es wurden die üblichen Propagandareden gehalten, die mir und den anderen zum Halse heraushingen. Man hatte sie in der Zeit der Gefangenschaft zu oft gehört.

Für uns ehemalige ‚Kursanten‘ interessierte man sich besonders. Jeder sollte sagen, was er für eine Stellung haben wollte. Ich drückte mich sehr unbestimmt aus, indem ich sagte ‚eine meiner Vorbildung entsprechende‘. Endlich war auch das überstanden.

Jetzt geschah das Wichtigste: Die Entlassungsscheine wurden verteilt! Dann Antreten! Zwischen 14 und 15 Uhr verließen wir die Hornkaserne und marschierten nach Gronenfelde, in das eigentliche Entlassungslager, das nicht mehr in russischer Verwaltung stand. Dort war man schon frei. Der Marsch dahin war beschwerlich, weil es sehr heiß und schwül war und unterwegs einen Wolkenbruch gab. In Gronenfelde erhielten wir 50 Ostmark Entlassungsgeld (in West-Berlin gab es dann 100 Westmark, mein Anfangskapital in der Freiheit). Jetzt konnten wir uns völlig frei bewegen.

Zum Abtransport in die Heimat wurden wir nach Gegenden aufgeteilt. Die Berliner blieben zusammen. Es hieß, die Berliner könnten mit einem Zug zwischen 19 und 20 Uhr fahren. Ich rasierte mich. Reiseverpflegung wurde ausgegeben, zum letzten Male russisches Trockenbrot, das keiner mehr wollte, und einige Konserven. Gegen 18 Uhr verließ ich das Lager Gronenfelde. Jetzt marschierte ich nicht mehr, sondern ging als freier Mensch. Frankfurt war stark zerstört und machte auf mich einen kalten, abweisenden Eindruck. Im Zug nach Berlin kamen wir – ich fuhr mit Heinz P. zusammen, der auch in Hermsdorf wohnte, – mit einem jungen Lehrer ins Gespräch. Dabei waren wir sehr vorsichtig mit dem, was wir sagten, weil wir uns noch in der Sowjetzone befanden.

Gegen 21.30 Uhr kamen wir in Berlin auf dem Schlesischen Bahnhof an. Dort sollte ein Empfang stattfinden. Wir sahen uns danach um, aber fanden nichts. Es erschienen die ersten Angehörigen, denn unsere Ankunft war durch den Rundfunk bekannt gegeben worden. Am Schlesischen Bahnhof kannte ich mich aus und fuhr mit der S-Bahn weiter bis zum S-Bahnhof Friedrichstraße. Dann die Treppe runter zur Nord-Süd-Bahn in Richtung Oranienburg. Kurze Zeit später saß ich im Zug nach Hermsdorf, wo ich gegen 22.30 Uhr ankam. Ich war frei und zu Hause!

## Nachwort

Wenn ich mich heute frage, ob ich meinen Entschluß zum Lehrgang zu gehen, für richtig halte, sage ich ‚ja‘. Durch meine Teilnahme habe ich niemandem geschadet, habe es aber auf diese Weise in den letzten Monaten der Gefangenschaft leichter gehabt. Der Entschluß war ein Wagnis gewesen, dessen war und bin ich mir bewußt. Doch: Nur wer wagt, gewinnt!

Über eines wundere ich mich noch heute: Nach meiner Rückkehr hat sich nie jemand von der SED um mich ‚gekümmert‘. Warum? Weil ich in West-Berlin wohne? Wohl nicht. Wahrscheinlicher ist, daß die ‚östliche Planung‘ auch hier – zum Glück! – wieder einmal nicht klappte.“

Hiermit endet der Bericht von Heinz George, den er 1954 stenographisch niedergeschrieben und 1987 mit der Schreibmaschine abgeschrieben hatte.

Acht Jahre nach seiner Entlassung, am 1. Januar 1957, wurde ihm eine Kriegsgefangenschaftsentschädigung von insgesamt 1140,- DM für seine verlorenen Jahre ausgezahlt. Sie betrug für die Zeit 1947 und 1948 30,- DM monatlich = 720,- DM und ab 1. Januar 1949 60,- DM monatlich = 420,- DM (laut einem Feststellungsbescheid der Kriegsgefangenenentschädigungsstelle vom Bezirksamt Reinickendorf, Abt. Sozialwesen vom 5. Mai 1956). Für die Monate in den Jahren 1945 und 1946 gab es keine Entschädigung!

## **Die große Enttäuschung**

In sein Haus in Hermsdorf war im Kriegsjahr 1943 seine Schwiegermutter Charlotte Kempfe mit ihrem zweiten Mann Max und seine Schwägerin Eva-Marie Schulze eingezogen, deren Wohnung im Zentrum Berlins den Bomben zum Opfer gefallen war. Zu demselben Zeitpunkt hatte seine Frau mit den Kindern Berlin verlassen, um bis zum Kriegsende in Possendorf vor Flie-

gerangriffen in Sicherheit zu sein. Eva-Marie hatte im Sommer 1944 Heinz Dittmann während seines Kriegsurlaubs geheiratet und war im Herbst 1944 als werdende Mutter auch in dem Pfarrhaus, wo ihre Schwester mit den Kindern lebte, untergekommen. Kurz vor Kriegsende im April 1945 brachte sie ihren Sohn Andreas in Kreischa bei Possendorf zur Welt. Im Sommer kehrten die beiden Schwestern mit ihren Kindern in das unzerstörte Haus nach Berlin-Hermsdorf zurück. Heinz Dittmann war bereits 1946 aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden und wohnte jetzt auch im dem Haus in der Solquellstraße. 1948 wurde den jungen Dittmanns ihre Tochter Brigitte geboren.

Diese Familienangehörigen, neun Personen insgesamt, bevölkerten bei Heinz' Ankunft im Sommer 1949 sein Haus. Diese Familiengemeinschaft hatte sich zwangsweise ergeben, weil in den ersten Nachkriegsjahren keine neuen Wohnungen gebaut werden konnten und daher akuter Wohnungsnotstand herrschte.

(Foto: Familie auf der Treppe vor dem Haus)

Heinz Georges Tante Jenny Droß war nach dem Tod ihres Mannes 1938 nach Hohen Neuendorf gezogen, um ihren beiden älteren Schwestern Martha Conrad und Pauline Brenndicke nahe zu sein. Beide waren im Sommer 1945 gestorben. Sie schilderte in ihrem Nachkriegstagebuch u. a. auch ihre Eindrücke von der Rückkehr ihres Neffen aus der Kriegsgefangenschaft.

„3. August 1949

Heute ist Dienstag. Am Sonntag besuchte mich Frau Lorenz. Sie erzählte, daß im Rundfunk bei der Ansage der aus Rußland heimgekehrten Soldaten auch der Name von Heinz George genannt worden sei. Am Sonnabend fuhr Ernst dann nach Hermsdorf rüber, um sich zu überzeugen. Und er ist wirklich zurück. In mir ist eine große Freude und Dankbarkeit, denn wie wenigen Familien ist es vergönnt, daß ihre Angehörigen sich wieder in Gesund-

heit zusammen finden konnten. Und wie wird es nun werden?! Konflikte werden sich lösen und neue werden entstehen. Wenn Ursel in den sechs Jahren ihrer für sich und die Kinder so verantwortungsvollen Lebensführung zu einer Selbständigkeit gezwungen war, die sich nun nicht ohne weiteres abstreifen läßt, so kommt doch auch Heinz in völlig veränderte Verhältnisse.

Nicht allein Familie, Wohnung, Haus und Wohnort wurden ihm fremd, andere Währung, neue Menschen, die Neuaufnahme einer Existenz, alles fällt über ihn her. Und wenn die anderen den durch jahrelange Gewohnheit aufgezwängten Widerwärtigkeiten mit Gleichmut gegenüberstehen – Heinz fängt von vorn an. Ernst sagt, daß er gut aussehe.

19. August 1949

Heinz, Ursel und die Kinder sind bei mir gewesen, einen ganzen Nachmittag und es war sehr nett, aber ich mußte dabei verschiedentlich an Marthachen (Anm.: Martha Conrad, geb. George) denken. Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie ihn so wieder gesehen hätte: gesund, nicht verbittert und tatkräftig. Möchte es ihm nur bald gelingen, eine geeignete Stellung zu finden. (...)

Sonntag, den 2. Oktober 1949

Heute habe ich zum ersten Mal ein wenig geheizt. Noch ist der Tag schön und sonnig, aber mein Kältegefühl hat wohl auch seelische Gründe. Vor 3 Tagen war Heinz George bei mir. Nachdem wir eine Viertelstunde belanglose Sachen gesprochen hatten, sagte er ganz unvermittelt: ‚Ich möchte etwas ernstliches mit Dir besprechen. Ursel und ich werden uns trennen. Wußtest Du davon?‘

Und dann erzählte er weiter. Es ist das übliche Heimkehrerschicksal, und doch traf es mich wie ein Schlag, da mir bei meinem einmaligen Besuch

in Hermsdorf alle zufrieden und einig erschienen. Ursel bekam ich allerdings nicht zu Gesicht, da sie erst um ½ 8 Uhr aus ihrem Büro kam.

Heinz sagte mir weiter, daß das enge Zusammenleben mit Lotte und auch mit Evi in den sechs Jahren seiner Abwesenheit Ursel so an diese beiden Familien gewöhnt habe, daß es ihm die kurze Zeit ihrer häuslichen Gemeinsamkeit (zwischen ihm und Ursel) noch vermindere. Es ist eine Art Eifersucht, und doch kann ich es ihm nachfühlen, denn er liebt Ursel sehr und hat sie sechs Jahre entbehren müssen.

Ursel wiederum will auf das enge Zusammensein mit Menschen, die in allen diesen Jahren ihre Familie vorstellten, besonders da sie in einem Haus leben, nicht einfach verzichten. Mit der auch weiterhin von Ursel auszuübende Bürotätigkeit ist Heinz einverstanden. Ursel hat in ihrem Betrieb einen beinahe völlig selbständigen Posten und zieht dies der Haushaltsbetreuung vor. Lotte wird auch weiterhin die beiden Kinder tagsüber versorgen.

Die Vereinbarung zwischen Heinz und Ursel ist also derart, daß in Hermsdorf alles unverändert bleibt – nach außen hin – nur, daß Heinz nach gefundenem Engagement das Heim und das von ihm erworbene Haus wieder verläßt und sich in Berlin ein möbliertes Zimmer mietet. Als ich die Hoffnung aussprach, daß ich dies alles nur für einen Übergang halte und daß Ursel wahrscheinlich doch zu ihm zurückfinden würde, sagte er: ‚Nein, das glaube ich nicht! Die Ursachen dieser ganzen Zusammenhänge sind wahrscheinlich seelischer Art, ich habe Ursel überredet, zu einem Psychotherapeuten zu gehen. Sie reibt sich bei all diesen Vorgängen völlig auf. Wenn sie später einmal den Wunsch haben sollte, zu mir zurückzukommen, werde ich immer bereit sein, auch wenn sie später eine Scheidung wünschen sollte, bin ich einverstanden. Ich werde mich wahrscheinlich nicht wieder verheiraten.‘

So denkt ein 42jähriger gut aussehender Mann, der gesund und lebensbejahend aus der Gefangenschaft zurückkam. Und dies alles wegen eines Familiensinns, der bei der einen Partei zu stark und bei der anderen zu schwach entwickelt ist. Mein Bruder Rille sagte mir vor vielen Jahren mal bei einem ähnlichen Anlaß: ‚Berechtigt sind beide Aussprüche, das Ideal liegt in der Mitte.‘

Wenn Martha noch am Leben wäre, wie sehr würde sie leiden. Ich selbst habe Tage gebraucht, bevor ich ohne Herzklopfen an diese Vorkommnisse denken konnte.

5. November 1949

Nun haben Heinz und Ursel ihre Entschlüsse gefaßt. Beide haben sich für die gerichtliche Trennung entschlossen. Ursel gibt als Grund – sie nennt es – Liebe zu Herrn Edel an. Solange Ursel sich nicht wieder verheiratet, überläßt ihr Heinz die Kinder und das Haus. Kann es einen Scheidungspartner geben, der sich noch großzügiger verhält? Es geht ihm furchtbar nahe. Wenn ich sein zerquältes, vergrämtes Gesicht sehe, krampft es sich innerlich in mir zusammen.

Welch ein Weihnachtsfest für ihn, für uns alle. Auch für Ursel, die trotz der erkämpften Vereinbarung bei ihrer schwerblütigen Veranlagung ihres Erfolges wahrscheinlich nicht froh werden wird. Und nach außen hin wird sie Demütigungen ausgesetzt sein, denn es werden sich nur wenige finden, die auf ihrer Seite stehen. Das Verbot einer Heirat läßt nur ein illegales Zusammenleben mit Herrn Edel zu, oder aber sie verzichtet auf die Kinder. Der bald 14jährige Rüdiger wie auch die 12jährige Inger, wie werden sie diesem Zwiespalt gegenüberstehen?“

Heinz George litt sehr unter diesen Familienumständen. Dennoch ließ er sich nicht hängen, sondern bemühte sich mit ganzer Kraft, wieder den Einstieg

in sein Berufsleben, das er jahrelang missen mußte, zu finden. Schon nach drei Monaten war es ihm gelungen. Am 9. November 1949 begann er als Schriftleiter und Lektor für Steuerrecht im Luchterhandverlag in Berlin-Frohnau seine neue Berufstätigkeit.

Aus Tante Jennys Tagebuch:

„12. Januar 1950

(...) Die Scheidung zwischen Ursel und Heinz ist nun perfekt. Am 5. Januar war der erste und zugleich Schlußtermin. Heinz sagte, es wäre sehr schnell gegangen. Ohne jede Zeremonie. Die verschiedenen Paare standen schon wartend im Überzieher mit dem Hut in der Hand. Heinz ist mit Ursel dann noch Kaffee trinken gegangen. (...)

14. Februar 1950

(...) Heinz hat sich in Frohnau zum 1. Februar 1½ möblierte Zimmer gemietet und ist damit anscheinend ganz zufrieden.

Seine Stellung bietet ihm Anregung, Selbständigkeit und wirtschaftlichen Erfolg. Ich bin sehr froh darüber, daß damit wenigstens ein geringer Teil der Zufriedenheit gegeben ist, die diesem fleißigen und strebsamen Menschen diese unglückliche Lebenswende erträglicher machen wird.

Sonntags kommt er zum Essen zu mir, am Nachmittag besuchen ihn die Kinder zum Kaffee. (...)

15. Mai 1950

Heinz fährt am Donnerstag auf 3 Tage nach Göttingen. Er trifft sich dort mit einem Gefangenschaftskameraden. Sie hatten beide denselben gemeinsamen Universitätsprofessor, zu dessen Ehrung die Zusammenkunft in Göttingen stattfindet. Er scheint sich ein bißchen darauf zu freuen und ich bin

froh darüber. So kommt er doch wenigstens einmal heraus. Körperlich hat er sich auch etwas erholt und sieht gut aus.

17. Januar 1952

Es sind nun schon zwei Jahre seit Heinz' Scheidung vergangen. Rüdiger wurde im Frühjahr eingeseget, in einem Lokal wurde gefeiert, da wir beinahe 20 Personen waren. In zwei Jahren ist auch Inger soweit. Sie haben sich zu großen stattlichen Menschen entwickelt. Wie gut ist es, daß sie in diesem Übergangsjahren nicht mehr ohne den Vater zu sein brauchen. Heinz ist noch immer mein sonntäglicher Tischgast. Das ist nun mein einziger Lebenszweck, worüber ich sehr froh bin. Er ist der einzige, zu dem ich noch eine innere Verbindung fühle. (...)

30. Juli 1953

(...) So schmerzlich wie mir das Scheitern von Heinz' Ehe auch noch heute ist, so hatte er darum doch mehr Muße, sich mit meiner Altfrauen-Einsamkeit (Anm.: Tante Jenny ist inzwischen 83 Jahre alt) zu beschäftigen. Wie vieles, was mich in diesen Jahren erfreute und froh machte, kam mir von seiner Seite.

Möge sein weiteres Leben ihn für die bitterste Erfahrung dieser Jahre schadlos halten, ihm einen baldigen und vollen Ersatz für das Verlorene geben.“

Knapp zwei Jahre später im Mai 1955 starb seine Tante Jenny, die jüngste Schwester von Heinz Georges Vater, die letzte aus der elfköpfigen Geschwisterreihe George.

Inzwischen war es unmöglich geworden von Westberlin nach Hohen Neuendorf zu gelangen, da die Grenze zur Ostzone dicht gemacht worden war. Umgekehrt konnten aber die Verwandten aus der Zone noch bis zum Mauer-

bau am 13. August 1961 nach Westberlin einreisen. Heinz George hielt weiter Kontakt zu seinen dort ansässigen Verwandten; zu Anneliese und Ernst Lorenz mit ihrer Tochter Marianne, zu denen er eine Bindung seit seiner Hohen Neuendorfer Jahre – von 1926 bis 1935 – verspürte. Er hielt sie mit Briefen und Päckchen über die Grenze hinweg aufrecht. Er war ein Familienmensch, wenn er es auch nicht deutlich zeigte, da er nach Möglichkeit größere Familienfeiern mied und sie auf das Notwendigste beschränkte.

Die anderen Verwandten, die in seinem Haus lebten, traf er regelmäßig, wenn er einmal am Anfang jeden Monats seine geschiedene Frau besuchte, um mit ihr abzurechnen und ihr Unterhaltsgeld für die Kinder zu geben. Seine Beziehung zu diesen war wenig intensiv, da die Umstände, die zum Auszug aus seinem Haus geführt hatten, dazu wenig Anlaß gaben und sie kaum Gemeinsamkeiten miteinander verbanden.

Völlig überraschend starb am 26. August 1958 seine geschiedene Frau nach einem längeren Krankenhausaufenthalt an einer Thrombose. Ihr Tod ging ihm sehr nahe. Im September 1958 schrieb er seine wehmütigen Gedanken über seine verstorbene Frau nieder.

„Wenn ich mein bisheriges Leben überblicke, so ist es eigentlich stets ein Ringen um Ursel gewesen, ein Streben, mein Leben mit ihr zu teilen.

1926 kam ich – etwa ein halbes Jahr nach dem Tod meines Vaters – als Student nach Hohen Neuendorf, wo ich bei meiner Tante Martha wohnte, die wie eine Mutter für mich sorgte. Hier lernte ich Ursel näher kennen. Damals entstand meine Zuneigung zu ihr, aus der sich der Wunsch ergab, ihre Liebe zu erringen. Ende 1932 (am 5. Dezember) wurden wir uns einig. Zu Pfingsten 1934 verlobten wir uns. Im Mai 1935 (am 5. Mai) heirateten wir. Damit war mein Wunsch erfüllt, den weiteren Lebensweg gemeinsam mit Ursel zu gehen.

Unser Zusammenleben dauerte jedoch nur einige Jahre. Bis 1943. Für mich die schönste Zeit meines Lebens. Der zweite Weltkrieg war 1939 ausgebrochen. Verhältnismäßig spät wurde ich im Frühjahr 1943 zur Wehrmacht einberufen. Wir waren wieder getrennt. Zunächst nur äußerlich. Dreimal sahen wir uns noch in kurzen Urlaubstagen und stellten jedesmal beglückt fest, daß wir uns trotz der Trennung sofort wieder verstanden. Wir standen in einem sehr engen Briefwechsel. Die Trennung wurde vertieft durch die mehr als vier Jahre dauernde Kriegsgefangenschaft. Während dieser Zeit war der Gedanke an Ursel und der Wille, wieder mit ihr vereinigt zu werden, das, was mich seelisch aufrecht erhielt. Im Juli 1949 kam ich nach Hause zurück. Wir waren wieder zusammen. Sehr bald mußte ich zu meinem großen Schmerz bemerken, daß wir uns innerlich fremd geworden, daß wir nur noch äußerlich verbunden waren. Nach sehr schweren Kampf mußte ich in eine völlige Trennung von Ursel einwilligen. Unsere Ehe wurde im Januar 1950 geschieden.

Doch trotz allem war meine Liebe zu ihr nicht erloschen. Fast vom Tage der Scheidung an waren meine Gedanken von dem Streben erfüllt, Ursel zu mir zurückzuführen. Das war das Ziel, das zu erreichen ich mich in den letzten neun Jahren bemühte. Unser Verhältnis gestaltete sich freundschaftlich. Manches Zeichen zu meinen Gunsten glaubte ich zu erkennen. Ich hoffte immer, ihre Neigung zu mir würde wieder aufflammen. Diese Hoffnung, die in der letzten Zeit größer denn je geworden war, wurde durch Ursels Tod am 26. August 1958 zunichte gemacht. Ich habe meinen Kampf um Ursel endgültig verloren. Meinem Leben ist zwar nicht der Sinn genommen, aber es ist arm geworden, weil ohne Hoffnung.“



Sein Vater Richard, Julius George.



Heinz George mit seiner Mutter Elisabeth George, geb. Moser, 1911.



Heinz vor dem  
Bücherschrank  
seines Vaters, 1908.



1910, Familie Moser, v. l.: Henriette (Frau von Albert), Helene mit Heinz, Albert, Elisabeth, Klara.



1914 in Misdroy an der Ostsee, v. l.: Richard G., Familie von Robert Mielke („Pilzfreund“ von Richard G.), Heinz und Elisabeth G.



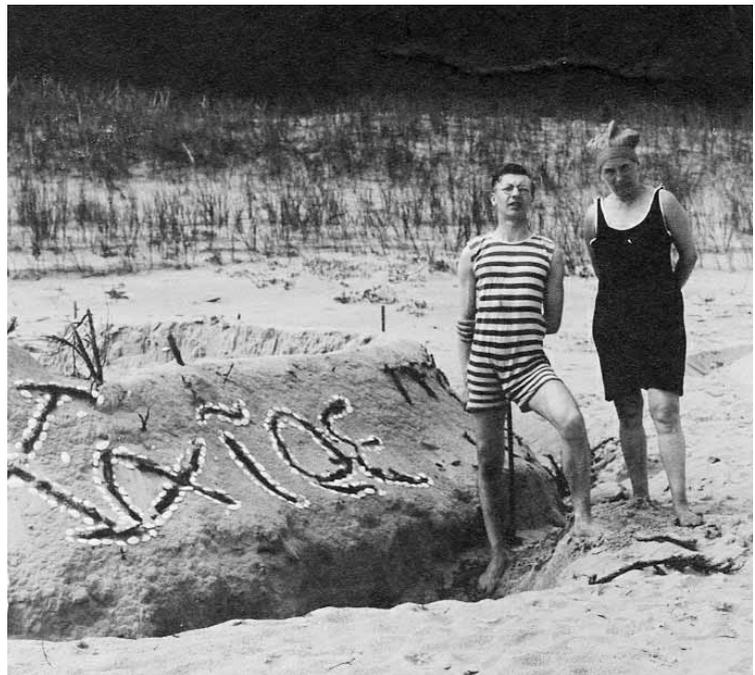
Haus Elsholzstr. 6, auf dem Balkon im 4. Stock Heinz mit seiner Mutter, 1912.



Heinz George und Ursula Schulze in Hohen Neuendorf,  
1919.



In Ückeritz an der Ostsee:  
Heinz auf der Strandburg  
mit griechischer Inschrift  
„Sei begrüßt“, mit seiner  
Tante Henriette Moser,  
1924.





Heinz George, 1924.



In Hohen  
Neuendorf,  
Heinz mit seiner  
Tante Martha  
Conrad, geb.  
George, 1930.



Die Hohen Neuendorfer Verwandtschaft, v. l. stehend: Emil Schulze, Richard Conrad, Charlotte Schulze (geb. Conrad), Eva-Marie Schulze, Heinz George, Renate Buhle, ?, Ursula Schulze, ?, Vater von Emil Schulze, Anneliese Lorenz (geb. Conrad), Ernst Lorenz; v. l. sitzend: Richard Brenndicke, Pauline Brenndicke (geb. George), Frau Buhle, Martha Conrad (geb. George), Mutter von Emil Schulze, 1932.



Ursula Schulze und Heinz George auf dem Flugplatz Berlin-Tempelhof, 1933.



Heinz mit Tante Martha und seiner Verlobten Ursula Schulze in Berneck, 1934.

Heinz in seiner Frohnauer Wohnung am Schreibtisch, 1936 (rechts).

Frühjahr 1938, Heinz mit seinem „Königin-Luise-Rad“ im Garten am Karmeliter Weg, rechts sein Sohn Rüdiger (unten).





1938, sein Haus in Hermsdorf, Solquellstr. 9.



Im Sommer 1939 im Garten in der Solquellstraße, die junge Familie George: Heinz, Rüdiger, Inger und Ursula.



April 1943, die junge Familie kurz vor Heinz Georges Einberufung zum Militärdienst.



Mai 1943, Heinz George (4. von links) in der Kaserne in Königsberg.



August 1943, sein erster Urlaub zu Hause in Hermsdorf mit seinen beiden Kindern.



März 1944, sein dritter Urlaub bei seiner Familie in Possendorf.



31. Juli 1949, einen Tag nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, die in seinem Haus wohnende Familie; obere Reihe: Charlotte Kempfe (geb. Conrad), Max Kempfe, Frieda Dittmann (zu Besuch), Heinz Dittmann, Eva-Marie Dittmann mit Brigitte; untere Reihe: Rüdiger, Ursula, Heinz, Inger George, Andreas Dittmann.



Die während seiner Kriegsgefangenschaft überlebenswichtigen Gebrauchsgegenstände: 2 Schuhbürsten, Kamm, 2 Brillen mit Schachtel, 2 Rasierpinsel, Rasierklingen, Zahnbürste, Gabel, Löffel, Messer, 2 Federhalter, Drehbleistift, selbstangefertigtes Schloß, Kleiderhaken.

## Teil 2

### Vater und Tochter

Als mein Vater im Juli 1949 nach vierjähriger russischer Kriegsgefangenschaft aus Estland zu uns nach Hause zurückkam, war ich elf Jahre alt. Er war mir fremd und gehörte nicht zu uns und in unsere familiäre Hausgemeinschaft, die sich seit Kriegsende entwickelt hatte. Nach der sechs Jahre dauernden Trennung hatte ich keine Erinnerung mehr an die Zeit, die ich in meinen ersten fünf Lebensjahren, bevor er Soldat geworden war, mit ihm verbracht hatte. Ich empfand ihn als Fremdkörper, der in unser harmonisches Familienleben eingedrungen war. Er sorgte für Unruhe und machte meine Mutter traurig. Sie weinte oft. Er mischte sich in meine Schulangelegenheiten ein. Das paßte mir gar nicht. Vor seinem Auftauchen fühlte ich mich frei und die Schule machte mir großen Spaß. Jetzt spürte ich drückend die Last der Schularbeiten und Zensuren. Denn mein Vater machte mir Druck durch seine Überwachung meiner schulischen Leistungen und durch Extraübungen mit ihm in Fächern wie Sprachen und Geschichte, die mir nicht lagen, und deren Erlernen mir keine Freude machte.

Mein Bruder und ich besuchten ihn zweimal wöchentlich nachmittags in seinen möblierten Zimmern in Frohnau. Er bemühte sich neben der Verbesserung unserer Schulbildung seinen in den sechs vergangenen Jahren verlorenen Kontakt zu uns wieder aufzubauen, was ihm nur sehr schwer gelang. Denn mein Bruder und ich gaben ihm die Schuld an den unerfreulichen und unsere Mutter belastenden Familienverhältnissen. Nur sie war unsere Bezugsperson. Unser Vater hatte sich in unsere enge Mutter-Kind-Bindung hinein gedrängt und wir lehnten ihn ab.

(Foto: Rüdigers Einsegnung 1951, Inger, Rüdiger, Vater)

Nachdem meine Eltern geschieden waren, sahen sie sich wenigstens einmal monatlich. Mein Vater besuchte meine Mutter zu Hause. Es war am Monatsanfang, wenn er ihr das Haushaltsgeld für uns Kinder übergab und mit ihr den vergangenen Monat abrechnete. Soviel ich davon mitbekam, liebte meine Mutter diese Besuche gar nicht. Denn mein Vater war in Geldangelegenheiten sehr genau. Außerdem kam er auch zu meinem und zum Geburtstag meines Bruders und zu Weihnachten zu uns nach Hause. Jedesmal herrschte gedrückte Stimmung, denn in seiner Gegenwart konnten wir nicht unbefangenen fröhlich und albern sein. Er blieb meistens nur kurze Zeit zum Gratulieren und zur Übergabe der Geschenke. Zu Weihnachten kam er am Heiligabend nach der Kirche zu uns. Er besuchte den Gottesdienst im Französischen Dom, während wir Kinder mit unserer Mutter in die Hermsdorfer evangelische Apostel-Paulus-Kirche gingen. Er war bei der Bescherung dabei und verließ uns kurze Zeit später. Ich war jedesmal erleichtert, wenn er wieder verschwand. Ich atmete innerlich auf, weil jetzt erst für mich der gemütlich Teil des Heiligen Abends mit meiner Mutter und meinem Bruder begann. Später saßen noch alle Verwandten aus dem Haus zusammen, redeten und rauchten oder wir spielten Gesellschaftsspiele.

Rüdiger lehnte meinen Vater genauso stark ab wie ich. Er zeigte es ihm sehr deutlich, während ich mich bemühte, meine Ablehnung nicht so offensichtlich werden zu lassen, wie er es tat. Auf unserer ersten gemeinsamen Reise im Sommer 1951 nach Altenau im Harz, trat dieses Verhalten deutlich zu Tage. Zwei Wochen waren wir zwangsweise unentwegt zusammen. Das war nervig. Damals schrieb ich mein erstes Reisetagebuch in ein selbst gebundenes Büchlein, das im Werkunterricht entstanden war. In dieses habe ich unsere diversen Ausflüge und Wanderungen ausführlich eingetragen. Aber wie es mir dabei erging, was ich fühlte und empfand, das steht nicht darin. Das erzählte ich auch niemandem. Ich erinnere mich, daß Rüdigers Verhalten meinem Vater gegenüber mich sehr belastete. Er gab seine Unlust durch Worte, Mienenspiel

und Gebärden deutlich zu Ausdruck. Er muffelte herum, wollte auf Wanderungen nicht mitgehen und tat es dann gezwungenermaßen mit deutlich schlechter Laune. Mir war das unangenehm und mein Vater tat mir leid. Ich versuchte Rüdigers Verhalten dadurch auszugleichen, indem ich mir Mühe gab, und freundlich mit meinem Vater umging. Aber es war keine echte Freundlichkeit. Am liebsten hätte ich auch lauthals rumgemotzt, um meine Unlustgefühle abzureagieren.

Da meine Eltern sich bei den Sommerreisen mit uns Kindern abwechselten, verreisten wir erst zwei Jahre später, 1953, wieder mit ihm. Drei Wochen Bad Berneck im Fichtelgebirge. Meinem Bruder war es vergönnt, schon nach zehn Tagen abzureisen, da er sich mit seiner Jungenschaftsgruppe in Bayreuth traf. Ich mußte die volle Zeit durchhalten. 1955 verbrachte ich, inzwischen siebzehn Jahre alt, zwei Wochen mit ihm ohne meinen Bruder in Schwangau in Oberbayern. Es war das letzte Mal. Ich war oft schlecht gelaunt und gelangweilt. Er war mir noch immer fremd, nichts verband mich mit ihm. Ich fand seine Gegenwart nur lästig.

Sein ganzes Leben lang legte mein Vater sehr großen Wert auf seine hugenottische Abstammung. Besonders auch auf die französische Aussprache seines Familiennamens. Sehr zum Kummer meines Bruders und mir während unserer Schulzeit. Denn jedesmal wenn wir neue Lehrer im Unterricht bekamen, mußten wir diese Tatsache, die uns unwichtig erschien, immer wieder mit unserer hugenottischen Abstammung erklären. Dieses Beharren auf der französischen Aussprache seines Namens führte später sogar dazu, daß mein Vater in dem Wohnstift, in das er mit 91 Jahren einzog, unter dem Namen George – französisch gesprochen – bekannt war, während seine zweite Frau, die auf das Französische der Namensnennung keinen Wert legte, mit deutsch ausgesprochenem Namen angeredet wurde.

Unser Vater bemühte sich auch, uns seine hugenottische Verwandtschaft nahe zu bringen. Ich erinnere mich dunkel, daß er uns von seinen verstorbe-

nen Eltern erzählte, wir aber kein Interesse für diese zeigten. Zu früh waren sie gestorben. Nichts verband uns mit ihnen. Er gab sein Bemühen bald auf. Die einzige hugenottische Verwandte, die wir noch erlebten, war Tante Jenny, unsere Großtante in Hohen Neuendorf, die wir dort besuchten, bevor die Grenze zur Ostzone endgültig dicht gemacht wurde. Oma Conrad, seine Tante Martha, war mir aus den Erzählungen meiner Mutter und meiner Tante Evi ein Begriff. Sie war ihre Großmutter gewesen. Beide erbten nach ihrem Tod 1945 verschiedene Möbel-, Schmuckstücke und Wäscheteile, die sie im Hermsdorfer Haushalt gut gebrauchen konnten.

Ein kostbarer Gegenstand aus diesem Erbe befindet sich noch heute in meinem Besitz. Die alte Spieluhr mit fünfundzwanzig Stahlblechplatten. Nachdem meine Mutter die teils verbogenen Stahlzungen an der Unterseite der Platten mit einer kleinen Flachzange wieder aufgerichtet hatte, sind die Märsche, Walzer und Operettenlieder bis heute im volltönenden Spieluhrklang zu hören. Auch das Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ gehört zum Repertoire und darf an keinem Heiligabend fehlen.

So blieben meine hugenottischen Verwandten jahrelang in der Versenkung meines Desinteresses verschwunden bis ich mich mit zunehmendem Alter wirklich für sie interessierte und ich mehr über sie erfahren wollte. Noch rechtzeitig, damit mir mein Vater zu seinen Lebzeiten anhand des Familienstammbaums und alter Fotos aus seinem hölzernen Jugendstilkästchen Einzelheiten von ihnen berichten konnte. Sehr gerne lauschte ich nun seinen Erzählungen von früher.

Nach dem frühen Tod meiner Mutter zog mein Vater 1958 wieder in sein Haus in Hermsdorf ein. Neun Jahre hatte er es für seine geschiedene Frau und uns Kinder aufgegeben. Außer Rüdiger und mir wohnten jetzt noch meine Großmutter und ihr Mann, den wir Onkel Max nannten, darin. Meinem Bruder und mir paßte sein Einzug in unseren vertrauten Lebensraum überhaupt

nicht. Wir waren inzwischen 22 und 20 Jahre alt. Jetzt sollten wir tagtäglich mit ihm unter einem Dach wohnen? Unvorstellbar! Wir beide waren von ihm finanziell abhängig, da unsere Berufsausbildung noch nicht abgeschlossen war. Für mich stand damals sofort fest, sobald ich fertig bin und eigenes Geld verdiene, ziehe ich aus.

Was war es, was mich an ihm störte und warum ich ihn ablehnte? Sein immer wähernder Arbeitseifer ließ keinen Platz für Geruhsamkeit, Gemütlichkeit oder gar Albernheit, wie ich sie vom Zusammenleben mit meiner Mutter gewohnt war und geliebt hatte. Schon frühmorgens – mein Vater war immer ein Frühaufsteher – weckten mich seine harten Schritte, wenn er die Treppe aus seinem Mansardenzimmer zur Badestube treppab lief, nicht ging. Dabei trug er keine Hausschuhe, sondern Halbschuhe, die auf den Holzstufen entsprechend schlafweckend für mich unüberhörbar waren. Anschließend, ich war gerade wieder etwas eingeschlummert, begann sein morgendlicher Trommelwirbel. Sein Zimmer lag direkt über meinem. Fast jeden Tag schrieb er, bevor er zur Arbeit ging, auf seiner Schreibmaschine. Artikel und Manuskripte über Steuerfragen oder Briefe, unter anderem viele Leserbriefe an Zeitungen, um seinem Ärger über politische Tagesereignisse oder bürokratische Mißstände Luft zu machen.

Morgens hörte ich ihn nur, sah ich ihn fast nie, weil er früh aus dem Haus ging. Erst beim Abendbrot, dem ich nach Möglichkeit versuchte auszuweichen, traf ich ihn wieder. Das gemeinsame Essen mißhagte mir besonders. Jeder kaute stumm vor sich hin, daß die Eißgeräusche entsprechend laut hörbar waren. Es gab wenig Themen, worüber wir reden konnten. Er versuchte zwar, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, aber mein Bruder und ich beschränkten unsere Beteiligung daran auf Organisatorisches zum Tagesablauf in unserem Haushalt und auf Terminabsprachen. Ich versuchte, so schnell wie möglich aus dieser unbehaglichen Situation zu entkommen und den gemeinsamen Tisch wieder zu verlassen. Falls er uns nicht beim Essen antraf, sorgten ent-

sprechende von ihm geschriebene Zettel auf dem Küchentisch für unsere Information.

Ich vermißte meine Mutter sehr. Ohne sie war mein Leben leer geworden. Unser Vater bemühte sich, einen guten Kontakt zu uns Kindern aufzubauen. Wir gaben ihm wenig Hilfestellung dabei. Er nahm Anteil an unseren Ausbildungen, obgleich er wenig damit anfangen konnte. Ich studierte Innenarchitektur, mein Bruder Architektur. Beides zum Teil künstlerisch ausgeprägte Studiengänge, zu denen er als Steuerrechts- und Wirtschaftsexperte wenig Zugang hatte. Ein großer Vorteil für uns, weil wir ungestört durch ihn arbeiten konnten, ohne seiner „Nachhilfe“, wie wir sie zu Schulzeiten ertragen mußten, ausgesetzt zu sein. Er hoffte sehr, daß sein Vaterverhältnis zu seinem Sohn und seiner Tochter sich allmählich bessern würde. Nie sprach er darüber. Nur einmal drückte er dieses Gefühl in einem kurzen Satz am Ende eines langen Neujahrsbriefs an mich aus. Ich war mit Studienkollegen über Silvester beim Skifahren unterwegs.

„30. Dezember 1959

(...) Ich wünsche Dir, daß Dir das neue Jahr recht viel Schönes und Gutes bringt, weiterhin Freude am Lernen in der Meisterschule. Vor allem bleib' gesund. Die frohen Stunden mögen an Zahl die trüben weit übertreffen. Für mich wünsche ich, daß wir beide uns recht gut verstehen. Ich glaube, besser ist es schon geworden. Sei herzlichst begrüßt von Deinem Vater.“

Dreieinhalb Jahre bis zum Abschluß meiner Ausbildung als Innenarchitektin 1961 habe ich dieses unerfreuliche Familienleben durchgehalten. Gezielt suchte ich mir wie vorgenommen meine erste Stellung weit weg von Berlin. Inzwischen hatte ich einen Studienkollegen kennen- und, wie ich meinte, lieben gelernt. Gemeinsam zogen wir als Verlobte nach Hamburg, um dort unser Berufsleben zu beginnen. Mein Vater akzeptierte meine Lebenspläne und redete mir nicht hinein. Zu unserer Verlobung, die wir kurz vor unserem Um-

zug im Familienkreis feierten, hielt mein Vater eine kleine Rede, worin er sein Wohlwollen uns, dem jungen Paar gegenüber ausdrückte.

„Ein doppelter Anlaß führt uns heute zu einer kleinen Feier zusammen. Inger und Georg haben beide am gleichen Tage ihr Examen bestanden und damit ihre Berufsausbildung erfolgreich abgeschlossen. Sie sind beide staatlich geprüfte Innenarchitekten. Herzlichen Glückwunsch!

Damit ist für sie ein Lebensabschnitt zu Ende gegangen. Es ist der Lebensabschnitt, in dem es Aufgabe der Eltern ist, die Voraussetzungen zu schaffen, daß die Kinder später für sich selbst sorgen und aus eigener Kraft, weiterkommen können. Wir Eltern dürfen uns jetzt auf das Altenteil zurückziehen und uns darauf beschränken, ab und an einen Rat zu geben, wenn wir darum gefragt werden. Bei Euch liegt es jetzt, Euer Leben selbst in die Hand zu nehmen und auf dem Fundament weiter zu bauen, das gelegt ist. Daß Ihr das schaffen werdet, darum ist mir nicht bange. Ihr seid ja Architekten. Jeder Abschluß ist ein Neu-Beginn. Die Berufsausbildung ist zu Ende, die Berufstätigkeit beginnt. Jeder junge Mensch brennt darauf, und kann den Zeitpunkt manchmal gar nicht abwarten, von dem an er selbst verantwortlich ist und frei sein Lebensschiff allein steuern darf. Auch Inger und Georg regen, kaum flügge geworden, mächtig die Flügel. Sie fliegen gleich in die Ferne, nach Hamburg, wo Inger schon ihre Stellung hat und Georg voraussichtlich auch seinen Arbeitsplatz finden wird. Wir freuen uns darüber, daß das so gut klappt und gratulieren dazu, wenn sich für mich in die Freude auch eine leichte Trauer mischt wegen der damit verbundenen Trennung.

Aber die Berufstätigkeit ist nicht das einzige, was die beiden jetzt beginnen. Sie haben sich während der Ausbildungszeit kennen- und schätzen gelernt. Sie haben sich lieb gewonnen, so lieb, daß sie sich versprechen wollen, ihren künftigen Lebensweg gemeinsam zu gehen. Sie wollen sich verloben. Ich glaube, beide passen gut zueinander und bringen die Voraussetzungen dafür mit, daß es nach der Probezeit der Verlobung eine gute Ehe wird.

Der Familienkreis, der zur Feier dieser Ereignisse zusammen gekommen ist, ist nicht groß. Er ist nicht so groß, wie er sein sollte. Georgs Vater und Ingers Mutter weilen nicht mehr unter uns und können nicht an der Feier teilnehmen. Sie wären sicher auch froh und glücklich. Andere Verwandte und Bekannte können der politischen Ereignisse wegen nicht kommen. Aber das soll Eure Freude nicht schmälern. Im Namen aller wünsche ich Dir, liebe Inger, und Dir, lieber Georg, von ganzem Herzen alles Gute, viel Freude und Erfolg an der Berufsarbeit, viele, viele schöne, frohe und glückliche Stunden bei der kommenden gemeinsamen Wanderung durchs Leben. Darauf laßt uns anstoßen!“

(Foto der Familie bei der Verlobungsfeier)

Heute weiß ich, daß, wenn meine Mutter noch gelebt hätte, ich weder nach Hamburg gezogen wäre, noch meinen damaligen Freund Georg geheiratet hätte. Ich erhoffte mir, bei ihm den Ersatz für die fehlenden Geborgenheit zu Hause zu finden. Leider merkte ich sehr schnell, daß das nicht der Fall war.

Nach dem Auszug aus meinem Vaterhaus begleitete mich seine väterliche Fürsorge um mein Wohlergehen durch eine regelmäßige Korrespondenz mit mir. Aus meinen Antwortbriefen, die ich gerne und ausführlich verfaßte, – ich schrieb genauso gerne Briefe wie er – merkte er bald, daß ich mich schwer tat, in der neuen Hamburger Umgebung einzugewöhnen. Weder in meiner ersten Arbeitsstelle in einem Innenarchitektenbüro, wo ich selbständiges Arbeiten noch lernen mußte, noch in dem möblierten Zimmer, das ich bei einer pedantischen, älteren Wirtin bewohnte, die Herrenbesuche wenig liebte, und bei der sich mein Verlobter bald unbeliebt machte. Außerdem hatte ich in diesen trüben Märztagen 1962 großes Heimweh nach Berlin. Hörte ich im Radio Berliner Lieder, kamen mir die Tränen. Mein Vater beantwortete immer schnell und ausführlich meine „Meckerbriefe“ und machte mir Mut. Niemals stand darin ein Vorwurf, daß ich selbst Schuld hätte, weil ich zu Hause ausgezogen sei. Ich nahm seine Fürsorge erleichtert auf. Er war der Erste, der mich in Hamburg besuchte.

„Bln-Hermsdorf, den 15. März 1962

Liebe Inger! Heute habe ich mir die Flugkarte für Sonntag, den 25. März, besorgt. Ich fliege erst um 9.30 Uhr, damit ich nicht schon kurz nach Mitternacht aufzustehen brauche und auch Du ausschlafen kannst. Um 10.30 Uhr bin ich im Hamburg. Schreibst Du mir noch, wie ich am besten zu Dir komme oder holt mich einer von Euch ab? Zurückfliege ich 19 Uhr. Dann komme ich nicht so spät nach Hause, und Ihr habt den Abend noch für Euch.

Schreib' mir bitte, was ich noch mitbringen soll. Ich wollte Deine Tischlampe und die Bettwäsche noch einpacken, außer den Sachen, von denen Du schriebst. Dann wird ein mittlerer Koffer wohl voll sein. Wenn Du noch mehr brauchst, bestelle ich u. U. bei der PAA einen Lastensegler, der dann an das Flugzeug hinten angehängt und über Hamburg-Berne mit Fallschirm abgeworfen wird. (...)

Was den Kirsch anbetrifft: In Berlin ist die ‚Monopolabgabe auf Branntweinerzeugnisse‘ niedriger als in Westdeutschland; daher der Preisunterschied. Aber man darf eigentlich keinen Schnaps nach Westdeutschland ‚verbringen‘. Was Du willst, ist also Anstiftung zur Steuerhinterziehung! (...)

Heute ist unsere ‚Scheueramazone‘ nicht erschienen. Vielleicht ist sie krank. Hoffen wir, daß es nicht der Anfang vom Ende ist. Rüdiger ist sehr tüchtig. Er hat sein Zimmer sauber gemacht, die Treppe gescheuert und gebohntert und außerdem abgewaschen. Auch sonst entfaltet er ausgesprochen hauswirtschaftliche Talente und weist die ‚Scheueramazone‘ an, wie und was sie machen soll. Erstaunlich! Am Sonntagabend waren zwei aus seiner Gruppe hier. Sie haben erst den Kirsch ausgetrunken und dann auch den Schnapsbestand erheblich vermindert. Dann erschienen sie alle drei bei mir und haben die Bücherei besichtigt und dabei – vom Geiste des Alkohols beschwingt – weise Reden geführt. (...)

Durch seine ausführlichen Berichte wußte ich, was zu Hause los war, und fühlte mich weniger alleine gelassen. Die Hausarbeit teilten sich mein Bruder und mein Vater. Da die ‚Scheueramazonen‘ – unsere familiäre Bezeichnung für Putzfrau – manchmal unzuverlässig war, übernahmen wir erwachsenen Kinder auch schon zu Lebzeiten unserer Mutter die Reinigungsarbeiten im Hause. Wir hatten früh gelernt, mit anzupacken, weil sie voll berufstätig gewesen war.

Nicht nur seine Briefe und Besuche halfen mir, mich an den Alltag in Hamburg zu gewöhnen, sondern auch seine Zuschüsse zu Wochenendflügen oder Zugfahrten nach Berlin für Georg und mich. Auch die Vorbereitungen zu unserer Hochzeit, die wir im September in Berlin feiern wollten, übernahm er nach unseren Wünschen, da es von Hamburg aus zu umständlich war. Ich nahm das als selbstverständlich hin. Heute weiß ich, daß er sich als Verantwortlicher für das Wohlergehen seiner Kinder mit derselben Intensität bemühte, wie er sich früher um seine Frau und uns kleine Kinder gekümmert hatte, als er noch glücklich verheiratet war. Er tat alles, damit wir ein Leben ohne Sorgen führen konnten und war froh, wenn es zu klappen schien. Zu meinem 25. Geburtstag brachte er seine Freude und Erleichterung über meine Entwicklung zur Selbständigkeit in folgenden Zeilen zum Ausdruck, sogar handschriftlich, nicht wie sonst üblich mit Schreibmaschine geschrieben.

„21. Mai 1963 (...)

Liebe Inger! Es sind nun mehr als zwölf Monate, daß du ‚ausgeflogen‘ bist und dann anfingst, Dir ein eigenes Nest zu bauen. Jeder Ältere, besonders vielleicht der Vater, wird in einem solchen Augenblick trotz allen Vertrauens auf die junge Generation doch ein klein bißchen bange sein und sich fragen: ‚Wird’s auch klappen?‘ Ich glaube, nach diesem Jahre sagen zu können: es hat geklappt. Ich habe mich immer gefreut, mit welcher Überlegtheit Du an die Ausführung Deiner Pläne heran gegangen bist. Das gilt sowohl für die Vorbereitung Deiner Hochzeit wie für Deinen Stellungswechsel, aber

auch für kleinere Dinge, eine Fahrt nach Berlin, die Anschaffung eines größeren Gegenstandes. Du hast Dich in Deiner Selbständigkeit bewährt, und Du wirst es weiter tun. Das wollte ich Dir einmal sagen. Und ein solcher Tag wie der morgige ist vielleicht eine Gelegenheit dafür.

Dann habe ich mich auch sehr gefreut, daß Du so oft und ausführlich geschrieben hast und mich an Deinem Leben hast teilnehmen lassen. Sieh' zu, daß es so bleibt. Ich will Dir gern mit Rat und Tat helfen, soweit das möglich ist und soweit Du selber eine Hilfe oder einen Rat willst. (...)“

Diese liebevolle väterliche Fürsorge erlebte ich weiterhin. Er half mir mit Rat und Tat bei auftretenden Problemen mit meinem Mann, wenn es z. B. darum ging, größere Anschaffungen zu machen, die unser Einkommen nicht zuließ. Zum Beispiel beim Autokauf, dem ich nicht zustimmen wollte. Dazu schrieb uns mein Vater am 10. November 1963 folgenden Vorschlag:

(...) Doch jetzt zu dem, was Dich und Georg am meisten interessieren wird, meine Ansicht zum Autokauf. Ich kenne ja Georgs Leidenschaft für alles, was einen Motor hat, und kann sie auch ganz gut verstehen, besonders aber, daß er einen schönen neuen Wagen haben möchte, obwohl ich technisch ja sehr wenig interessiert bin. Du hast auch recht, daß er dadurch ein bißchen einseitig wird, wenn er sich für keine anderen literarischen Erzeugnisse außer Autoprospekte u.ä. interessiert.

Vermutlich werden Euch meine ‚weisen‘ Reden nicht sehr befriedigen. Georg wird denken oder sagen, das habe er gleich gewußt, daß der ‚Alte‘ dieser Ansicht sein werde und daß er nun die Ansicht zweier gegen sich habe. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie ich Euch helfen könnte. Darum folgender praktischer Vorschlag:

Ihr wartet mit dem Autokauf noch ein Jahr länger, bis zum Frühjahr 1965. Bis dahin spart Ihr fleißig, vielleicht monatlich 100 DM und zahlt diesen Betrag auf ein besonderes Sparkonto ein, damit Ihr seht, wie viel Zinsen

Ihr dadurch bekommt. Außerdem zahlt Ihr auf dieses Konto alle Sondereinnahmen, wie Lohnsteuerjahresausgleich, 13. Monatsgehalt, Weihnachtsgratifikation möglichst ganz, wenigstens aber zur Hälfte ein. Dann werdet Ihr in anderthalb Jahren vielleicht 2000 bis 2500 DM gespart haben. Den gleichen Betrag, den Ihr bis zum 1. April 1965 gespart habt, gebe ich Euch zwar nicht als Geschenk, wohl aber als zinsloses Darlehn. Die Abzahlung an mich in Monatsraten von – vielleicht – 100 DM wird Euch bestimmt nicht so drücken wie an die Bank, die auf ihrem Vertrag bestehen muß, da sie ja kein Wohltätigkeitsinstitut ist, sondern verdienen will. Und sollte dann noch ein Betrag von ein paar hundert Mark an dem Kaufpreis des neuen Wagens fehlen – vielleicht findet Ihr aber auch einen Wagen zum Preise von 5000 DM – , so läßt sich über einen verlorenen Zuschuß von mir auch noch reden. Was meint Ihr dazu?

Vor allem möchte ich, daß Ihr Euch wegen des Autos in den paar Stunden, die Ihr nach der Arbeit gemeinsam verbringt, nicht ‚anmeckert‘ (...)“  
Und so haben wir es damals dann gemacht. Im Frühjahr 1965 kauften wir uns mit der finanziellen Unterstützung meines Vaters unser erstes neues Auto, einen VW 1500, nachdem wir vorher einen gebrauchten BMW 600 unser eigen genannt hatten.

Unser nächstes, etwas größere Anliegen an ihn ließ nicht lange auf sich warten. Im Herbst 1965 wollten wir Hamburg den Rücken kehren, um wieder nach Berlin zu ziehen, weil es uns dorthin zurück zog. Doch wo sollten wir wohnen? Es herrschte weiterhin Wohnungsknappheit und bezahlbare Wohnungen wurden vom Wohnungsamt bewirtschaftet. Das bedeutete, daß man diese nur auf Antrag zugewiesen bekam und das dauerte unter Umständen Jahre! Im Frühjahr hatte mein Bruder geheiratet und war aus dem Haus in Hermsdorf ausgezogen. Jetzt wohnten nur noch mein Vater und meine Großmutter darin. Onkel Max war inzwischen gestorben. Da kam uns der Gedan-

ke, ob es nicht möglich sein könnte, daß wir in die 3-Zimmer-Wohnung meiner Schwiegermutter in Zehlendorf zögen, die sie inzwischen alleine bewohnte, und meine Schwiegermutter dafür in das Haus meines Vaters. Dort war inzwischen genügend Platz. Sie hatte nach meinem Auszug 1962 regelmäßig für meine Vater am Sonntag gekocht. Sie war eine hilfsbereite Frau und freute sich, wenn sie gebraucht wurde.

Am 27. Juni 1965 hatte mir mein Vater bereits seine Meinung zum Thema „Haushälterin“ geschrieben:

„(...) Mit meiner Aufwartefrau bin ich ganz zufrieden. Wir korrespondieren sehr lebhaft miteinander. Ihre Schreiben sind zum Kullern. Ich werde sie sammeln und als ‚Briefwechsel mit einer Parkettkosmetikerin‘ herausgeben. Ich bin gespannt, wie lange es gut geht.

Darum gleich zur Frage der Haushälterin. Zurzeit befinde ich mich in meiner Junggesellen-Wirtschaft ganz wohl. Ich kann machen, was ich will, und brauche kaum auf jemand Rücksicht zu nehmen. Andererseits liegen alle Dinge immer da, wo ich sie hingelegt habe, wenn ich mich auch manchmal wundere, wo ich sie hingelegt habe. Diese Freiheit hört dann auf, wenn ich eine Haushälterin habe.

Das Hauptproblem dabei ist, daß ich ja noch nicht ganz allein im Hause bin. Ich glaube nicht, daß sich jemand findet, der nicht zu Reibereien mit Omi kommt. Du kennst sie ja. Sie nimmt gern jemanden in Anspruch. Ich habe das jetzt wieder bei Tante Anneliese beobachtet. Tante Evi bestätigte auch, daß sie sie hin und her jagt. Daher bin ich froh, daß Omi ihre eigene Aufwartefrau hat. Dann kann sich meine Frau nicht über Omi ärgern und dieses Ärgers wegen nicht mehr zu mir kommen. Wenn ich nun eine Haushälterin hätte, so wäre das das gleiche, abgesehen von den Unbequemlichkeiten für mich. Und wenn ich jemand bitte, den ich kenne, so kann ich ihr das Risiko nicht zumuten. Sie würde ja schließlich ihre Wohnung aufgeben müssen. Du siehst, die Sache mit der Haushälterin ist gar nicht so einfach.

Über kurz oder lang werde ich ja doch zu einer derartigen Lösung kommen müssen. So lange es aber noch irgendwie geht, murkse ich allein weiter.

Die Lösung, die ich am liebsten hätte, wäre natürlich, daß Ihr einmal zu mir zöget. Doch ich bin mir klar, daß das nicht geht. Einmal seid Ihr ja vorläufig noch nicht in Berlin. Habt Ihr dazu Aussichten? Und dann paßt jung und alt nicht immer zusammen. Darüber war ich mir übrigens schon klar, ehe Du es mir Anfang des Jahres schriebst. Als ich mir einmal überlegte, was ich nach Rüdigers Hochzeit anfangen würde, bin ich zu dieser Erkenntnis gekommen. (...) Das möge für heute über dieses Thema genügen. Wir können uns einmal mündlich darüber unterhalten. (...)“

Deutlich hatte er mir seinen Standpunkt mitgeteilt. Dennoch ließ sich mein Vater im Herbst 1965, als es ernst mit unserer Rückkehr nach Berlin wurde, trotz seiner Bedenken uns zu liebe darauf ein, Georgs Mutter in seinem Haus aufzunehmen, wenn diese dazu bereit wäre. Diese tat sich mit ihrem endgültigen Entschluß zu ihm zu ziehen sehr schwer, daß es bei den Verhandlungen mit ihr immer wieder zu Mißverständnissen kam, die meinen Vater verärgerten. Mir war damals schon klar, daß die beiden zu verschieden sind, um gut miteinander auskommen zu können. Aber was machte man nicht alles, um in Berlin an eine vernünftige, preiswerte Wohnung zu kommen? Am 14. September machte mein Vater seinem Ärger Luft und schrieb mir deutlich seine Meinung.

„(...) Doch muß ich Dir einiges schreiben, was Du bitte bei dieser Sache auch berücksichtigen mußt: Ich wohne jetzt wieder sieben Jahre in meinem Haus, an dem ich, wie Du vielleicht verstehen kannst, hänge. In den ersten Jahren, habe ich mich als möblierter Mieter in meinem eigenen Haus gefühlt, also nicht wohl gefühlt. Warum, wirst Du an besten wissen. Allmählich hat sich das geändert. Und jetzt habe ich geglaubt, ich hätte endlich Aussicht, den Rest meines Lebens so zu gestalten, wie ich es mir schön vorstelle. Solange Omi hier wohnt, sind auch da gewisse Einschränkungen er-

forderlich. Daß ich auf sie soweit wie möglich Rücksicht nehme, ist selbstverständlich.

Ich bitte daher um Verständnis, wenn ich mir einige Reservate meines privaten Lebens sichern möchte. Selbstverständlich ist mir klar, daß ich nicht als Einsiedler allein in dem Haus ‚hausen‘ kann. Ich möchte mir den Partner, mit dem ich das Haus teile, aber auch aussuchen bzw. mit ihm darüber klar sein, daß ich eine gewisse Selbständigkeit bewahren will und auch muß, sonst gehe ich ein.

Das soll nun keineswegs heißen, daß ich mit Schwiemu nicht zusammenziehen will und daß ich glaube, wir kämen beide nicht miteinander aus. Du wirst Dich erinnern, daß ich sofort zugestimmt habe, als Ihr mit mir von Euren Plänen sprach. Die Bedenken sind von Schwiemu ausgegangen. Sie hat offenbar die Vorstellung, ich stellte Gott weiß was für Ansprüche, und sie sei ihnen nicht gewachsen. Im Gegenteil! (...)“

Wenn ich heute seine Zeilen lese, wird mir überdeutlich, was mein Vater damals für mich auf sich genommen hat, indem er meine Schwiegermutter bei sich im Haus aufnahm. Er schien zu ahnen, daß es nicht gut gehen würde. Aber mir zu Liebe tat er es dennoch. Gleichzeitig war ihm zu dem Zeitpunkt auch schon bewußt, daß unsere Ehe bei den finanziellen Ansprüchen meines Mannes nicht halten könne. In dem selben Brief äußerte er seine Sorgen darüber.

„Liebe Inger! Ich habe noch etwas auf dem Herzen. Du fragst, wieviel Geld auf Deinen Sparbüchern ist. Ich glaube, es werden rund 1500 DM sein. Genau weiß ich es nicht. Ich möchte jetzt auch nicht suchen. Du kannst darüber jederzeit verfügen. Ich würde es jedoch bedauern, wenn es irgendwie untergebuttert würde und jetzt in den allgemeinen zusätzlichen Ausgaben verschwände. Ich würde es für richtiger halten, wenn Du Dir das als einen ‚Notgroschen‘ aufheben würdest. Und dabei noch eins. Findest Du nicht,

daß ein Segelboot für 7000 DM, ein Auto und ein Motorrad etwas viel ‚unbedingt Notwendiges‘ für Eure Verhältnisse ist? (...)

Sieh bitte darin keine Einmischung in Eure Angelegenheiten; denn letzten Endes geht es mich nichts an. Sieh vielmehr nur eine gewisse Besorgnis hinsichtlich der weiteren Entwicklung Eures Lebens. Ihr könnt doch nicht bloß für den Unterhalt von Schiffen und Wagen arbeiten. Du brauchst darauf nicht zu antworten. Ich wollte auch keineswegs warnen, sondern nur einmal – allerdings ungefragt, ich bitte das meiner väterlichen Liebe zu Euch zugute zu halten – meine Ansicht gesagt haben.(...)“

Bis zu unserem endgültigen Umzug, Ende November von Hamburg nach Berlin wechselte ich mit meinem Vater noch mehrere Briefe zum Thema des Einzugs meiner Schwiegermutter in sein Haus. Es war für beide Seiten ein großer Entschluß, der in ihrer beider Leben Einschnitte bringen würde. Schwiemu sollte ihre Wohnung, in der sie jahrelang gelebt hatte, verlassen. Mein Vater sollte seine allmählich wieder gewonnene Freiheit in seinem Haus abermals aufgeben. Beide taten es ihren Kindern zuliebe. Auch die Großzügigkeit meines Vaters seinem Schwiegersohn gegenüber, dem er wegen seiner finanziellen Eskapaden nicht sehr wohl gesonnen war, kam zum Ausdruck, als er am 10. Oktober 1965 an mich schrieb.

„Liebe Inger! Vielen Dank für Deinen Brief! Georg ist nun in Berlin. Leider hatte er, wie Schwiemu mir gestern erzählte, bei der Fahrt nach Berlin einen Unfall. Ich bin froh, daß ihm nichts zugestoßen ist. Der Blechschaden ist betrüblich, aber reparierbar. Hoffentlich wird es nicht zu teuer; denn Ihr braucht ja für die Umzugsausgaben usw. das Geld für andere Zwecke. Sollte Georg dringend etwas gebrauchen, so soll er sich vertrauensvoll an mich wenden. Schwiemu braucht das ja nicht unbedingt zu wissen; sie ist jetzt schrecklich nervös und ausgesprochen ‚durchgedreht‘. Das sagt sie selbst. Gestern hat sie mir gesagt, sie wolle zu mir ziehen. Auf Probe, wie ich es vorgeschlagen hatte. Auch ohne daß sogleich größere ‚bauliche‘ Änderun-

gen vorgenommen werden. Doch so ganz sicher bin ich mir nicht, ob sie es nicht doch bloß tut, um Euch und mir einen Gefallen zu erweisen. (...) Andererseits dürft Ihr aber auch in ihrer Wohnung nicht alles auf den Kopf stellen, damit sie das Gefühl hat, sie könne wirklich wieder in ihre alte, lieb-gewonnene Umgebung.

Also investiert zunächst noch nicht zuviel in die Wohnung, weder Geld noch Arbeit. Nehmt lieber ein paar Monate Ungemütlichkeit auf Euch. Hin-zu kommt auch, daß es nicht sicher ist, ob Euch das Wohnungsamt die Wohnung nicht einmal streitig macht. Denn einem jungen Ehepaar ‚stehen‘ nur zwei Zimmer ‚zu‘, bei einer neuen Sozialbauwohnng 2 ½, wenn sie mit Mieterdarlehn finanziert ist (so wie Rüdigers). Man kann Euch natürlich nicht so ganz leicht hinaus setzen, wenn Ihr einmal drin seid und wenn der Vermieter mit Euch einverstanden ist. Aber die Möglichkeit einer Beschlag-nahme ist natürlich nicht völlig ausgeschlossen, wenn auch nicht so ganz einfach fürs Wohnungsamt. (...)“

Es war recht kompliziert 1965 in Berlin eine Wohnung zu beziehen und dabei alle Vorschriften der Berliner Behörden zu beachten oder zu umgehen. Ende November war es dann endlich soweit und mein Vater wünschte uns für den Transport unseres Mobiliars von Hamburg nach Berlin

„einen möglichst reibungslosen Umzug, kein Glatteis oder Schneeglätte und keinen Ärger an der Zonengrenze. Georg möge vorsichtig fahren, soweit es ihm möglich ist. (...)“

Er schien vorausgesehen zu haben, was uns bei der Fahrt auf der Transitstre-cke der Bundesstraße 5 von Hamburg nach Berlin bevorstand. Das Verladen unseres Umzugsguts in einen VW-Transporter erledigten wir mit Hilfe meines Cousins Andreas. Das Fahrzeug war zum Schluß gut gefüllt und alle Gegen-stände untergebracht. Begleitet von blöden Sprüchen und Albernheiten starte-ten wir an diesem trüben Novembertag endlich am frühen Nachmittag. Unser Umzugsgut hatten wir schriftlich in Listen aufgeführt, wobei alle Bücher mit

Titeln und Verfasser angegeben werden mußten. An der Grenze zur DDR ließ uns der zuständige Volkspolizist seitlich aus der Warteschlange heraus fahren. Wir ahnten nichts Gutes! Nach Durchsicht der Listen forderte er uns auf, das mühsam verstaute Mobiliar wieder auszupacken. Wütend, aber unseren Unmut nur wenig zeigend, damit die Sache sich nicht zuspitzte, wir waren der unberechenbaren Stimmung des Vopos ausgeliefert, machten wir uns an die unerfreuliche Auspackerei. Als endlich ein Drittel der Ladung neben dem Transporter stand, durften wir sie wieder einräumen. Dann erst bekamen wir die Stempel, die zur Durchreise der DDR nötig waren.

Inzwischen war es fast dunkel geworden, als wir endlich starteten. Zu dritt saßen wir vorne. Georg fuhr, ich saß zwischen ihm und meinem Cousin. Wir starrten auf die Fahrbahn, die ihren witterungsbedingten Zustand wenig preisgab. Tagsüber hatte es getaut und die Straßen waren naß gewesen. Jetzt überfror die Nässe. Zusätzlich zur einsetzenden Dunkelheit wurde es neblig, daß wir kaum im Scheinwerferlicht den Fahrbahnrand erkennen konnten. Mir wurde immer mulmiger zu Mute. Georg, der für seine rasante Fahrweise bekannt war, kümmerte sich wenig um meine Befürchtungen von Glatteis. Er paßte seine Fahrgeschwindigkeit wenig diesen Umständen an. Er wollte so schnell wie möglich ans Ziel kommen. Ich sah mich schon rutschender Weise mit unserem gesamten Hausstand irgendwo in der Wildnis landen. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als wir endlich spät abends die Grenze nach Westberlin erreichten, ohne Schaden genommen zu haben.

Wie ich vorausgesehen hatte, erwies sich die Zwangsgemeinschaft meiner Schwiegermutter mit meinem Vater bald als ungeeignet. Beide waren in ihren Verhaltensweisen zu bestimmend, daß sie schwer miteinander auskommen konnten. Immer wieder bekamen wir ihren Unmut darüber zu spüren, wenn sie uns in ihrer alten Wohnung in Zehlendorf besuchte. „Womit habe ich das verdient?“ so empfing sie mich einmal vorwurfsvoll, als ich nach Feierabend

die Treppe zu unserer Wohnung hochstieg. Sie saß auf der obersten Treppenstufe vor der Wohnungstür und durfte „ihre“ Wohnung nicht betreten, weil sie dafür keinen Schlüssel mehr besaß. Wir hatten ihr diesen unter einem Vorwand abgenommen, nachdem sie immer wieder überraschend bei uns aufgetaucht war, um sich in unseren Haushalt einzumischen, d. h. nach ihren Vorstellungen darin zu wirtschaften. So konnte es nicht weitergehen.

Wir hatten uns inzwischen beim Zehlendorfer Wohnungsamt um eine für uns in Frage kommende Zweizimmer-Sozial-Wohnung beworben, und im Sommer 1968 wurde uns diese endlich zugewiesen. Das war die Lösung! Schwiemu konnte in diese einziehen und wir blieben in ihrer Dreizimmer-Altbauwohnung, die wir inzwischen nach unserem Geschmack und Bedürfnissen umgemodelt hatten. Endlich hatten wir unsere Ruhe vor ihr, und ich brauchte kein schlechtes Gewissen mehr zu verspüren.

Am 25. August 1968 schrieb mir mein Vater dazu seine Gedanken:

„(...) Mit Schwiemu habe ich mich gestern ausführlich über die Umzugspläne unterhalten. Sie ist beruhigt, daß ich ihr nicht böse bin, daß sie weg will. Sie will gern am Wochenende für mich kochen. Ich habe auch vorgeschlagen, daß sie zu Weihnachten für ihre und meine Kinder wieder bei mir Putenbraten macht. Das schien ihr zu gefallen. Ich glaube, damit ist alles getan, damit wir uns in Frieden und Freundschaft trennen. Hoffentlich klappt es mit der Wohnung. Schwiemu wäre, glaube ich, sehr enttäuscht, wenn sich noch unüberwindliche Schwierigkeiten ergeben sollten.

Zum Schluß muß ich Dir noch ein Lob aussprechen. Du hast so richtig das Für und Wider gegen einander abgewogen und nicht einfach gesagt, der eine oder der andere ist ‚schuld‘ daran, daß es nicht geklappt hat mit unserer Wohngemeinschaft. Für den Außenstehenden ist es immer schwer, ein richtiges Urteil zu fällen. Auf jeden Fall war ich von unserm Telefongespräch sehr befriedigt. (...)“

Schwiemu ist im Herbst 1968 in die uns vom Wohnungsamt zugewiesene Wohnung in der Mörchinger Straße gezogen und fühlte sich darin sehr wohl. Hier konnte sie schalten und walten, wie sie es für richtig hielt, und durfte wieder in „ihrem“ Zehlendorf leben. Mein Vater genoß seine wieder gewonnene Freiheit. Besonders über Weihnachten und Silvester 1968, weil er in diesen zwei Wochen ganz allein sein Haus bewohnen konnte. Denn Omi war mit dem gesamten Familienclan bestehend aus Tante Evi mit Mann und Kindern – Gitti und Andreas – , Schwiemu mit ihren Söhnen Georg und mir und Helmut mit Familie ins Zillertal gereist. Am 2. Weihnachtsfeiertag beschrieb er mir in einem Brief diese für ihn so geruhsamen Tage.

„(...) Nach dem Mittagessen habe ich – noch im Schein der vier Adventskerzen – meine Geschenke ausgepackt. Die Tischdecke gefällt mir sehr. Ich habe sie gleich aufgelegt. Besonders habe ich mich über den Kalender mit den vielen Bildern von Euch gefreut. Ihr habt Euch damit viel Mühe gemacht und mir eine große Freude bereitet. Ich habe den Kalender aufgehängt und betrachte im Vorübergehen gelegentlich das Konterfei der Inger von 1939.

Nach dem Besuch des KirchsaaIs in Halensee bin ich zu den Tegelern (Anm.: mein Bruder mit seiner Frau Gundula und ihrem einjährigen Sohn Kai) gefahren. Kai staunte zunächst einige Augenblicke die brennenden Kerzen an, während Rüdiger auf dem Akkordeon spielte. Dann blickte er sich um und entdeckte den Weihnachtsmann aus Schokolade in Staniolpapier, ergriff ihn und fing an ihn auszupacken und hineinzubeißen. Wir aßen gemeinsam Abendbrot. Kurz nach 19 Uhr brachte Rüdiger mich nach Hause. Hier habe ich dann die Kerzen am Baum angezündet, die Spieluhr angestellt und geruhsam einige Pfefferkuchen geknabbert.

Am ersten Feiertag war ich zum Mittagessen (Putenbraten) in Tegel. Gundulas Mutter und Schwester Elma waren auch da. Gundulas Vater konnte wegen eines scheußlichen Hexenschusses nicht kommen. (...) Heute bin ich zu Hause geblieben. Ich sollte eigentlich zum Gänsebraten nach Frohnau kommen, habe aber abgewinkt, um mich meinem Kram widmen zu können. Ich hatte vor Weihnachten noch eine größere Ausarbeitung beendet, die mich längere Zeit in Anspruch genommen hatte. (...) Ich kann mich also den recht umfangreichen ‚Aufräumarbeiten‘ widmen. Dazu gehört auch das Abstauben der Bücher, womit ich vor Weihnachten bis auf ein Regal fertig geworden bin. Dabei sind wieder andere erhebliche Kramarbeiten angefallen, mit denen ich mich jetzt beschäftigen werde. Im Übrigen genieße ich das Alleinsein.

Gleich am vorigen Sonntag habe ich damit angefangen, indem ich bis zum endgültigen Aufwachen schlief. Das war 8.30 Uhr. Das ist nur möglich, wenn keinerlei Geräusche im Hause sind. Dann habe ich alles sehr gemächlich erledigt. Von Mittag an habe ich dann Weihnachtsbriefe geschrieben. Das dauerte bis zum Abendbrot, natürlich ab und zu einmal unterbrochen. Die Post hat gut dabei verdient.

(...) Deine Stolle ist prima; sie mundet ausgezeichnet. Ich werde mir gleich ein Stück zu Gemüte führen und eine Tasse Kaffee dazu brauen. Zum Schluß wünsche ich Euch für das Neue Jahr alles Gute, vor allem Gesundheit und die Erfüllung Eurer neuesten Pläne. Kommt gesund wieder!“

Im nächsten Jahr merkte ich immer mehr ab, daß ein weiteres Zusammenleben mit Georg für mich nicht mehr in Frage kam. Lange genug hatte ich seine egoistischen Verhaltensweisen in unserem Zusammenleben ertragen. Im Frühjahr 1970 entschloß ich mich endlich, mich von ihm zu trennen, nachdem ich eine kleine für mich passende Einzimmer-Wohnung gefunden hatte, die Voraussetzung dafür war. Mein Vater begrüßte diese Entscheidung sicher

sehr, obgleich er mit mir nicht darüber sprach. Zu meinem Geburtstag, den ich mit der Familie von meinem Bruder, seinen inzwischen ein und drei Jahre alten Söhnen Gunnar und Kai, in Bibione an der Adria verbrachte, gratulierte er mir mit folgenden Zeilen:

„Liebe Inger! (...) Ich wünsche Dir für das kommende Lebensjahr von ganzem Herzen alles Gute, vor allem gute Gesundheit, die Grundlage für alles andere. Weiter wünsche ich Dir, daß sich Dein Leben so gestalten möge, wie Du es Dir vorstellst, und daß Du Dich glücklicher fühlst als im abgelaufenen Jahr. Es ist nicht leicht für mich, in diesem Jahr die richtigen Worte zu finden. Ich hoffe, Du weißt auch so, daß ich Dich gern habe und wie sehr mir Dein Glück am Herzen liegt. Verlebe recht schöne und unbeschwerte Ferientage mit Rüdiger, Gundula und den anderen!

Herzliche Grüße                      Dein Vati“

Ein Jahr später tat ich den endgültigen Trennungsschritt und reichte die Scheidung ein. Gleichzeitig begann ich eine neue Ausbildung als Erzieherin, denn mein erlernter Beruf, den ich überwiegend als Zeichnerin in Architektenbüros ausgeübt hatte, befriedigte mich nicht mehr. Zu meinem Geburtstag schrieb er mir seine väterlich fürsorglichen, aber auch Erleichterung ausdrückenden Zeilen.

„Liebe Inger!

Meine herzlichste Gratulation zu Deinem Geburtstag! Ich wünsche Dir zu diesem Tage für das neue Lebensjahr alles Gute. Vor allem weiter gute Gesundheit. Weiter, daß Dich Deine neue Tätigkeit recht befriedigt und daß alle Deine Pläne in Erfüllung gehen mögen.

Dein Entschluß, Dich endgültig von Georg zu trennen, ist wohl richtig. Du hast ein ganzes Jahr gewartet und alles Für und Wider sicher oft überlegt. Natürlich bedauere ich, daß Deine Verbindung mit Georg nicht die richtige war. Doch freut es mich, daß Du tatkräftig, wie Du bist, den nicht leichten Entschluß gefaßt hast, einen Schlußstrich zu ziehen. Darum habe ich auch

keine Sorge, daß Du schwierige Lagen nicht meistern könntest. – Solltest Du einmal einen Rat brauchen: Du weißt, ich rate Dir gern.

Nun wünsche ich Dir viele frohe und vergnügte Stunden im Urlaub und recht schönes Wetter.

Herzliche Grüße Dein Vater“

Als zwei Monate später die Scheidung ausgesprochen war, äußerte er sich schriftlich auch dazu:

„(...) Erfreulich, daß die Scheidung glatt verlaufen ist und daß Ihr friedlich auseinander gegangen seid. Mutti und ich haben damals danach zusammen Kaffee getrunken.(...)“

Seit dem Tod meiner Mutter waren inzwischen dreizehn Jahre vergangen. Ich war 33 Jahre alt. Mein Verhältnis zu meinem Vater hatte sich seit damals verändert. Durch sein Verhalten mir gegenüber hatte er gezeigt, wie wichtig ich, seine Tochter, ihm war. Er war ein fürsorglicher, liebevoller Vater, der seine Gefühle nur schwer zeigen konnte, aber diese in seinem Verhalten mir gegenüber und in seinen geschriebenen Worten zum Ausdruck brachte. Da ich mein eigenes Leben gestalten konnte, ohne daß er mir hineinredete, verbesserte sich unser Verhältnis allmählich immer mehr. Ich begriff, daß ich ihn nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft ungerecht behandelt hatte, indem ich ihm allein die Schuld an der Trennung meiner Eltern gegeben hatte. Ihre Scheidung hatte mich jahrelang gequält, weil ich sie als Makel empfunden hatte. Damals hatte ich mir geschworen: Ich lasse mich nie scheiden! Jetzt, als ich selbst meine Eigene durchgezogen hatte, wußte ich Bescheid, wie erleichternd dieser Schritt für mich war, zumal Georg und ich keine Kinder hatten, die darunter leiden mußten.

Ein halbes Jahr später lernte ich meinen neuen Lebenspartner kennen und schrieb es meinem Vater. Er drückte seine Freude darüber so aus:

„Berlin-Hermsdorf, den 2. Febr. 1972

Liebe Inger!

Vielen Dank für Deinen Brief und die gute Nachricht, die er enthält! Ich würde mich sehr freuen, wenn Du jemand gefunden hättest, mit dem Du gut zusammenleben kannst. Das Alleinleben ist auf die Dauer nicht das Richtige. Du wirst mir hoffentlich mehr von ihm erzählen, wenn Du ihn näher kennengelernt hast. Ich wünsche Dir von ganzem Herzen, daß alle Deine Hoffnungen in Erfüllung gehen. Viele herzliche Grüße Dein Vati“  
Mein folgendes Leben zusammen mit Peter, einem Witwer mit zwei Kindern, begleitete er weiter mit seiner väterlichen Fürsorge. Sicher nicht immer nur mit Wohlwollen, wenn ich mich nicht so verhielt, wie es seiner Meinung nach für eine Frau richtig war, zu deren Aufgaben es nicht gehörte, gleichzeitig Kinder zu erziehen und eine Berufstätigkeit auszuüben.

### **Der Familienmensch**

Nicht nur mein Leben begleitete er mit liebevoller Aufmerksamkeit, sondern auch das meines Bruders und dessen größer werdende Familie. Rüdigers schulische Ausbildung entsprach nicht seinen Vorstellungen bei seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft. Er hatte sich für ihn eine ähnliche berufliche Laufbahn auf humanistischer Grundlage erhofft, wie er sie selbst erfahren hatte mit dem krönenden Abschluß eines Dokortitels. Doch Rüdiger war anders veranlagt als er. Wie schon erwähnt, galt sein großes Interesse dem Sport. Dazu kamen seine Begeisterung für Kunst und Musik. Gebiete, die meinem Vater nicht lagen. Die künstlerische Veranlagung hat Rüdiger sicher von unserer Mutter geerbt. Dennoch war er stolz, als sein Sohn sein Hochschulstudium an der Berliner Technischen Universität im Herbst 1962 erfolgreich als Architekt abgeschlossen hatte, wie seine Worte aus diesem Anlaß zum Ausdruck brachten.

„Heute steht Rüdiger im Mittelpunkt unserer kleinen Familienfeier. Er hat sein Studium abgeschlossen und führt nun als Dipl. Ing. ebenfalls einen akademischen Grad. Damit bist Du, lieber Rüdiger, an einem deutlichen Abschnitt in Deinem bisherigen Leben angelangt. Bisher mußt Du immer nur lernen und lernen und Prüfungen ablegen. 20 Jahre lang. Der Weg war steil und dornig. Die Sache hat Dir sicher auch nicht immer Spaß gemacht. Zwei Jahrzehnte sind für einen jungen Menschen eine schrecklich lange Zeit. Doch nun bist Du am Ziel angelangt, nachdem Dir mit der Zeit das Lernen selbst und vor allem Dein Studium Freude bereitet hat, Dein Studium, dem Du Dich mit großer Ausdauer und aner kennenswertem Fleiß gewidmet hast. Nun, der Erfolg all der Mühen ist nicht ausgeblieben. Du hast Dein Studium im Vergleich zu anderen schnell und mit einem schönen Ergebnis abgeschlossen. Du kannst mit Befriedigung feststellen, daß sich die Plackerei gelohnt hat, daß auch Deine Lehrer Deine Arbeit zu schätzen wissen, sonst hättest Du nicht so schnell eine Stellung und vor allen nicht die Stellung gefunden, die Du bekommen hast.

Du wirst auch in Zukunft wahrscheinlich nicht weniger als bisher zu arbeiten haben. Doch von jetzt an arbeitest Du nicht, um ein in nebelhafter Ferne liegendes Ziel zu erreichen, sondern Du erhältst an jedem Monatsende den Lohn für Deine Arbeit in klingender Münze oder besser gesagt, in raschelnden Scheinen. Und das ist die zweite Veränderung in Deinem Leben. Du brauchst Dich an niemanden mehr zu wenden, wenn Du Dir etwas kaufen willst oder wenn Du eine Reise machen oder ins Theater gehen willst. Kurz Du hast nicht mehr das Gefühl, Vatern auf der Tasche zu liegen. Du kannst bald alles selbst aus Deiner wohl gefüllten Brieftasche bezahlen. Selbst wenn Du weißt, daß alles gern gegeben worden ist, wirst Du es verständlicherweise doch als einen Fortschritt empfinden, finanziell völlig selbständig zu sein. Schließlich war das ja auch des Ziel der jahrelangen Lerne rei.

Ich betrachte damit meine Pflicht als Vater im wesentlichen als erfüllt. Denn worin besteht letzten Endes die Aufgabe der Eltern? Zu einem guten Teil darin, daß sie ihre Kindern eine möglichst gute Erziehung und Ausbildung geben, damit diese einmal auf eigenen Füßen stehen und sich selbst durchs Leben schlagen können. Insofern stelle ich heute befriedigt fest, daß meine beiden Kinder, Du und Inger, mich nicht mehr brauchen, womit ich nicht sagen will, daß ich mich nun für völlig überflüssig halte.

Auf jeden Fall freue ich mich sehr über Deinen Erfolg und bin stolz auf Dich. Deine Mutter würde sich auch sehr freuen, wenn sie noch unter uns weilte. Ich freue mich auch, daß Du so schnell eine Stellung gefunden hast und wünsche sehr, daß Dich Deine Arbeit, Dein Beruf befriedigt. Alles Gute für eine schöne Zukunft. Hierauf wollen wir mit unserem Dipl. Ing. anstoßen und auf sein Wohl trinken.“

Er hielt sich wirklich nicht für überflüssig, sondern nahm regen Anteil an der Entwicklung und dem Wohlergehen seiner Kinder und deren Familien. War jemand von uns krank, verfolgte er sein Gesunden mit besorgter Aufmerksamkeit. Wie er sie zum Beispiel am 13. 3. 1966 in einem Brief an mich zum Ausdruck brachte:

„(...) Gestern Nachmittag war ich bei Rüdiger. Er lag im Bett und hatte noch Fieber. Sonst hat er keine Schmerzen oder sonstige Krankheitserscheinungen gehabt. Die Spritze des Arztes hatte das Fieber am Freitagabend sogar auf 39° steigen lassen. Das war aber wohl die Reaktion. Im übrigen war er ganz vergnügt und lebhaft und zum Reden aufgelegt. Es betrückte ihn, daß er an irgendeiner Sportveranstaltung nicht teilnehmen konnte. Ich glaube, es handelte sich um einen Waldlauf. Er hatte gehofft, ‚Bezirksmeister‘ zu werden. Ich vermute, daß er sich im Büro wieder überarbeitet hat. Er muß eben mit seinen Kräften etwas haushalten. Doch hoffe ich, daß er bald wieder gesund ist. (...)“

Im August 1967 wurde sein erster Enkel geboren. Ein Ereignis, das der Großvater stolz und mit großer Freude aufnahm und in seiner Taufrede am 15. Oktober 1967 in folgende Worte faßte:

„Es ist ein stilles Fest, das wir heute feiern, das Fest der Taufe, und bei dem der neue kleine Erdenbürger Kai im Mittelpunkt steht. Ich finde es schön, daß es kein rauschendes Fest ist, das Fest der Taufe. Das Fest, dessen Anlaß die Aufnahme eines Kindes in den Kreis der Christen ist. Eltern und Paten haben gelobt, ihn im Christenglauben zu erziehen und über sein leibliches und seelisches Wohl zu wachen. Und wir anderen Verwandten wollen gern dabei helfen.

Wir alle freuen uns mit Gundula und Rüdiger über ihr Glück. Sind sie doch durch die Ankunft von Kai zu einer richtigen Familie geworden. Sie sind nicht mehr nur Mann und Frau, sondern Vater, Mutter, Kind. Wir freuen uns besonders darüber, daß der Wunsch des Vaters in Erfüllung gegangen ist, das Erstgeborene möge ein Sohn sein. Selbstverständlich hätten wir alle uns nicht weniger gefreut, wäre es eine Tochter gewesen. Doch ist es natürlich schön, daß der Name George in unserer Familie nicht ausstirbt. Mit Kai beginnt die neunte Generation, die wir kennen und die in Berlin diesen Namen trägt. Dieser Kette der Generationen ist ein neuer kleiner Ring angeschlossen. Vielleicht wird Kai einmal einen weiteren, einen zehnten Ring hinzuzufügen.

Doch bis dahin wird noch einige Zeit vergehen, für die Eltern ausgefüllt mit der ebenso schönen wie mühsamen Arbeit, ihren Jungen auf das Leben vorzubereiten, die Gaben zu entwickeln, die ihm bei der Geburt in die Wiege gelegt wurden, oder besser gesagt in das Körbchen, das Körbchen nämlich in dem schon sein Vater in das Leben hinein geschlafen hat. Das Taufkleidchen hat schon Kais Mutter, Gundula, getragen. Auch hier schließt sich wieder der Ring der Generationen.

Daß Kai die Hoffnungen seiner Eltern erfüllen, daß er ihnen viel Freude bereiten und daß er als Christ im Lebenskampf bestehen möge, dazu wünsche ich, dazu wünschen wir alle alles Gute.

Kai George vivat, crescat, floreat! (Kai George lebe, wachse, blühe!)“  
Zu seinem großen Bedauern hat mein Vater die Erfüllung seines Wunsches, daß mit dem zehnten Ring die georgische Familienkette fortgesetzt werde, nicht erlebt. Die Fortsetzung hat bis heute nicht stattgefunden. Beide Enkel sind kinderlos.

Sicher hat er es auch bedauert, daß weder mein Bruder noch ich Mitglieder der französisch-reformierten Kirche geblieben sind, die wir durch unsere Taufe und Konfirmation gewesen waren, sondern evangelische Kirchenmitglieder wurden. Aber er unterließ es, sich in unsere Entscheidungen einzumischen.

1972 begann für mich ein neues Leben. Ich zog von Berlin nach Jülich zu meinem neuen Lebenspartner Peter König und seinen beiden drei- und sechsjährigen Söhnen Andreas und Stefan. Hier begann ich, in meinem inzwischen erlernten neuen Beruf als Erzieherin in einem Kindergarten zu arbeiten.

Aber auch bei meinem Vater trat eine entscheidende Wende in seinem Leben ein. Er entschloß sich nach 22 Jahren des Alleinseins eine neue Lebensgemeinschaft mit einer Frau zu beginnen. Nachdem meine Großmutter 1971 gestorben war und er jetzt endlich ganz alleine sein Haus bewohnte, sprach nichts mehr dagegen, jemanden darin aufzunehmen, der zu ihm paßte. Inzwischen war er 65 Jahre alt geworden. Im Herbst 1972 während seines Urlaubs in der Eifel stellte er mir und meiner neuen Familie seine Auserwählte vor. Am 10. November schrieb er mir nach Jülich, nachdem ich gerade in Peters Wohnung eingezogen war:

„Liebe Inger!

Vielen Dank für Deinen Brief! Ich habe mich sehr über ihn gefreut. Ich kann sehr gut verstehen, daß Du Dich inmitten Deiner Sachen nicht mehr so als

„Besuch“ fühlst, sondern „richtig heimisch“, wie Du es nennst. Das Gefühl, für jemanden „da zu sein“, das Gefühl, daß sich jemand freut, daß man da ist, das stimmt einen auch froh und zufrieden. Das merke ich an mir selbst. Ich wünsche Dir und Peter von ganzem Herzen, daß Ihr Euch gut versteht und zusammen mit den Kindern eine recht glückliche Familie seid und bleibt.

Natürlich kannst Du Monika „Monika“ nennen. Du hast sicher gemerkt, daß wir uns gut verstehen und daß wir uns darüber hinaus gern haben. Darüber bin ich sehr froh. Du wirst es jetzt vielleicht besser verstehen als früher, daß ich mich oft sehr einsam gefühlt habe. So ist es für mich etwas ganz Neues, ganz Ungewohntes, aber auch Wunderschönes, einen Menschen gefunden zu haben, der Interesse an mir hat und an den vielen kleinen Dingen des Lebens, die mich bewegen, teilnimmt. Schon die Möglichkeit, über die Ereignisse des Tages oder im Büro mit jemanden sprechen zu können, ist schön. Und da wir bisher in unseren Neigungen und Ansichten eigentlich immer – wenigstens in allen wesentlichen Fragen – übereinstimmen, fühle ich mich sehr wohl. Sie sorgt für mich, wenn sie bei mir ist oder ich bei ihr. Und ich habe jemand, für den ich auch sorgen kann und den ich ein wenig verwöhnen darf. Ich hoffe, daß dieses gute Verhältnis Bestand hat. (...)“

Mein Vater und ich begannen unsere zweiten Ehen fast gleichzeitig. Ich heiratete Peter am 20. Dezember 1973, er Monika am 1. April 1974, und wir waren beide glücklich mit unseren neuen Lebenspartnern. Ich wohnte mit meiner neuen Familie inzwischen in Berlin.

Im Sommer 1974 zog seine Frau in sein Haus in Hermsdorf ein. Am 2. August 1974 schrieb er mir dazu folgendes ins Zillertal, wo meine und Rüdigers Familie gemeinsam Urlaub machten.

„(...) Monika und ich haben nun drei Wochen Urlaub. Am Wochenende wird gepackt. Am Mittwoch steigt der Umzug. Wir hoffen, Ende der nächsten Woche schon einigermaßen Ordnung geschaffen zu haben, so daß wir

noch zwei schöne Urlaubswochen vor uns haben. Wir freuen uns beide sehr, daß die ewige Hin-und-Herfahrerei nun ein Ende hat. Inzwischen sind die beiden größeren Zimmer im ersten Stock für den Einzug vorbereitet worden. Es sind neue Gardinen dran. In Deinem früheren Zimmer ist ein großes Regal rund um das Fenster zum Balkon gebaut worden. Der Tischler wird morgen die letzte Hand anlegen. Er ist ein biederer alter Handwerker, der Tischler von der Industrie- und Handelskammer. Er macht seine Sache sehr gründlich. Auch im kleinen Zimmer und im Mansardenzimmer sind neue Gardinen angebracht worden. Ich hoffe, Ihr bewundert alles, wenn Ihr wieder in Berlin sein werdet.

Die Tegeler sind gut und sehr schnell nach Berlin gekommen. Gundula und Rüdiger riefen am selben Abend an und berichteten, daß sie bereits um 13 Uhr in Frohnau gewesen wären. Sie waren sehr zufrieden mit dem Urlaub. Ich hoffe, sie haben sich gut erholt. Ich glaube, Rüdiger hatte das Ausspannen nötig. Sie haben auch von den gemeinsamen Bergwanderungen erzählt, die sie mit Euch unternommen haben. Die Kinder sind ja recht tüchtig im Laufen. Dann macht es gemeinsam besonderen Spaß. Ich erinnere mich noch, wie Mutti und ich mit Euch in der Sächsischen Schweiz gewandert sind. Damals wart Ihr beide, Inger und Rüdiger, auch unermüdlich. (...)"

Mein Vater war nun glücklich verheiratet. Er nahm dennoch weiter großen Anteil an dem Leben seiner Kinder und Enkel. Auch finanziell unterstützte er uns. Meinen Bruder, als dieser sich in Tegel ein Haus kaufte, weil die Dreizimmerwohnung für die vierköpfige Familie zu klein geworden war und Rüdiger noch nicht genügend Geld dafür zusammen gespart hatte. Uns überwies er regelmäßig monatlich einen Betrag von 250,- DM während der Zeit, als Peter auf dem zweiten Bildungsweg an der Berliner Fachhochschule Maschinenbau studierte, und unser Einkommen recht niedrig war. Schon 1972 hatte er die Kosten für eine schwierige Operation, der ich mich unterziehen mußte, aus Sorge um die Gesundheit seiner Tochter großzügig übernommen.

1982 verließen meine Familie und ich nach neun Jahren wieder Westberlin, weil wir das „Eingemauertsein“ darin nicht mehr ertragen wollten. Besonders in Ferienzeiten war die Stadt immer nur mit längeren Staus zu verlassen und wieder zu erreichen. Diese Warterei an der Grenze hatten wir satt. Wir zogen aufs Land, um jederzeit ungestört von Grenzschikanen nach Herzens Lust unserem großen Hobby Wandern nachgehen zu können. Der Stadtmensch mein Vater äußerte sich kritisch dazu: „Ihr zieht dahin, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen!“ meinte er. Dennoch unterstützte er uns beim Kauf unseres Hauses in Parzham bei Bad Griesbach mit einem vorgezogenen Erbteil. Sein erster Brief an mich:

„Berlin 28 – Hermsdorf, den 8. 8. 1982

Liebe Inger! Habe herzlichen Dank für Deinen Brief und Deinen Bericht über die ersten Tage und Wochen in Parzham! Über beides habe ich mich gefreut. Ich kann verstehen, daß es Dir große Freude bereitet und viel Spaß macht, Euer Haus ganz nach Deinen Vorstellungen einzurichten. Es ist schön, daß ich dabei mit dem ‚vorgezogenen Erbe‘ helfen kann.

Ich erinnere mich noch deutlich, mit welcher Freude Mutter und ich vor vielen Jahren unser Haus hier in der Solquellstraße wohnlich machten. Mutter hatte, bevor wir einzogen, von allen Räumen eine Skizze angefertigt und eingezeichnet, welche Möbel wohin gestellt werden sollten. Dann hatte sie Gardinen und Vorhänge ausgesucht usw.

Ich wünsche Euch allen von ganzem Herzen, daß Ihr Euch in Parzham schnell einlebt und wohl fühlt, daß Euer Haus Euch eine richtige Heimat wird. So ganz einfach wird das Einleben vielleicht nicht sein; denn bisher bist Du an das Leben in einer Stadt, überwiegend sogar einer Großstadt gewöhnt. Ich könnte mir vorstellen, daß es gerade für einen Berliner nicht leicht ist, unter Niederbayern zu leben. Doch Du bist ja – glücklicherweise – kontaktfreudiger als ich. (...)

Natürlich bedauere ich, daß Du jetzt Berlin endgültig verlassen hast. Es war schön, Dich in der Nähe zu wissen, wenn wir uns auch manchmal nur beim ‚Eierholen‘ sahen (Anm.: Ich hatte von 1975 bis 1982 mit meiner Familie auch in Hermsdorf gewohnt). Wir werden uns auch nicht mehr so oft sehen. Im Gegensatz zu früher bin ich nicht mehr so reiselustig, und die Reise von Berlin zu Euch ist für Leute ohne fahrbaren Untersatz etwas umständlich, selbst wenn man das Flugzeug benutzt. Und Du wirst wahrscheinlich auch nicht oft nach Berlin kommen. Doch das läßt sich nicht ändern. Du bist mir trotzdem so lieb wie früher, und wenn Du einmal einen Rat brauchen solltest, werde ich versuchen zu helfen. (...)“

Seit ich Berlin verlassen hatte, war ich wieder in einen regen Briefwechsel mit meinem Vater getreten. Wie früher sorgte er sich um mich, wenn es mir nicht gut ging. Am 11. Dezember 1983 ging er auf meine beruflichen Schwierigkeiten ein. Ich war seit gut einem Jahr im Seniorenzentrum der Caritas in Bad Griesbach als Sozialpädagogin – mein dritter Beruf – tätig.

„(...) In der letzten Zeit habe ich oft an Dich gedacht. Denn was Du mir schriebst, war ja auch nicht so besonders schön. Einmal der Autounfall, den Peter gehabt hat. (...)“

Schlimmer ist, daß Du Sorgen um Deine Stellung hast. Hoffentlich gehabt hast. Vielleicht hat man doch Vernunft angenommen und die ‚mittelalterlichen‘ Bedenken überwunden. Ich kenne zuwenig vom Arbeitsrecht, um sagen zu können, ob man Dir aus diesem ‚moralischen‘ Grund kündigen kann. (...)“

Auf jeden Fall sehe ich aus allem, was Du mir geschrieben hast, daß Dich Deine Tätigkeit sehr befriedigt, daß Du – endlich – den Beruf gefunden hast (verzeihe den väterlichen Seufzer im ‚endlich‘!). Auch was Du in der *Seniorenpost* schreibst, hat Hand und Fuß und ‚Stil‘. Gerade letzteres gefällt mir. Da ich selbst viel schreibe, kann ich das ganz objektiv beurteilen, ohne daß dabei väterlicher Stolz sehr mitspricht. (...)“

Nicht nur das Wohlbefinden seiner Kinder lag ihm am Herzen sondern auch die schulische und berufliche Entwicklung seiner Enkel. Letztere verfolgte er sehr aufmerksam. Unser ältester Sohn Stefan war zum Studium für Nachrichtentechnik an der Fachhochschule der Bundespost nach Berlin zurückgekehrt. Am 4. Advent 1985 berichtete mir mein Vater von dessen Besuch bei ihm und Monika:

„(...) Stefan wird sicher berichtet haben, daß er einen Abend bei uns war. Monika hat ihm ein schönes Abendbrot vorgesetzt, das er mit großem Appetit verzehrt hat. Und in der vorigen Woche sind die beiden, Monika und Stefan einkaufen gegangen. Bettwäsche erschien uns zu ‚prosaisch‘ als Weihnachtsgeschenk. Monika hat für ihn was Hübsches zum Anziehen ausgesucht. Stolz hat Stefan sie mit seinem kleinem Auto abgeholt, das immer noch so tapfer läuft. Übrigens: Der Junge hat sich rausgemacht; er hat uns beiden sehr gefallen. Die Hälfte seines Fachstudiums hat er ja auch bald hinter sich. Da kann man nur sagen: wie die Zeit vergeht.

Inzwischen ist auch Kai mit der Schule fertig geworden und hat sein ‚Abi‘ in der Tasche. Er kommt immer noch regelmäßig und äußerst pünktlich zu seinem alten Großvater zu einem ‚Plauderstündchen‘, worüber ich mich freue. Man kann sich so gut mit ihm unterhalten; er hat so vernünftige Gedanken und weiß auf vielen Gebieten gut Bescheid.

Andreas hat mir einen schönen Brief geschrieben, über den und die beigefügte Geschichte ich mich gefreut habe. Er bekommt von mir noch einen besonderen Brief, zwischen Weihnachten und Neujahr.

So ist Gunnar der einzige Enkel, der noch zur Schule geht. Bei ihm dauert es noch etwa zwei und ein halbes Jahr. Er ist mächtig gewachsen und der große Sportler in der Familie. So freue ich mich über alle vier und wehre mich gegen die Verallgemeinerung, daß die heutige Jugend so schlecht sei. Natürlich hört man immer nur von den ‚Schlechten‘ und dann verallgemei-

nert man. Das sollte man nicht tun. Im Übrigen hieß es von jeder jungen Generation, daß sie schlechter sei als die frühere. (...)“

Kai schien sein Lieblingsenkel gewesen zu sein. Dieser besuchte ihn regelmäßig einmal wöchentlich.

„(...) Monika und ich freuen uns, wie treu und pünktlich jeden Sonntag Kai zu uns kommt. Sein Studium an der Fachschule für Wirtschaft macht ihm offensichtlich Freude. Er hat auch schon recht gute Arbeiten geschrieben. Da Kai sich sehr für wirtschaftliche Dinge interessiert, haben wir immer Gesprächsstoff. Die Fachhochschule befindet sich übrigens in dem Gebäude, in dem ich bis zu meiner Einberufung als Steuerreferent der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel tätig war. Das Haus war nur teilweise zerstört worden. (...)“

verkündete mein inzwischen 80jähriger Vater mir freudig am 18. 10. 1986. Zwei Jahre später hatte auch Gunnar sein Abitur geschafft und anschließend mit einem Freund eine Weltreise unternommen, worüber mir mein Vater am 10. 2. 1989 berichtete.

„(...) Inzwischen ist Gunnar von seiner Weltreise zurückgekehrt. Am vorigen Sonnabend hatte uns Rüdiger zu einem Abendessen in einem französischen Lokal („Avec“) eingeladen. Kai und Gunnar waren auch dabei. Gunnar hat einiges von seinen Reiseabenteuern erzählt, besonders von seinem Aufenthalt in China und Japan. Das war natürlich sehr interessant. Ich bin sehr froh, daß er wieder zurück und gesund ist. Denn er und auch sein Freund waren im tiefsten China auch einmal krank, so krank, daß sie schon die Reise abbrechen wollten (Magen und Darm). Doch ging es noch gut aus. Nächste oder übernächste Woche fängt Gunnar sein Praktikum bei Borsig in Tegel an. Kai hat in dieser Woche seine letzten Klausuren geschrieben und hofft, im nächsten Semester seine Diplomprüfung zu machen. (...)“

Inzwischen war auch Andreas, unser zweiter Sohn, wieder in Berlin gelandet, um wie sein Bruder an der Fachhochschule für Nachrichtentechnik zu studieren. Mein Vater schrieb mir von ihm und seinen Geburtstag am 1. Mai 1990.

„(...) Vielen Dank für Deine Wünsche zu meinem Geburtstag! Dein Anruf am 20. April war übrigens der erste. Auch Stefan (!) und Andreas haben gratuliert. Andreas kam am Spätnachmittag des 20. mit einem großen Blumenstrauß, der jetzt noch steht. Andreas scheint ja ungeheuer zu arbeiten und abends auch noch Geld zu verdienen. Er hat uns stolz sein Auto vorgeführt. Am Abend waren wir, wie ich wohl am Telephon sagte, mit den Tegelnern in Frohnau („Alla Fontana“) essen. Kai und Gunnar hatten für ihren Großvater auch Zeit. Essen und Bedienung waren gut. Leider war es etwas laut, so daß die Unterhaltung nicht ganz einfach war. Die Geräuschkulisse war zu stark.(...)“

Mein Vater bedauerte immer mehr, daß seine Enkel wenig Zeit für ihren Großvater hatten. Einerseits verstand er, daß sie durchs Studium, Beruf und viele Interessen sich für ihn kaum Zeit nehmen konnten. Andererseits hätte er es trotzdem sehr gerne gehabt, wenn sie ihn öfter besucht hätten.

Am 11. Dezember 1994 erhielt ich folgende Familiennachrichten von ihm aus Berlin. Meine Schwägerin Gundula erholte sich allmählich von einer schweren Wirbelsäulenoperation.

„(...) Gestern war Rüdiger hier und berichtete, daß sich Gundula allmählich besser fühlt. Morgen fahren sie zum Chefarzt. Rüdiger hofft, daß Gundula allmählich das ‚Korsett‘ ablegen und auch wieder sitzen kann. Es ist ja auch der vierte Monat nach der Operation. Gunnar ist ungeheuer fleißig. Er sitzt an seiner Diplomarbeit und möchte noch in diesem Jahr damit fertig werden. Im Frühjahr hat er dann sein Diplom. Von Kai höre ich wenig. Er ist wohl sehr fleißig und hat so seine Nebeninteressen, daß er – verständlicherweise – für seinen Großvater wenig Zeit hat. Schade! (. . .)“

## Seine Beurteilung politischer Ereignisse

(1953 bis 1993)

Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im Sommer 1949 nahm mein Vater sofort wieder intensiv am politischen Leben von Berlin und der neu entstandenen Bundesrepublik Anteil, was er in den vier Jahren seiner Abwesenheit nur aus der Entfernung tun konnte. Die politische Entwicklung in der von den vier alliierten Besatzungsmächten geteilten ehemaligen Hauptstadt verfolgte er sehr aufmerksam und oft auch mit großer Sorge.

Die Ereignisse vom 17. Juni 1953 beschäftigen ihn außerordentlich, daß er sie in seinen Tagebuch ausführlich festgehalten hat.

### „Der 17. Juni 1953

Als ich Dienstag, den 16. Juni, um 19 Uhr nach Hause kam, hörte ich im Radio von Demonstrationen der Arbeiter in Ost-Berlin. Die Bauarbeiter wehrten sich seit einiger Zeit gegen eine 10% ige Normerhöhung, die praktisch einer Lohnkürzung gleichkommt. Heute früh demonstrierten erst einige hundert Bauarbeiter, die in der Stalinallee arbeiteten. Ihre Zahl vergrößerte sich immer mehr. Bald zogen Tausende über die ‚Linden‘, die Wilhelmstraße, zum ehemaligen Reichsluftfahrtministerium an der Ecke der früheren Prinz-Albrecht-Straße. Dort sprach Minister Selbmann zu ihnen. Er wurde niedergeschrien. Rufe wurden laut, die den Rücktritt der Regierung, freie Wahlen und die Zonen-Vereinigung forderten. Die Polizei griff nicht ein. Das war interessant. Ich vermute, sie tat es nicht, weil es von oben befohlen war.

Die Demonstration dauerte den ganzen Tag. In den Friedrichstadt-Palast wurde eine Gegen-Kundgebung einberufen. Die Regierung machte einen Rückzieher: Die Verordnung über die Normerhöhung wurde aufgehoben. Grotewohl übte Selbstkritik: es sei sehr vieles falsch gemacht worden. Jetzt, gegen 19 Uhr, – so hieß es im Rundfunk – findet auf dem Strausberger Platz

eine neue Demonstration statt. Bundesminister Kaiser kommt auf dem Luftweg nach West-Berlin. Sehr interessant. Doch man darf die Entwicklung nicht überschätzen. Trotzdem besteht die Möglichkeit, daß die Bewegung zu einer Volksbewegung wird, die man nachher nicht mehr eindämmen kann.

Einen Tag später am 17. Juni kam es zum Aufruhr in Ost-Berlin. Der Generalstreik, zu dem am Abend zuvor aufgerufen war, ist verwirklicht worden. Die Demonstranten marschierten von der Stalinallee zur Leipziger Straße. Es gab Versuche, die Ministerien zu stürmen. Der Einsatz der Vopo wurde überannt. Die Vopo ist zum Teil zu den Demonstranten übergelaufen. Es mußte russische Hilfe angefordert werden. Panzer fahren im Lustgarten auf. Die Menge holte die rote Flagge vom Brandenburger Tor herunter, zerriß und verbrannte sie. In den Straßen wurden Barrikaden gebaut und Kioske der Vopo verbrannt. Das Columbushaus und das Café Vaterland am Potsdamer Platz wurden in Brand gesteckt. Die Russen haben den Ausnahmezustand verhängt. Es gab ein Ausgangsverbot zwischen 21 Uhr und 8 Uhr. Der S-Bahn-Verkehr ist stillgelegt. Alle übrigen Verkehrsmittel verkehrten in Ost-Berlin ebenfalls nicht. Die Menge stürmte Bäckerläden. Viele Geschäfte wurden geschlossen.

Das Erstaunliche hat sich ereignet, die Bevölkerung eines totalitären Staates empört sich gegen Gewalthaber. Das ist nicht einmal im Dritten Reich passiert, ein Beweis mehr dafür, daß die Masse des Volkes dieses Regime als Unterdrückung empfindet. Die Zeitungen berichten von 7 Toten und 100 Verletzten. Ein Zeichen dafür, daß die Russen geschossen haben. Ich selbst habe gegen 20 Uhr im Tiergarten Schüsse gehört, ebenso das Johlen der Menge.

Am Mittwoch mußte ich wie üblich zur ‚Aktuellen Stunde‘ der Deutschen Gesellschaft für Betriebswirtschaft, die in der Mensa der TU stattfand. Danach fuhr ich zur Potsdamer Straße, um bei Aschinger Abendbrot zu essen. Anschließend wollte ich zum Potsdamer Platz gehen, aber an der Potsdamer Brücke war der Verkehr abgeriegelt. Nur Passanten mit Ost-Berliner Ausweis wurden durch gelassen. Ich ging daher am Landwehrkanal entlang bis zur

Bendler-Brücke und durch die Bendlerstraße zum Tiergarten, um wenigstens das Brandenburger Tor ohne rote Fahne zu sehen. Auch hier wurde der Verkehr umgelenkt. Die Charlottenburger Chaussee vor dem Brandenburger Tor war gesperrt, offenbar um West-Berliner vor Schüssen aus dem Osten zu schützen. Viele Menschen waren unterwegs, in der Potsdamer Straße, an der Potsdamer Brücke, im Tiergarten, am Großen Stern. Vom Großen Stern fuhr ich mit dem Bus nach Hause.

Nach Rundfunkberichten hat die Vopo die ersten Verhaftungen vorgenommen. Was wird nun werden? In vielen Städten der Zone wird gestreikt. In Magdeburg hat die Menge den Interzonenzug jubelnd begrüßt. Überall sind die kommunistischen Transparente herab gerissen worden. Die Machthaber haben sich lächerlich gemacht und wissen, daß sie sich nur mit Hilfe der Russen an der Macht halten können. Sie haben die Russen bestimmt nicht gern um Hilfe gerufen. Setzt nun ein um so schlimmeres Terrorregiment ein? Oder zieht sich die Regierung weiter von der Bevölkerung zurück? Über Autorität verfügt sie bestimmt nicht mehr. Was sollen die kleinen SED-Funktionäre denken? Ihre Anweisungen widersprechen sich. Im Grunde habe ich die Hoffnung, daß sich die Dinge günstig für Deutschland entwickeln werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Russen das Interesse an einem Lande verlieren, daß trotz achtjähriger Bearbeitung nicht kommunistisch geworden ist. Derartige Revolten haben sich bisher in keinem anderen Land ereignet. Allerdings müssen die Russen fürchten, daß dann, wenn sie die Zone aufgeben, es in anderen Gebieten ebenso kriselt: Böhmen, Polen, Baltikum. Aber vielleicht ist es gerade das, was sie dazu veranlaßt, sich zurückzuziehen. Sie haben selbst innere Schwierigkeiten.

In den Nachrichten des Ostens, die nur sehr kurz waren, wurde von Plünderungen gesprochen, die von West-Berliner Saboteuren veranlaßt worden sind. Die Namen von elf verhafteten Rebellenführern wurden genannt. Die

Straßenbahnen und die U-Bahn soll morgen ab 6 Uhr wieder fahren. Die Reichsbahn soll Dampfzüge für den Berufsverkehr eingesetzt haben.

Am Sonnabend, dem 20. Juni, herrschte in Ost-Berlin immer noch der Ausnahmezustand. Er war nur etwas gelockert worden. Die Sperrstunden bestanden zwischen 21 und 4 Uhr. Gestern waren kurze Zeit drei Übergänge zum Ost-Sektor geöffnet gewesen. Auch heute früh waren sie wieder offen (Brunnenstraße, Invalidenstraße, Prinzenstraße). Als jedoch Ost-Berliner aus dem Westen in den Osten der Stadt gehen wollten, wurden sie auf Lastwagen verfrachtet. Daher haben nur sehr wenige Menschen von der Möglichkeit der Rückkehr in den Ostsektor Gebrauch gemacht. In den östlichen Betrieben wurde vielfach noch nicht wieder gearbeitet. Inwieweit der Verkehr in der Zone wieder hergestellt ist, läßt sich nicht genau feststellen. In Westdeutschland und West-Berlin sind die Fahnen auf Halbmast gesetzt.

Die östliche Regierung existierte wohl nicht mehr, wenn die Russen nicht eingegriffen hätten. Friedrich Ebert, der Bürgermeister des Ostteils von Berlin, hat den Russen ‚Dank‘ für ihre Hilfe (= Blutvergießen) ausgesprochen. Die Nachrichten der letzten Tage zeigten, daß in vielen Städten der Zone die Rathäuser besetzt und Gefangene befreit worden sind. Am Sonntag (21. Juni) fand im Bundestag eine Trauerkundgebung statt.

Wie wird es in der Zone weitergehen? Die Frankfurter Allgemeine Zeitung äußerte als Möglichkeit, daß Kastner wieder zurückkehre. Er hat eine Zeitlang in Sachsen regiert, wurde später aus der LPD (= F.D.P. in der Bundesrepublik) ausgeschlossen, aber auf Wunsch der Russen wieder aufgenommen. Er gilt als ihr enger Freund. In West-Berlin wird für die Opfer der Revolte gesammelt und vor allem für diejenigen, die in Ost-Berlin oder in der Zone wohnen, aber nicht zurückkehren können oder wollen.“

Für meinen Vater war es selbstverständlich, seine Verwandten in der Zone, in Hohen Neuendorf, und die Pfarrersfamilie Otto in Kreischa bei Dresden,

die meine Mutter und uns Kinder während des Krieges für zwei Jahre aufgenommen hatte, regelmäßig mit Päckchen zu versorgen. Kaffee, Schokolade und andere Lebensmittel, die es drüben kaum gab, waren ihr Inhalt. Leider kam es immer wieder vor, daß diese Sendungen nicht oder unvollständig ankamen. Er ärgerte sich jedesmal über diese Schikanen, ließ es sich aber nicht nehmen, weiter Päckchen zu schicken.

Bis zum Mauerbau am 11. August 1961 durften die Verwandten und Freunde uns in Westberlin noch besuchen. Danach war nur noch Postverkehr mit ihnen möglich. Denn auch Telefonieren konnte man nicht, weil es keine privaten Telefonanschlüsse gab.

Drei Monate vorher, am 13. Mai, hatte mein Vater noch die Gelegenheit zu einem Ausflug nach Potsdam und in den Park von Sanssouci wahrgenommen.

#### „Ein Nachmittag im Park von Sanssouci

Wenige Monate vor dem Mauerbau gab es – vorübergehend – die Möglichkeit, Potsdam, und zwar vor allem den Park von Sanssouci zu besuchen. Ein Berliner Reisebus-Unternehmen veranstaltete solche Fahrten. Der ‚Osten‘ hatte es ausnahmsweise erlaubt. Die Fahrt war nicht teuer. Der Preis betrug an gewöhnlichen Wochentagen 10 DM, sonnabends 12 DM. Da ich seit über zwanzig Jahren nicht mehr in Potsdam, der zweiten preußischen Residenzstadt, war, meldete ich mich an und bekam ohne große Schwierigkeiten (ein Einreise-Visum brauchte man damals noch nicht) eine Teilnehmerkarte.

Die Fahrt begann um 12.30 Uhr am Kurfürstendamm und führte die Avus entlang nach Wannsee zur Glienicker Brücke, die jetzt ‚Brücke der Einheit‘ genannt wird. Die ‚Einheit‘ wird durch einen Schlagbaum symbolisiert, der sich in der Mitte der Brücke befindet.

Jenseits dieses Schlagbaums stiegen zwei östliche Begleiter in den Bus ein. Der eine der beiden Begleiter bezeichnete sich als Potsdamer, wußte aber in der Stadt nicht gut Bescheid. Der andere war ein Sachse und ebenfalls ohne

große Sachkenntnis. Der Bus fuhr durch die frühere Charlottenstraße (jetzt Friedrich-Ebert-Straße). Die im Krieg zerstörten Häuser sind im alten Barockstil wieder aufgebaut worden. Man erzählte uns, den Hauseigentümern sei zum Wiederaufbau ein 35jähriger Kredit eingeräumt worden. Ich vermute zu dem Zweck, sie später enteignen zu können. Wir kamen zum Brandenburger Tor. Der Luisenplatz dahinter heißt jetzt ‚Platz der Nation‘. Es ging weiter zum früheren S-Bahnhof Charlottenhof, jetzt Bahnhof Potsdam-West. Weiter zum neuen Potsdamer Hauptbahnhof, der einige Kilometer außerhalb der Stadt liegt, etwa da, wo sich früher der Bahnhof Wildpark befand. Um diesen Bahnhof wurde eine Ehrenrunde gefahren. Der sächsische Begleiter unseres Busses setzte uns auseinander, welche Schwierigkeiten der Bau des Bahnhofs bereitet habe. Es sei schwierig gewesen, Arbeitskräfte zu bekommen, weil diese vom ‚Westen‘ abgeworben worden seien. Die Fahrgäste verschlossen Ohren und Mund und ließen sich ‚berieseln‘. Wir waren vorher zur Vorsicht bei unseren Äußerungen ermahnt worden. Vor unserm Bus fuhr ein Vopo auf einem Motorrad.

Nach der Ehrenrunde um den Hauptbahnhof ging es zurück nach Charlottenhof. Dort stiegen wir aus und hatten etwa vier Stunden Zeit, im Park von Sanssouci umherzuwandern. Bei schönem sonnigen Wetter ging es in Richtung Neues Palais, vorbei am Freundschaftstempel. Das Schloß ‚Neues Palais‘ war zu besichtigen; es ist unbeschädigt. Auch die ‚Communs‘, das Gebäude für die Dienerschaft, ist erhalten, aber wenig gepflegt; auf den Dächern wachsen Birken. Im ‚Neuen Palais‘ ‚bohnerten‘ wir eine Stunde lang mit Filzlatzen das Parkett. Die Führung war einigermaßen erträglich, wenn man davon absieht, daß immer von Euphrodite gesprochen wurde und man es mit den Namen der griechischen Götter nicht so genau nahm; die wurden durcheinandergebracht. Der Abbildung der Vergewaltigung der Lucretia durch Tarquinius wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet, um darzutun, wie sich die Könige früher benommen hatten. Selbstverständlich sprach man bei

Zeitangaben nicht von ‚vor oder nach Christi Geburt‘, sondern von ‚vor oder nach unserer Zeitrechnung‘.

Wir warfen einen Blick auf die Orangerie, gingen zum Chinesischen Teehäuschen, stiegen die Terrassen (132 Stufen habe ich gezählt) hinauf zum Schloß Sanssouci. Ich übersetzte, was ‚Sanssouci‘ bedeutet (Anm.: ohne Sorgen) und half dem Führer auch sonst, wenn er nicht genau Bescheid wußte. Ich dachte an meinen letzten Besuch im Park vor etwa 30 Jahren. Die Baumgruppen sahen wohl noch genau so aus wie damals. Am Schloß machte ich mich selbständig und ging die ganze Vorderfront entlang. Auch die Tafeln an den Gräbern für die Windspiele des Großen Königs habe ich gesehen und gelesen. Dann gesellte ich mich wieder zum Reiseführer, der uns zum Obelisken wies. Auf dem Obelisken saß ein Raubvogel, fast unbeweglich, so daß ich zuerst meinte, er sei ein Teil der Säule. Erst als er den Kopf etwas nach links oder rechts wandte, merkte man, daß er ein lebendiger Vogel war.

Nun sollten wir zum ‚schönsten‘ Teil des Ausflugs kommen, zur Besichtigung des Schlosses Cecilienhof. Dieses Schloß hatte der letzte Kronprinz für seine Frau bauen lassen. Es wurde meines Wissens erst im Laufe des Ersten Weltkriegs fertig. Wiederholt wurde bei der Fahrt zum Schloß betont, wie teuer der Bau gewesen sei. Er habe 8 Millionen Goldmark gekostet. Damit wollte man sagen, wie die Steuergelder des armen Volkes verschwendet worden waren. Es mag sein, daß der Schloßbau so viel gekostet hat; wer konnte das schon prüfen? Der Wiederaufbau der Berliner Oper gegenüber der Humboldt-Universität hatte 50 Millionen Mark, allerdings Ostmark, gekostet (inzwischen mußte sie bereits wieder instandgesetzt werden). Am Schloß Cecilienhof befindet sich ein Schild ‚Nationale Gedenkstätte des Potsdamer Abkommens‘! Dort fanden im August 1945 die Vereinbarungen zwischen England, Amerika und Rußland über die Teilung Deutschlands statt.

Der Cecilienhof sollte von unserer Gruppe besichtigt werden. Doch zunächst wurden wir abgewiesen, da die Besichtigung nur bis 17 Uhr möglich

sei. Ich hoffte schon, wir kämen um sie herum. Da erschien plötzlich eine Rus-  
sin, die recht gut deutsch sprach und sich bereit erklärte, uns zu führen. Sie  
war ein richtige ‚Zimtziege‘. Zunächst erzählte sie uns, an wie vielen Großun-  
ternehmen der Kronprinz beteiligt gewesen sei, auch an den ‚IG Farben‘. Dann  
kam sie auf das Potsdamer Abkommen zu sprechen und berichtete, wer wo  
gesessen habe und warum die Rote Fahne zwischen der amerikanischen und  
der englische hänge, nämlich weil die Amerikaner zugegeben hätten, daß die  
Sowjetunion den Hauptanteil am Sieg über Deutschland gehabt hätte. Sie  
sprach auch von der Teilung Deutschlands und erwähnte den Plan, das Deut-  
sche Reich in vier Teile aufzuteilen, damit der südliche Teil mit Österreich zu  
einer neuen Donau-Monarchie vereinigt werden könnte. Diesen Plan hätte Ot-  
to von Habsburg auch verfolgt. Er sei schließlich im Jahre 1956 gescheitert,  
und das sei der Grund zum Ungarn-Aufstand gewesen!!!

Viele hörten gar nicht zu. Ich auch nicht. Ich betrachtete statt dessen die  
Bücher in den Schränken. Ein Vopo stand auch dabei und ich hatte den Ein-  
druck, als ob er in sich hinein griene. Dann wurden uns noch verschiedene  
Zimmer gezeigt, in denen die Amerikaner und die Engländer konferiert hat-  
ten. Die Heizung des Schlosses wurde uns besonders erklärt. Es sei ein Ka-  
minheizung und ein Zentralheizung. Letztere befinde sich hinter einer Wand-  
verkleidung, damit es schöner aussehe. In einem – schon früher – rot tapezier-  
ten Zimmer habe Stalin konferiert. Sein Sessel wurde uns gezeigt. Ein ameri-  
kanischer Journalist habe von diesem Sessel ein Stückchen Leder herausge-  
schnitten, zum Andenken an Stalin. Darauf sagte einer der Besucher, er habe  
gemeint, Stalin hätte das Stück heraus gepolkt. Allgemeine Heiterkeit. Man  
merkte deutlich die unterdrückte Opposition gegen die Äußerungen der Rus-  
sin.

Schon vor der Besichtigung vom Cecilienhof war uns gesagt worden, man  
wolle noch gemeinsam Abendbrot essen. Jetzt wurde danach gefragt, ob Inte-  
resse daran bestehe. Ich erklärte lautstark, lieber gleich nach Berlin zurück zu

fahren. Man war sich erstaunlicherweise sofort einig: alle wollten so schnell wie möglich zurück, ohne daß man sich hierüber vorher verständigt hatte. Die Russin meinte darauf, wir wären wohl auch zu müde. Sie begleitete uns bis zur Glienicker Brücke. Dann fuhr sie auf einem Motorrad zurück in die Stadt. An der Brücke wurden wir auf östlicher Seite kontrolliert und gezählt, ob auch alle zurückgekommen seien. Wieder in West-Berlin fand keine Kontrolle statt. Der Berliner Zöllner meinte, wir hätten ja kaum Gelegenheit gehabt, etwas kaufen können. Wir bejahten das. Dann fragte er uns, ob wir vollzählig seien, was wir auch bejahten. Wir konnten weiterfahren. Jetzt waren die Zungen gelöst und es wurde kräftig gemeckert. Um 20 Uhr waren wir am Stuttgarter Platz. Drei Monate später, auf den Tag genau, wurde die Mauer errichtet!“

Der Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961 bedeutete die endgültige Trennung der beiden Stadthälften Westberlin und Ostberlin und auch die endgültige Teilung Deutschlands. Hier seine Beschreibung, wie mein Vater den Mauerbau damals erlebte.

#### „Der Mauerbau am 13. August 1961 und die Tage danach

Am 13. August 1961 schrieb ich um 12 Uhr in mein Tagebuch: Um Mitternacht sind die Sektorengrenzen geschlossen worden. Berlin ist endgültig in zwei Teile geteilt.

Man hatte das schon einige Tage zuvor gespürt. In der letzten Woche war die Zahl der Flüchtlinge, die täglich in den Westteil der Stadt strömten, immer weiter gestiegen: 1000, 1500, 2000. Am 12. August waren es 2400! Die Hetze von östlicher Seite gegen diese sog. Grenzgänger, d.h. Einwohner von Ostberlin und den Randgebieten um Berlin steigerte sich. Man versuchte, sie mit allen Mitteln am Betreten von Westberlin zu hindern. Manche wurden gezwungen, ihren Arbeitsplatz hier aufzugeben. Nach einer Mitteilung des Berliner Arbeitgeberverbandes waren es aber nur zwei- bis dreitausend (von 52 bis 53

000 Grenzgängern), die ihrer Arbeit in Westberlin fernblieben. Im Osten sprach man über dieses Symptom der steigenden Flüchtlingszahlen von Menschenhandel und von Abwerben der Arbeitskräfte. In Wirklichkeit war diese Flucht aus dem kommunistisch regierten Teil Deutschlands eine ‚Abstimmung mit den Füßen‘. Man ahnte, daß das einzige Schlupfloch aus dem östlichen Gefängnis bald geschlossen werden würde.

Was war in der Nacht vom 12. zum 13. August geschehen? Seit Mitternacht überquerten die S-Bahn-Züge nicht mehr die Zonengrenze. Die Züge aus Richtung Oranienburg endeten in Hohen Neuendorf und fuhren nicht weiter nach Frohnau. Ebenso endeten die S-Bahn-Züge aus der Innenstadt in Frohnau. Sie hielten auch nicht mehr auf den Bahnhöfen im Ostteil der Stadt, z.B. am Stettiner Bahnhof (jetzt Nordbahnhof) und am Potsdamer Bahnhof. Ausgenommen war der Bahnhof Friedrichstraße. Dort konnte man (auch später noch) auf die Stadtbahn in Richtung Westen (Bahnhof Zoo) umsteigen. Das gleiche galt für die U-Bahn. Ostberliner dürfen jetzt überhaupt nicht mehr oder nur mit einem besonderen Passierschein in den westlichen Teil der Stadt fahren oder gehen. Allen Grenzgängern wurde dadurch die Arbeit in Westberlin unmöglich gemacht. Ausgenommen waren nur die Eisenbahner. Durch diese Maßnahmen wurde in der Nacht zum 13. August der Flüchtlingsstrom gestoppt. Nur einzelnen gelang später noch die Flucht, und nur unter Lebensgefahr.

‚An den Sektorengrenzen in der Stadt werden Betonpfähle gesetzt und Stacheldrahtzäune gezogen. Zahlreiche Vopos arbeiten daran.‘ Diese Nachrichten hörte ich um 6.30 Uhr im Radio. Ich fuhr sofort nach dem Frühstück mit dem Rad nach Frohnau, um mir ein Bild davon zu machen. An der Zonengrenze, in der Nähe des Hubertussees, war nichts zu sehen. Auch an der Oranienburger Chaussee (bei der ehemaligen ‚Waldschenke‘) gab es nichts Bemerkenswertes zu erkennen. Die Grenzposten waren nicht stärker als sonst besetzt. An der S-Bahn-Unterführung Zerndorfer Weg konnte man wie bisher das Stolperfeld betreten.

Der Regierende Bürgermeister Brandt war an diesem Tage in Nürnberg. Er ist sofort nach Berlin zurückgekehrt und seit 8 Uhr tagte der Berliner Senat. Damals hielt ich es für möglich, daß das Vorgehen der Kommunisten zur endgültigen Zweiteilung Berlins als Bruch des Potsdamer Abkommens angesehen werden mußte, und die Westalliierten zu Gegenmaßnahmen und Sanktionen veranlassen werde. Ich war – und bin auch heute noch (Anm.: 1987) – der Ansicht, daß ein energisches Auftreten des ‚Westens‘ den ‚Osten‘ zum Einlenken veranlaßt hätte. Für die Zonenbewohner bedeutet die Sperrung der Nord-Süd-S-Bahn eine große zeitliche Belastung. Sie müssen, z.B. von Hohen Neuendorf, um die Stadt herumfahren, wenn sie nach Ostberlin wollen. Die Stimmung der Leute ist nicht rosig. Man kann u. U. mit Unruhen rechnen. Dann müßte von westlicher Seite aber anders gehandelt werden als 1953. Die Leisetreterei müßte aufhören.

Am Nachmittag des 13. August fuhr ich mit der S-Bahn nach Berlin. Der Zug, der in Frohnau eingesetzt wurde, war ganz leer. Er hielt nicht mehr an den Bahnhöfen im Ostsektor und fuhr bis zum Bahnhof Friedrichstraße durch. Dort stieg ich aus und ging zum Umsteigen vom unteren Bahnsteig nach oben. Ich wurde auf den Bahnsteig gewiesen, auf dem bisher die Züge aus dem Westen ankamen und in den Ostteil der Stadt weiterfahren. Jetzt fahren die Züge nicht weiter, sondern wieder zurück in Richtung Bahnhof Zoo. Der Zug war sehr voll. Ich fuhr nur eine Station bis zum Lehrter Bahnhof, dem ersten Bahnhof im Westteil. Dort stieg ich aus und ging um den S-Bahnhof herum zum Platz der Republik und zum Reichstagsgebäude. Hunderte von Autos parkten dort, Tausende von Menschen standen am Brandenburger Tor, das gesperrt war. Die Westberliner Polizei hatte ein Seil über den Bürgersteig gespannt, über das man nicht gehen durfte. Abfällige Bemerkungen wurden laut.

Ich ging weiter in Richtung Kemper Platz. Dort sah ich, wie Betonpfähle in die Erde getrieben und mit Stacheldraht bespannt wurden. Auf dem östlichen

Bürgersteig standen viele Soldaten mit dem Stahlhelm am Koppel und ein Wasserwerfer war aufgefahren. Das Westberliner Volk machte dreckige Bemerkungen und photographierte den Wasserwerfer und die Soldaten. Ich sah zwei Schilder: ‚Berlin wird nicht rot‘ und ‚Weg mit Ulbrichts KZ‘. Später sind auch Panzer und Panzerspähwagen auf östlicher Seite des Brandenburger Tors aufgefahren. Vom Kemper Platz ging ich zum Potsdamer Platz (die Bellevuestraße war gesperrt). Auch hier waren sehr viele Menschen versammelt. Man konnte nicht an die Sektorengrenze herangehen. Dann zur Linkstraße. Überall das gleiche Bild: viele Menschen, viele Autos. Weiter zum Hafenplatz und zur Stresemann-Straße, zur Kochstraße und zur Zimmerstraße. Die Zimmerstraße konnte ich entlang gehen. Ihre linke Seite gehört zum Osten, die rechte zum Westen. Hier war noch kein Stacheldraht gespannt. Man konnte also aus den ‚östlichen‘ Häusern über die Straße noch in den ‚Westen‘ gehen. Auch die Friedrichstraße war nicht gesperrt und Westberliner Autos fuhren in beiden Richtungen durch diese Straße. Auch die Wilhelmstraße war nur teilweise durch eine Barriere gesperrt. Vom Anhalter Bahnhof fuhr ich mit der S-Bahn nach Hause. Der Zug war fast leer.

Im Radio hörte ich, daß am Nachmittag eine außerordentliche Sitzung des Berliner Abgeordnetenhauses stattgefunden hatte. Brandt hatte eine ruhige, aber ernste Rede gehalten. Hoffentlich kommen bald energische Proteste und Gegenmaßnahmen der Westmächte.

Am 14. August schrieb ich: Ein Protest der Westmächte bei der UdSSR wird ‚erwogen‘, so heißt es 36 Stunden nach der Abriegelung von Ostberlin. Das bedeutet, daß nichts geschehen ist. Offenbar weiß man nicht recht, was geschehen soll. Die verschiedensten Vorschläge werden gemacht. Alles ist ein Zeichen dafür, daß die Maßnahme, die eigentlich vorauszusehen war, überraschend gekommen ist. Beschämend. Wird man eigentlich warten, bis die russischen oder kommunistischen Panzer vor dem Rathaus in Schöneberg stehen?

Man appelliert an die Bevölkerung, Besonnenheit und Ruhe zu bewahren. Von 14 bis 14.15 Uhr herrschte am 14. August allgemeine Betriebsruhe und im Rundfunk wurden die Menschenrechte aus der Einleitung zur Charta der UNO verlesen. In der Industrie- und Handelskammer hielt Dr. Goetz eine Beruhigungsrede. Ich bin nicht dabei gewesen, weil ich das alles für Quatsch halte. Die ‚Welt‘ konnte nicht erscheinen, weil sich die Arbeiter weigerten, weiter zu arbeiten. Ein Lichtblick! AEG-Arbeiter zogen in einem Schweigemarsch zum Rathaus in Schöneberg. Es herrschte Erleichterung, daß er nicht zum Brandenburger Tor führte!

Am 16. August (Mittwoch) schrieb ich, daß in den ersten Tagen die Fußgänger nicht am Betreten des Ostsektors gehindert wurden, während Kraftwagen nur noch mit Sondergenehmigung in den Ostteil der Stadt fahren durften. Die Fußgänger mußten aber – nach Zeitungsberichten – den Ostsektor an der gleichen Stelle verlassen, an der sie hineingekommen sind. Denn der Personalausweis wurde ihnen abgenommen und sie erhielten dafür eine Bescheinigung. Auf der S-Bahn gab es keine Behinderungen. Doch man wurde von westlicher Seite aufgefordert, sie nicht mehr zu benutzen, damit die Reichsbahn keine Westgeld-Einnahmen bekommt.

Drei Tage sind vergangen. Was hat der ‚Westen‘ getan? Nichts! Heute haben sich endlich die Alliierten Stadtkommandanten aufgerafft, einen lendenlahmen Protest zu erheben. Ich hatte vor, an Brandt zu schreiben, unterließ es, weil mir es zwecklos erschien.

Am Nachmittag des 16. August fand eine Protestkundgebung vor dem Schöneberger Rathaus statt, auf der Amrehn und Brandt sprachen. In der IHK war uns freigestellt worden, an der Kundgebung teilzunehmen oder die Rundfunkübertragung im Sitzungssaal mit anzuhören. Ich beschloß, zu Fuß zum Rathaus zu gehen. Drei meiner Kolleginnen schlossen sich mir an. Es sollen 250 000 bis 500 000 Menschen vor das Rathaus gekommen sein. Aus der Rede von Brandt ging hervor, daß er mit dem Verhalten der Alliierten nicht

einverstanden war. Brandt forderte Adenauer auf, nach Berlin zu kommen. Dieser soll erwidert haben, er käme in der nächsten Woche. Brandt stellte fest, daß der Bundestag am Freitag zu einer Sitzung zusammentreten werde. Keinen Tag zu früh, meinte er. Lieber wäre es ihm allerdings gewesen, er würde im Berliner Reichstag zusammenkommen. Auch habe der Senat die Alliierten aufgefordert, eine Entscheidung über das Schicksal der Westberliner Reichsbahn zu treffen.

Das Gedränge nach Beendigung der Kundgebung war furchtbar, da die Leute in verschiedenen Richtungen auseinander strebten. Dazu gab es noch einen Regenguß. Aber ich erreichte schließlich den S-Bahnhof Schöneberg. Am Abend hörte ich im Ostberliner Sender viel Musik, die von Hetzreden, Hohn und Spott gegen den Westen unterbrochen wurde.

Die Westmächte stehen auf dem Standpunkt, daß es sich nicht um eine unmittelbare Bedrohung Westberlins handele, sondern daß die Maßnahmen nur gegen die Zonenbewohner gerichtet sind. ‚Eine Vogelstraußpolitik!‘ Hoffentlich gelingt es, sie über die Größe der Gefahr aufzuklären. Übel ist, daß der Wahlkampf fortgeführt wird. Gestern hat Adenauer Brandt angegriffen, indem er auf dessen Aufenthalt in Norwegen während des Krieges hinwies. Die Börse hat kaum auf den Mauerbau reagiert. Die Börsenkurse sind höchstens um 2 bis 3 % zurückgegangen.

Am Nachmittag des 19. August ist der amerikanische Vizepräsident Johnson nach Berlin gekommen, um Brandt eine persönliche Botschaft von Kennedy zu bringen. Gegen 17 Uhr landete das Flugzeug auf dem Tempelhofer Flughafen. Vor dem Schöneberger Rathaus fand wieder eine Kundgebung statt, an der trotz schlechten Wetters nach Rundfunkberichten 200 000 bis 250 000 Menschen teilnahmen. Nach kurzen Ansprachen von Brandt, Johnson und General Clay (Organisator der Luftbrücke 1948/49) vor dem Rathaus fand eine außerordentliche Sitzung des Abgeordnetenhauses statt. Die Amerikaner bekannten sich zu Berlin und zu ihrer Garantie für Berlin. Als äußeres Zeichen

kamen am 20. August 1950 amerikanische Soldaten nach Berlin. Die Engländer sandten zwei Dutzend Panzer mit der Eisenbahn. Wenn das auch nur symbolisch ist, so ist es doch beruhigend.

Eintragung am 20. August. Gestern war ich auf dem Kirchhof in der Liesenstraße zum Geburtstag meiner Mutter am 20. August. Der Kirchhof liegt im Osten der Stadt. Ich bin nach Büroschluß mit der S-Bahn bis zum Bahnhof Humboldthain gefahren und dann durch die Hochstraße zur Liesenstraße gegangen. Diese Straße gehört zu Westberlin. Erst mit der Baufluchtlinie der Häuser auf der anderen Straßenseite beginnt Ostberlin. Das Kirchhofstor war geschlossen. Als ich an der Tür rüttelte, erschienen zwei alte Vopos, eine Art Landsturmlaute. Sie trugen Karabiner mit aufgefplantem Seitengewehr. Sie sagten mir, ich könne durch den anderen Eingang an der Chausseestraße auf den Kirchhof gelangen. Also ging ich zur Chausseestraße zur dortigen Absperrung, die als eine eiserne Straßensperre errichtet war, daß man nicht mit Gewalt die Grenze durchbrechen konnte. Ich fragte den ersten Vopo, der dort stand, wie ich auf den Kirchhof käme. Er wußte nicht Bescheid, sondern wies mich an den wachhabenden Vopo. Auch er konnte mir keine Auskunft geben, weil er nicht ‚von hier‘ wäre. Ich ging zu einem dritten Vopo. Der wußte endlich Bescheid und sagte mir, ich müßte in die Straße links, in die Wöhlertstraße gehen und käme von dort über einen Hof auf den Kirchhof. Unterwegs traf ich einen Kohlenarbeiter, der mir riet, durch eine kleine Tür in der Hausmauer zu gehen, um auf den Französischen Kirchhof zu gelangen. Ich fand die Tür, wurde aber vorher noch einmal von einem anderen Vopo, einem Offizier, angehalten, der mich barsch fragte, wohin ich wolle. Ich erklärte es ihm. Wer mir gesagt habe, daß ich dort auf den Kirchhof käme, fragte er mich weiter. Meine Antwort: Ein Vopo in der Liesenstraße. Dann ließ er mich gehen, murmelte aber, das es eigentlich nicht erlaubt sei.

Durch die schmale eiserne Tür kam ich zuerst auf den Friedhof der Domgemeinde, wo ich ein großes Tor entdeckte, das mich endlich zum Französischen Kirchhof führte. Ich pflanzte den mitgebrachten Asterntopf auf das elterliche Grab und jätete etwas Unkraut. Dann begab ich mich zum Grab meiner Urgroßeltern, das sich einige Reihen weiter in Richtung Liesenstraße befindet. Auf dem Kirchhof hielten sich vier Vopos, aber auch einige Besucher auf. Lange hielt ich mich dort nicht auf und ging auf dem selben Weg, auf dem ich gekommen, zurück zur Chausseestraße. Hier mußte ich meinen Ausweis vorzeigen und erreichte wieder Westberliner Gebiet.

Seit dem 13. August bauten die Kommunisten um den Westteil Berlins eine Betonmauer. Die Haustüren und die Kellerfenster der Häuser, die unmittelbar an der Grenze zu den Westsektoren liegen, sind zugenagelt worden, damit keiner mehr heraus kommt. Denn es gelang immer wieder Menschen – auch Vopos – aus dem Ostteil der Stadt zu entkommen. Vor ein paar Tagen erlebte ich selbst, wie ein junger Mann mit der S-Bahn flüchtete. Als ich von der Stadtbahn zur Nord-Süd-S-Bahn am Bahnhof Friedrichstraße umstieg, lief hinter mir hastig ein junger Mann, der in denselben Wagen wie ich einstieg. Kurz vor dem Stettiner Bahnhof (Anm.: heute Nordbahnhof) hielt der Zug kurze Zeit auf freier Strecke. Ich blickte auf und bemerkte, daß neben dem jungen Mann und ihm gegenüber noch zwei weitere junge Männer saßen. Als der Zug kurz vor dem Bahnhof Humboldthain ans Tageslicht kam, wurden die drei jungen Leute immer lebhafter. Einer schlug freudig mit der Faust auf das Fensterbrett und ich konnte aus ihren Worten entnehmen, daß der mit mir in Friedrichstraße Eingestiegene eben aus dem Osten geflüchtet war. Sie fragten mich, ob der Bahnhof Humboldthain im Westen liege, was ich zu ihrer großen Freude bestätigen konnte.

Die Berliner haben trotz dieser Ereignisse in diesen Tagen eine erstaunliche Ruhe bewahrt. Allerdings ist in der letzten Woche gehamstert worden, doch haben sich die Käufe in engen Grenzen gehalten.

Eintragung am 23. August. Seit heute Morgen um 1 Uhr dürfen Westberliner nur noch mit Passierschein in den Ostsektor. Es gibt vier Übergangsstellen in den Ostteil der Stadt: Chausseestraße, Invalidenstraße, Prinzenstraße und Sonnenallee. Die Passierscheine sollen in zwei Westberliner Reisebüros beantragt werden können. Wo diese liegen, weiß niemand. Der Senat will die Ausgabe von Passierscheinen nicht dulden. Infolgedessen kann niemand mehr in den Ostteil der Stadt gelangen.

Auch die Französische Kirche ist geteilt. Die Pfarrer Manoury und Leutke wohnen in Ostberlin und in Potsdam und können nicht mehr in Westberlin predigen. Im Westteil der Stadt wohnt nur Pfarrer Lindenborn, ein alter Herr. Außerdem gibt es hier kein Gotteshaus der Französischen Kirche.

Die Lage ist sehr bedrückend. Die Alliierten haben auf die neue Verschärfung damit reagiert, daß sie Panzer an der Sektorengrenze aufgefahren haben. Wenigstens eine schnelle Reaktion. Besser wäre es gewesen, wenn sie das am 13. August getan hätten. Von der S-Bahn auf der Fahrt von der Friedrichstraße zum Zoo konnte ich russische Panzer sehen. An den Kirchhöfen in der Liesenstraße sind die Kirchhofsmauern durch Hohlblocksteine erhöht worden. Gut, daß ich am 20. August noch einmal die Gräber meiner Familie besucht habe.

In der Nacht zum 23. August ist die Versöhnungskirche, deren Eingang an der Sektorengrenze der Bernauer Straße liegt, zugemauert worden. Hauseingänge und Fenster von Gebäuden, die unmittelbar an der Sektorengrenze liegen, werden ebenfalls zugemauert. In den Menschen speichert sich eine ungeheure Wut an.

Am 27. August spitzte sich die politische Lage weiter zu. Die Russen haben bei den Westmächten protestiert, weil Politiker aus Bonn auf dem Luftwege

nach Berlin gekommen sind. Genannt wurden der Bundestagspräsident Gerstenmaier, der Bundesvertriebenenminister Lemmer, Wehner von der SPD und der Vorsitzende der F.D.P Mende. Die Westmächte haben den Protest zurückgewiesen.

Die Kommunisten wollten in Westberlin zwei Reisebüros am Bahnhof Zoo und am Bahnhof Westkreuz für die Ausstellung von Visa einrichten. Das wurde auf Veranlassung der Alliierten vom Senat verboten und Brandt erklärte, die Aufenthaltsgenehmigungen könnten auch im Ostsektor ausgestellt werden. Trotzdem ist versucht worden, an einem Schalter im Bahnhof Zoo eine solche Stelle zu errichten. Die Westberliner waren empört und brachten dort ein Schild an mit der Aufschrift ‚Eintritt ins KZ eine DM‘. Das Büro wurde von der Polizei geschlossen.

Am Morgen des 27. ‚inspizierte‘ ich die Zonengrenze bei Hohen Neuendorf. In der Nähe vom Hubertussee ist eine Schneise in den Wald geschlagen worden. Zwei Reihen von Betonpfählen werden errichtet und mit Stacheldraht bespannt. Dasselbe geschah am Rande des Stolper Feldes, bei Zerndorf und an der Schönfließener Straße.

Erster September: Das wichtigste Ereignis der letzten Tage ist die Ernennung von General Clay zum Sonderbotschafter der USA mit Sitz in Berlin. Für mich ist das ein Zeichen, daß die Amerikaner Westberlin nicht aufgeben werden.

Vor einigen Tagen ist ein Flüchtling erschossen worden, der durch den Teltowkanal schwimmen wollte. Einem anderen gelang die Flucht durch die Havel nach Heiligensee.“

Die angespannte politische Lage in Berlin nach dem 13. August beschäftigte meinen Vater sehr, daß er seine Gedanken dazu auch in Briefen zum Ausdruck brachte. Am 17. September 1961 schrieb er mir während meines Urlaubsaufenthalts in Sizilien dazu folgenden Lagebericht.

„(...) Bei einem Besuch bei Frau Mußfeld (Anm.: seine ehemalige Zimmervermieterin in Frohnau) erzählte sie mir, daß einem Mann aus Stolpe folgendes gelungen war. Er war geflüchtet. Seine Frau und sein Kind waren noch in Stolpe. Am Tage hatte er sich den Zaun in der Nähe der Invalidensiedlung angesehen und ist dann nachts an der ausgesuchten Stelle durchgekrochen, unbehindert nach Stolpe gelangt und mit Frau und Kind durch dasselbe Loch wohlbehalten nach Berlin zurück gelangt!

Das ist sicher auch der Grund, weshalb die östlichen Machthaber, am liebsten eine hohe Mauer um ganz Berlin ziehen möchten. Bei Glienicke steht jetzt auch eine. Dennoch gelingt einzelnen Leuten immer noch die Flucht. Teilweise sind sie mit Vollgas durch die Mauer gefahren, so am Brandenburger Tor. Oder sie haben sich an Seilen aus dem Fenster im zweiten Stock herunter gelassen. Am Freitag war ich in der Liesenstraße. Die Friedhofstore sind zugemauert, ebenso die Haustüren der östlichen Häuser. Im ersten Stock ist hinter der Fensterscheibe eine Mauer gezogen! Auch hier standen die Leute und winkten. Ich bin mit einer gehörigen Portion Zorn nach Hause gefahren.(...)“

Gut drei Monate nach Beginn des Mauerbaus, am 19. November 1961, teilte er seine negative Stimmung zur Lage Berlins seinem Geschäftsfreund Dr. Heinicke in Bonn mit.

„(...) Hier in Berlin hat man immer mehr den Eindruck, daß der 13. August einen so tiefen Einschnitt in der deutschen Nachkriegsgeschichte bedeutet, daß man vermutlich bald von der Zeit vor und von der Zeit nach diesem Tage sprechen wird. Die Ereignisse berühren jeden unmittelbar. Ich denke dabei nicht an die Unbequemlichkeiten, die dadurch entstanden sind, daß man die S-Bahn nicht mehr benutzen kann oder nicht mehr benutzen soll, sondern vor allem an andere Dinge.

Die Gräber meiner Eltern befinden sich z.B. auf dem französisch-reformierten Kirchhof in der Liesenstraße. Die Sektorengrenze wird durch die Kirchhofsmauer gebildet. In den Tagen nach dem 13. August ist das Tor zum Kirchhof zugemauert, die Kirchhofsmauer um einen Meter erhöht und mit Stacheldraht bewehrt worden. In den ersten Tagen nach dem 13. August war ich noch einmal an den Gräbern meiner Eltern. Jetzt ist dies nicht mehr möglich. Ich werde am Totensonntag an der Kirchhofsmauer einen Kranz niederlegen zum Gedenken und aus Protest.

(...) An dieser Schandmauer spielen sich noch heute Tag für Tag erschütternde Szenen ab. Einmal sieht man einen jungen Mann auf einem Hocker stehen und vorsichtig in den Osten hinüber winken. Ab und zu macht er eine Handbewegung, als ob er sagen wollte: Paß auf, der Vopo guckt. Diesen sieht man nicht – die Mauer ist zwei Meter hoch – nur die Spitze seines aufgepflanzten Seitengewehrs wandert gespenstisch hin und her. Oder ein anderes Bild: Auf einem Bahnhof, der zum Westsektor gehört, steht eine alte Frau und winkt weinend in die ‚andere‘ Stadt hinüber.

Die Fenster der Häuser entlang der Grenze sind bis in das vierte Stockwerk hinauf hinter den Glasscheiben zugemauert worden, damit von weitem der Eindruck entsteht, die Häuser seien bewohnt. Auf den Balkonen stehen noch die Geranientöpfe.

In den Zeitungen liest man, die Lage habe sich entspannt. Gewiß, im Augenblick stehen sich die russischen und amerikanischen Panzer nicht auf 200 Meter gegenüber. Und wer nicht tagtäglich immer wieder auf die ‚Schandmauer‘ gestoßen wird, mag denken, man habe sich daran gewöhnt. Doch in Berlin gewöhnt man sich nicht daran, daß man seine nächsten Angehörigen in Weißensee oder Lichtenberg nicht mehr besuchen darf, und daß man nicht einmal am Totensonntag an den Gräbern seiner Eltern stehen darf.

Hinzu kommt bei vielen ein Gefühl der Enttäuschung, daß der ‚Westen‘ (einschließlich der Bundesrepublik) am 13. August die Bedeutung dieses Ereignisses nicht erkannte oder vielleicht nicht erkennen wollte. Jetzt sagt sogar General Clay, man hätte die ersten Anfänge der Mauer mit Panzern niederwälzen müssen. Eine späte Erkenntnis, die man bereits am 13. August von vielen Leuten ‚auf der Straße‘ hören konnte.

Und trotzdem. Niemand gibt hier auf oder trägt sich ernsthaft mit der Gedanken, sich abzusetzen. Wohin sollte er auch gehen? Gewiß, im Augenblick ist man am Rhein etwas weiter weg vom Schuß. Doch ist sich jeder darüber im klaren: Wenn Westberlin fällt, fällt die Bundesrepublik, fällt ganz Europa und das Prestige Amerikas. Jeder kennt natürlich den einen oder anderen, der in den letzten drei Monaten seinen Wohnsitz nach Westdeutschland verlegt hat – diese Fälle waren nach der Chruschtschow-Rede im November 1958 seltener – , doch von einer irgendwie beachtlichen Absatzbewegung kann nicht die Rede sein.

Von Seiten der Westberliner droht also kaum Gefahr. Schlimmer erscheint mir, daß man im Westen noch drei Monate nach dem 13. August nicht weiß, wie man den Russen begegnen soll. Die ergriffenen Maßnahmen erscheinen planlos und zeigen nicht die nötige Härte. Jeder, der das Vergnügen hatte, in russischer Gefangenschaft zu leben, weiß, daß den Russen nur eines imponiert: energisches Auftreten. (...)“

Meinen Vater schmerzte die hoffnungslose Situation seiner Heimatstadt sehr. Besonders auch, daß er nicht mehr seine französisch-reformierte Kirche in Ostberlin besuchen konnte und, daß die dort amtierenden Pfarrer nicht in Westberlin den Gottesdienst feiern durften. Aber am allermeisten traf ihn, daß ihm der Zutritt zu den Gräbern seiner geliebten Eltern verwehrt wurde.

Die immer dichter werdende Grenze nach Ostberlin und zur Ostzone ließ meinen Vater einen noch intensiveren Postverkehr mit den Hohen Neuendor-

fern pflegen, mit den Verwandten Ernst, Anneliese und Marianne Lorenz und mit der Familie Gross, mit der er sich seit den zwanziger Jahren verbunden fühlte. Ebenso kümmerte er sich weiter um die Pfarrersfamilie Otto in Sachsen mit ihren immer älter werden drei Kindern, Jürgen, Maria und Irmtraut. Als diese später eigene Familien gründeten, erweiterte er auch für diese seine Fürsorge in Form von regelmäßigen Geschenksendungen.

Während meiner Zeit, in der ich außerhalb Berlins in Westdeutschland wohnte, habe ich von ihm immer wieder Berichte zur Lage in der Stadt bekommen, und über seine Sorge, die er sich um die Sicherheit der „Insel“ Westberlin machte. Am 11. 4. 65 schrieb er mir:

„(...) Die vergangene Woche in Berlin war recht geräuschvoll. Die Fenster zitterten von den Knallen, wenn die Düsenjäger die Schallmauer durchbrachen. Der Senat riet, die Fenster aufzumachen, damit sie nicht zerbrächen. Das ist aber auch das einzige, was er getan hat, abgesehen von einigen leichten Protesten. Die Berliner sind auf Brandt und die Alliierten recht ‚sauer‘. Besonders geräuschvoll war es am Mittwoch Nachmittag, als die russischen Düsenjäger sich den Spaß machten, im Sturz- und Tiefflug über die Dächer Berlins dahin zu rasen. Ich war lebhaft an meine Soldatenzeit erinnert. Doch die Berliner haben nur geschimpft und die Schikanen mit Gelassenheit ertragen. Gehamstert wurde nur wenig. Auch Stockungen in der Versorgung habe ich nicht beobachtet. Warten wir ab, wie sich die Sache weiter entwickelt.(...)“

Am 25. August 1968 :

„(...) Da man bei diesen unsicheren Zeitläuften niemals genau weiß, was morgen passiert, und es keineswegs völlig ausgeschlossen ist, daß man einmal nicht durch die Zone fahren kann: Du hast nach wie vor Vollmacht für mein Konto bei der Dresdner Bank Filiale Bonn und zwar auch für Deinen jetzigen Namen. Lächle bitte nicht. (...)“

Im Dezember 1968 hatten mein erster Mann und ich Pläne, wieder nach Westdeutschland zu ziehen, um dort zu arbeiten. Dazu folgender Kommentar meines Vaters am 12. 12. 1968:

„(...) Ich nehme an, daß Dich und Georg meine Meinung zu den Plänen von Troisdorf interessieren wird. Du wirst Dir denken können, daß ich Euer Weggehen teils bedauere, teils begrüße. Bedauere deshalb, weil ich Euch dann wieder nur selten sehe und weil Berlin immer mehr ‚austrocknet‘ und sich von jungen Menschen entleert, begrüßen, weil ich mir auf die Dauer nicht vorstellen kann, daß Berlin ‚frei‘ bleiben wird, da weder vom Senat noch von der Bundesregierung energische Maßnahmen für Berlin ergriffen werden. Ob Westdeutschland seine Freiheit auf die Dauer behaupten wird, mag zweifelhaft sein, jedenfalls wird sie länger als in Berlin dauern. Auch ist man im Westen nicht in so einer Mausefalle wie hier. (...)“

In seinem Neujahrsbrief ein Jahr später an mich äußerte er sich wieder sehr sorgenvoll:

„(...) Zum Schluß noch die Frage: Wie steht es eigentlich mit Euren Plänen, nach Westdeutschland zu gehen? Die politische Entwicklung gefällt mir gar nicht. Ich fürchte es kommt zu einem üblen Kompromiß, der auf Kosten Berlins geht. Ob die Freiheit Berlins noch länger als fünf Jahre dauert? Mir erscheint es recht unsicher. Darum ist es vielleicht besser, vorher wegzugehen. Vor allem hätte ich dann einen vorübergehenden Unterschlupf, wenn ich mit dem letzten Flugzeug, das ich vielleicht gerade noch erwische, nach Westdeutschland komme. Überlegt Euch das doch einmal ernsthaft. Finanziell könnte ich Euch helfen. (...)“

Am 5. 4. 1970 ärgerte ihn der schikanöse Postverkehr in die „Zone“ wieder einmal sehr, daß er mir folgendes brieflich mitteilte:

„(...) Da von meinen letzten Paketen in den Osten keines den Empfänger erreicht hat – ein Zeichen der Annäherung der beiden deutschen Staaten – habe ich gestern ein Paket unter Deiner Anschrift an Ernst gesandt. Vielleicht hat man etwas gegen mich. (...)“

Inzwischen war Ernst Lorenz aus Hohen Neuendorf Rentner geworden und durfte seine Verwandten im Westen besuchen. Am 24. Juli berichtete mir mein Vater davon:

„(...) Ernst kam heute gegen 11 Uhr an. Rüdiger traf ihn zufällig und brachte ihn her. Erfreulicherweise ist ein Paket, das ich am vorigen Sonnabend abgesandt habe, gestern angekommen. Erstaunlich! Ich hatte drei Tafeln Schokolade hineingelegt. 2 und eine Halbe sind nur angekommen. Der Kontrollierende hat eine durchgebrochen und die Hälfte mit Papier mitgenommen. (...)“

Am 10. 11. 1972:

„(...) Am Totensonntag will ich nach Ostberlin fahren, um endlich wieder einmal nach den Gräbern meiner Eltern zu sehen. Die Einreiseerlaubnis habe ich bereits. Es fragt sich nur, ob ich auch auf den Kirchhof komme, da er ja dicht an der Mauer liegt und sich im Sperrgebiet befindet. Hoffen wir das Beste. (...)“

Daraus ist leider nichts geworden, weil er sich seinen linken Knöchel verstaucht hatte, daß er kaum gehen konnte, was er mir ausführlich am 25. 11. 1972 nach Jülich schrieb. Aber er hatte mir Erfreuliches über den West-Ost Postverkehr mitzuteilen:

„(...) Von Ilse Otto habe ich Nachricht erhalten. Sie hat mein letztes Päckchen sehr schnell erhalten. Auch ihr Brief ist innerhalb von vier Tagen bei mir gewesen. Die Tegeler haben sich vor einer Woche mit Jürgen in Ostberlin getroffen. (...)“

Für Westberliner gab es nach dem Abschluß der Ostverträge Willi Brandts mit den Regierenden der DDR die Möglichkeit, mit einem westdeutschen Paß

nach Ostberlin einzureisen. So war es meinem Bruder mit seiner Frau möglich, Jürgen Otto, der damals an der Humboldt-Universität in Ostberlin studierte, für einige Stunden im Restaurant Ganymed zu treffen, wo Jürgen einen Tisch vorbestellt hatte. Diese Treffen dort entwickelten sich in den folgenden Jahren zu einer regelmäßigen Einrichtung, waren sie doch die einzige Möglichkeit, miteinander persönliche „Ost-West-Gespräche“ zu führen.

Mit den Hohen Neuendorfern hielt mein Vater weiter engen brieflichen Kontakt. Ab und zu besuchte Anneliese Lorenz, inzwischen auch Rentnerin, ihre Schwester (Omi) in Hermsdorf oder sie kam gemeinsam mit ihrem Mann, bis dieser am 10. August 1973 starb. Marianne hatte inzwischen Frank Wohlgemuth geheiratet, der sich als Mann um den Lorenzschen Frauenhaushalt kümmerte.

Am 19. 5. 83 schrieb mir mein Vater folgendes über sie:

„(...) Von den Hohen Neuendorfern höre ich ab und an. Marianne schreibt gewöhnlich nicht viel, weil die Renovierung und Sanierung des Hauses immer noch nicht beendet ist. Sie müssen wohl sehr viel selber machen, weil es schwierig ist, Handwerker zu bekommen, und vielleicht auch aus Gründen der Kostenersparnis. Manchmal ruft auch Tante Anneliese an, wenn sie bei der Nachbarin Frau Biedermann ist. Es geht ihr so einigermaßen. Aber es war ihr möglich, zu Frau Biedermann – rechts und links von Marianne und Frank gestützt – zu gehen. Es ist erfreulich und zugleich erstaunlich, daß sie sich immer wieder aufrappelt. Sie wird immerhin im nächsten Monat 87!

Eine treue Seele ist Anneliese Gross. Sie schreibt sehr fleißig. Und ihre Briefe sind immer interessant und inhaltsvoll. Schlimm ist, daß sie mit ihren Mietern so viel Ärger hat. In der Zone ist der Hauseigentümer als ‚Kapitalist‘ eben ein Bürger minderen Rechts. (...)“

Kurz vor dem Mauerfall Anfang Oktober 1989 hatten mein Mann und ich Irmtraut in Leipzig besucht. Ich hatte meinem Vater ausführlich über unseren Besuch und die Stimmung in der Stadt, die von der Angst geprägt war, daß bei den Montagsdemonstrationen Gewalt angewandt werden könnte, berichtet. Hier seine Antwort darauf vom 24. 10. 1989:

„(...) Deine Schilderung von Eurem Besuch in Leipzig war ja eine Art Kriegsbericht. Seitdem haben sich die Ereignisse in der Zone überschlagen. Erich Honecker ist abgelöst, Egon Krenz an seine Stelle getreten. Vertrauen zu der neuen Herrschaft scheint man nicht zu haben. Das beweisen die Demonstrationen (in Leipzig gestern 300 000!) und die Übersiedler über Ungarn und die deutschen Botschaften in Prag und Warschau. Die Entwicklung in Polen und Ungarn ist außerordentlich schnell. Das steckt an. Die nächsten Wochen und Monate werden noch manche Überraschung bringen. Und mit einem Male ist die ‚totgesagte‘ deutsche Frage wieder ganz aktuell. Vielleicht erlebe ich noch den Fall der Mauer. (...)“

Ja, er erlebte ihn! Er beschrieb ihn im November 1989 in „einer Art Tagebuch“, wie er seinen folgenden Bericht nannte.

#### „Die Ereignisse des 9. November 1989

Die Mauer – ich habe sie die ‚Mauer der Schande‘ genannt – ist am 9. November 1989 geöffnet worden. Wie kam es dazu? Ich sehe zwei Ursachen, die natürlich zusammenhängen, sich überschneiden.

In Leipzig fanden seit Wochen – und finden noch jetzt – an jedem Montagabend Gottesdienste statt. Ihnen schlossen sich friedliche Demonstrationen an. Die Zahl der Teilnehmer wuchs von Woche zu Woche. Sie betrug schließlich 300 000, 500 000 Menschen. Ähnliche Demonstrationen gab es in anderen großen und kleinen Städten in der DDR.

Viele Bewohner der DDR empfanden und empfinden die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in ihrem Lande unerträglich. Sie wollten in den

‚Westen‘, d.h. in die Bundesrepublik ausreisen. Ihre Anträge wurden fast immer wieder abgelehnt. Da entschlossen sich einige, in das Gebäude der ständigen Vertretung der Bundesrepublik in Ostberlin, in der Hannoverschen Straße, zu gehen und dort tagelang zu bleiben. Sie erreichten durch Vermittlung des Rechtsanwalts Vogel ihre Ausreise. Im Sommer besetzten DDR-Flüchtlinge die deutsche Botschaft in Ungarn und konnten nach zähen Verhandlungen in die Bundesrepublik ausreisen. Ungarn zerschnitt als erstes Ostblockland den Stacheldraht zwischen Ost und West, zwischen Ungarn und Österreich. Man nahm zunächst an, mit dieser Ausreise aus der deutschen Botschaft in Budapest sei die Sache erledigt. Man täuschte sich. Immer mehr DDR-Urlauber in Ungarn, Bulgarien und Rumänien kehrten nicht mehr zurück, sondern blieben in Lagern in Budapest. Schließlich ließ man sie ebenfalls in den Westen reisen. Andere Bewohner der DDR besetzten die Botschaft in Prag und in Warschau. Nach langen Verhandlungen – in der Prager Botschaft saßen und standen schließlich über 6 000 Menschen – durften auch sie in die Bundesrepublik einreisen, ebenso die Flüchtlinge in der Warschauer Botschaft. Das geschah Ende August, Anfang September.

Von da ab wuchs die Zahl der ‚Übersiedler‘, wie man sie nannte, von Tag zu Tag. Eine Zeitlang lief die Ausreise nur auf dem Weg über Ungarn ab, weil die Regierung der DDR am 1. Oktober die Grenze zur Tschechoslowakei sperrte. Denn der 7. Oktober, der 40. Jahrestag der Gründung der ‚Deutschen Demokratischen Republik‘ zu dem Gorbatschow erwartet wurde, stand bevor. Er sollte nichts oder möglichst wenig von der Ausreise- und Fluchtbewegung bemerken.

Der 7. Oktober wurde mit den üblichen Paraden und den offiziellen Reden gefeiert. Friedliche Demonstrationen von Reformern, die vor allem im Bezirk Prenzlauer Berg an der Gethsemanekirche stattfanden, wurden mit brutaler Gewalt aufgelöst. Das erbitterte die Bevölkerung und der Druck von innen und von unten wurde immer stärker. Die Welle der Übersiedler schwoll an.

Hinzu kamen heftige Auseinandersetzungen im Politbüro der SED, die zur Folge hatten, daß Erich Honecker aus Gesundheitsgründen (was nur zum Teil zutraf, obwohl er krank ist) von allen seinen Ämtern zurücktreten mußte. Eigentlich wurde er weggejagt. Er erhielt keinen ehrenden Nachruf, im Gegenteil, später wurde ihm von der SED-Führung viel Schuld zugemessen. Wo er jetzt lebt, erfährt man nicht.

Seit dem 18. Oktober haben sich die Ereignisse überschlagen. Fast jeder Tag brachte etwas Neues, etwas, was man zwei Tage zuvor noch für unmöglich gehalten hatte. Es wurden Reformen verkündet. Auch eine Amnestie für die Übersiedler, die vor dem 27. Oktober in den Westen gegangen waren. Tisch, der Vorsitzende des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes, der noch vor kurzem dem westdeutschen Gewerkschaftsvorsitzenden Breit erklärt hatte, in der SED-Gewerkschaft sei alles in bester Ordnung, mußte zurücktreten.

Am Sonnabend, dem 4. November, fand in Ostberlin auf dem Alexanderplatz eine Riesendemonstration statt, einberufen von Künstlern und Schriftstellern mit Zustimmung der Partei. Es war die größte freie Demonstration, die es jemals in der DDR gegeben hat. Eine Million Menschen sollen teilgenommen haben. Vertreter der Partei wurden ausgepiffen. Selbst der neue SED-Chef, Egon Krenz, der zur Enttäuschung der Reformfreunde zum Nachfolger von Honecker als Staatsratsvorsitzender, Generalsekretär und Vorsitzender des Nationalen Verteidigungsrats (statt des als gemäßigt geltenden Dresdner SED-Chefs Modrow) gewählt worden war, sowie der Berliner SED-Chef Chabrowski konnten sich nicht durchsetzen. Stefan Heym und andere erhielten begeisterte Zustimmung.

Am Montag, dem 6. November, wurde der Entwurf eines Reisegesetzes veröffentlicht, der mehr Reiseerschwernisse als -erleichterungen vorsah. Die Folge: In Leipzig protestierten 500 000 Menschen! In vielen anderen Städten kam es ebenfalls zu Protestkundgebungen. Überall mit größter Disziplin. Nicht eine Fensterscheibe ging zu Bruch. Und – das war die Überraschung –

weder die Polizei noch der Staatssicherheitsdienst schritten ein. Die Fluchtwelle stieg weiter an.

Einen Tag später, am Dienstag, dem 7. November, lehnte ein Volkskammerausschuß das geplante Reisegesetz als unzureichend ab. Der Ministerrat, die Regierung der DDR, trat geschlossen zurück. Anstelle von Stoph sollte Modrow zum Vorsitzenden des Ministerrats gewählt werden. Inzwischen war auch Karl Eduard von Schnitzler (vom ‚Schwarzen Kanal‘) zurückgetreten, mit der Bemerkung an seiner Auffassung und Einstellung ändere sich nichts.

Am Mittwoch, dem 8. November, trat das SED-Politbüro geschlossen zurück und die Zahl der Mitglieder wurde von 21 auf 11 verringert. Verschiedene Mitglieder des Politbüros mußten ausscheiden, Mittag, Herrmann, Hager, Axen u.a.; am nächsten Tag schied einer, der gerade hinzugekommen war, der SED-Chef von Halle, wieder aus, außerdem einige ‚Anwärter‘.

Dann kam der denkwürdige 9. November, ein Donnerstag. Am Nachmittag hatte ich mich mit meinem Enkel Kai über die politischen Ereignisse unterhalten. Wir waren beide der Ansicht, daß es sehr bald noch Überraschungen geben werde. Doch sie kamen früher, als wir es erwartet hatten. Wenige Stunden nach unserem Gespräch, um 19.15 Uhr, verkündete die amtliche, östliche Nachrichtenagentur, daß ab **sofort** jeder Bewohner der DDR in das Ausland, sprich: nach Westberlin und in die Bundesrepublik, reisen dürfte. Im westlichen Rundfunk und Fernsehen wurde dies ebenfalls gesendet. Man wartete auf die Reaktion. Offenbar sprach sich diese Neuigkeit nicht so schnell herum. Denn vom Aussichtsturm am Brandenburger Tor war am frühen Abend noch keine Bewegung jenseits des Tores zu erkennen. Doch zwischen 21 und 22 Uhr gingen am Übergang in der Invalidenstraße in der Nähe des Lehrter Bahnhofs die ersten Ostberliner über die Grenze nach Westberlin. Von Stunde zu Stunde wurden es mehr. Sie kamen zu Fuß oder mit dem Auto. Alle strebten zum Kurfürstendamm. Einmal wollte man mit seinem ‚Trabbi‘ auf dem Kurfürstendamm entlang fahren. Dort versammelte sich eine immer grö-

ßer werdende Menschenmenge, ebenso an der Gedächtniskirche, wo Ost- und Westberliner gemeinsam sangen und tanzten.

Die Volkspolizisten wurden des Stroms nicht mehr Herr. Zunächst drückten sie noch einen Stempel in den Ausweis, ein Stempel wie mit der Kinderpost, spottete man. Dann brauchte man kaum noch den Ausweis vorzuzeigen. Die Vopos wurden fort geschwemmt. Sogar vom Westen aus konnte man ohne Visum und ohne Geldumtausch in den Osten gelangen. Das Brandenburger Tor war inzwischen auch geöffnet worden. Auf den Schildern der Straße des 17. Juni klebten später Zettel mit der Aufschrift ‚Straße des 9. November‘. So geschah es am Abend und der Nacht des historischen 9. November 1989!

Am 10. November strömten den ganzen Tag über Bewohner von Ostberlin und vielen anderen großen und kleinen Gemeinden der DDR nach Westberlin. Eigentlich sollte erst ein Visum beantragt und sofort erteilt werden, doch viele kamen ohne Visum. Manchmal bekamen sie einen Stempel in den Ausweis, der besagte, sie könnten im nächsten halben Jahr beliebig oft in den Westen ausreisen. Manche brauchten kaum ihren Ausweis vorzuzeigen und wurden durchgelassen. An den einzelnen Grenzübergängen handhabte man das unterschiedlich. Insgesamt kamen etwa 250 000 DDR-Bürger an diesem Tag nach Westberlin.

Am Freitagnachmittag trat das Berliner Abgeordnetenhaus zu einer Sondersitzung zusammen, um eine Resolution zu den Ereignissen des 9. November zu beschließen. Über den Wortlaut dieser EntschlieÙung kam es zu einem unerfreulichen Streit. CDU und SPD hatten sich auf eine Fassung geeinigt, in der man eine Hoffnung auf die Wiedervereinigung anklingen ließ. Das paÙte der AL (Anm.: Alternative Liste) nicht. Sie verlangte eine Änderung, eine Abschwächung dieses Wortlautes. Die SPD gab nach. Daher konnte die Resolution nicht in vollem Umfang einstimmig verabschiedet werden. Im Anschluß an die Sitzung des Abgeordnetenhauses war zu einer Kundgebung auf dem Rathausplatz aufgerufen worden. Es sprachen Momper, Willy Brandt, Genscher

und der Bundeskanzler Kohl, der wegen der Ereignisse in Berlin seine Polenreise für einen Tag unterbrochen hatte. Kohl wurde ausgepiffen. Warum? Ich weiß es nicht. Etwas später fand auf dem Breitscheidplatz eine Kundgebung der CDU statt, auf der Kohl noch einmal unter Beifall sprach. Auf beiden Kundgebungen wurde zum Abschluß das Deutschlandlied gesungen.

Am Freitagabend gab es auf dem Kurfürstendamm und an der Gedächtniskirche das gleiche Bild wie am Tage zuvor: Deutsche aus Ost und West begegneten sich und sprachen miteinander. Für viele aus dem anderen Teil der Stadt war es seit vierzig Jahren das erste Mal oder bei den Jüngeren – überhaupt das erste Mal in ihrem Leben, daß sie auf dem Kudamm bummeln konnten. Alle aus dem Ostteil der Stadt wurden auf das herzlichste willkommen geheißen und aufgenommen. Zwischenfälle gab es kaum. Nur am Brandenburger Tor gab es – unter Alkoholeinfluß – etwas Krawall. Außer Feuerwehrschräuchen wurde von östlicher Seite jedoch nichts dagegen eingesetzt.

Kamen am 10. November 250 000, so waren es am 11. November 500 000! Es waren nicht nur Ostberliner, sondern auch die Einwohner aus der näheren und weiteren Umgebung von Berlin, z.B. aus Potsdam, als die Glienicker Brücke, die ‚Brücke der Einheit‘, als Übergang geöffnet wurde. Die Besucher aus dem anderen Teil Deutschlands erhalten 100 DM als sog. Begrüßungsgeld, das in den Rathäusern der Verwaltungsbezirke, von Banken, Sparkassen und Postämtern ausgezahlt wird. Überall bildeten sich lange Menschengängen, die zum Teil stundenlang warten mußten, um ihre 100 DM zu erhalten. Warum kommen sie wohl bereits am ersten und zweiten Tag? Aus Mißtrauen, daß es bei der Freizügigkeit nicht bleiben werde? Man bestätigte uns diese Vermutung, als wir am Sonnabend in der Stadt waren und mit einigen DDR-Besuchern sprachen.

Am 11. November wurden die Grenzübergänge an der Jannowitzbrücke und der Bernauer Straße geöffnet. Weitere sollen folgen. Am 11. November ergoß sich auch ein Besucherstrom aus der DDR in die Bundesrepublik. 100

000 fuhren nach Niedersachsen, nach Hessen und nach Bayern. In manchen Städten brach der Verkehr ebenso zusammen wie in Westberlin. Lange Warteschlangen von Kraftwagen stauten sich vor den Grenzübergängen, die zusammen mit dem Wochenendverkehr immer länger wurden.“

In seinem Weihnachtsbrief an mich war mein Vater noch immer ganz erfüllt von den Ereignissen, die durch den Fall der Mauer in Berlin entstanden waren.

„(...) In Berlin wimmelt es immer noch von Besuchern aus Ostberlin und der näheren und weiteren Umgebung. Wir sprechen kurz von den ‚Ossis‘. Man glaubt sie auf den ersten Blick an ihrer Kleidung und auch an ihrem etwas schüchternen oder linkischen Benehmen zu erkennen. Als ich neulich zwischen 9 und 10 Uhr in der U-Bahn fuhr, saß neben mir eine Frau mit einem kleinen Mädchen. Sie kamen aus Gransee (nördlich von Oranienburg) und wollten sich ihr ‚Begrüßungsgeld‘ vom Rathaus Wedding abholen. Ich finde es erschütternd, daß die Leute manchmal stundenlang geduldig anstehen, um 100 DM zu erhalten, und wegen weiterer 100 DM auch noch einen kleinen Säugling mitbringen. Das ist doch ein Beweis dafür, wie groß die Notlage in dem anderen Teil Deutschlands tatsächlich ist. Und jeden Tag kommen noch 1000 bis 1500 Übersiedler, die an eine nachhaltige Besserung der Verhältnisse nicht glauben. (...)“

Am 1. Mai 1990 schrieb er mir zu dem selben Thema:

„(...) Gestern waren Marianne und Frank bei uns zum Abendbrot. Sie fangen an, sich an westliche Verhältnisse zu gewöhnen. Aber es ist eigenartig. Man spricht immer noch von ‚uns‘, wenn wir Westberlin oder wenn sie Hohen Neuendorf und Ostberlin meinen, und von ‚euch‘ im umgekehrten Fall. Die Angleichung und die Bewältigung der vielen wirtschaftlichen Probleme wird nicht leicht sein. Vor allem besteht die Gefahr, daß die ‚Ossis‘ in einen Kaufrausch geraten, sobald sie in den Besitz von größeren Mengen West-

mark gelangen. Einen Vorgeschmack habe ich davon gestern in Berlin erlebt. Ich war in der Senatsbibliothek und habe anschließend einiges besorgt. Die Gegend am Zoo und Kurfürstendamm war restlos überfüllt, ebenso die Verkehrsmittel. Alles erinnerte mich an die ersten Tage nach dem 9. November. (...)“

Der Fall der Mauer beschäftigte meinen Vater noch lange. Er war froh, endlich wieder in sein geliebtes altes Berlin fahren und die Stätten seiner Kindheit und Jugend nach 28 Jahren wieder aufsuchen zu können. Er fand sie allerdings in teils sehr heruntergekommenem baulichen Zustand vor.

Als ich im September 1990 zu Besuch in Berlin war, machte er mir den Vorschlag, mit ihm und Monika einen Ausflug in die nördliche Umgebung von Berlin per Leihwagen zu unternehmen. Er wollte noch einmal diese Gegend besuchen, die er während seiner Studienzzeit und der Ehe mit meiner Mutter per Fahrrad immer wieder erkundet hatte. Inzwischen war er 84 Jahre alt. Hinterher beschrieb er seine Erlebnisse an diesem für ihn aber auch für seine Frau wichtigen Tag.

#### „Ein Ausflug in die nördliche Umgebung von Berlin

am 3. September 1990

Wir wachten bei strahlendem Sonnenschein auf. Die Sonne schien fast den ganzen Tag. Nur am Nachmittag zeigten sich einige Wolken. Es war warm: 22 Grad. Gerade die richtige Temperatur für unseren Ausflug. Monika traf einige Vorbereitungen für ein Picknick: Stullen und Kaffee; denn die Gasthäuser in der (Noch-) DDR sind noch nicht auf viele Gäste eingestellt.

Kurz vor 9 Uhr holte Inger uns mit dem Leihwagen in der Solquellstraße in Hermsdorf ab. Beim sog. ‚Entenschnabel‘ verließen wir Berlin und kamen nach Glienicke, dessen schlechtes Straßenpflaster wir schon vom Radfahren

kannten. Über Schönfließ, wo sich das Herrenhaus derer von Veltheim befindet, ging es nach Mühlenbeck und nach Summt, wo wir die erste Pause machten. Wir gingen auf einen Waldweg zum Summter See, einem typischen märkischen Waldsee, der nur von Wald umgeben ist. In mir kam die Erinnerung an manche Fahrt von Hohen Neuendorf an diesen See über die holzgepflasterte Straße, das Summter Gestell, hoch.

Wir setzten unsere Fahrt in Richtung Norden fort. Nach ein paar Kilometern erreichten wir Zühlsdorf. Von dort ging es weiter, vorbei am Rahmer See, den man versteckt hinter Bäumen ab und zu liegen sah, nach Wandlitz. Wir fuhren durch den kleinen Ort und machten im Schatten des Spritzenhauses halt, das dicht an der Dorfkirche liegt. Durch ein ‚vornehmes‘ Hotel-Parkgelände schlenderten wir an den Wandlitzsee, der sich rechts und links von der Badebrücke ausdehnt und in dem man, wie ein Schild mit vielen Ermahnungen u.a. besagte, nicht baden dürfte, wenn man unter Alkoholeinfluß steht.

Von Wandlitz wollten wir weiter nach Lanke fahren. Es war nicht einfach, den richtigen Weg zu finden, da in der DDR teilweise keine Beschilderungen vorhanden sind. Schließlich fanden wir die richtige Straße, nachdem wir an dem Bahnhof Wandlitzsee vorbeigekommen waren, ein verträumter Bahnhof der ‚Heidekrautbahn‘, die früher von Reinickendorf, jetzt vom sog. Außenring nach Liebenwalde fährt.

Die dortige Gegend ist sehr Seen reich: die drei ‚Heiligen Pfühle‘, der Liepnitzsee, der Hellsee und der Obersee. Zwischen den beiden zuletzt genannten liegt das Dörfchen Lanke, zu dem wir von Ützdorf aus gelangten. In Lanke machten wir auf einer Bank neben dem Weg, der zur Kirche hinauf führt, Rast. Monika breitete eine Decke auf der Bank aus, schenkte uns Kaffee ein (wir tranken alle drei aus einer Tasse) und bot uns die mitgebrachten Stullen an. Als wir uns beim Stullen kauen die Stufen genauer ansahen, die zu der Bank führten, stellten wir fest, daß sie zum Teil aus Grabsteinen bestanden,

aus abgetretenen Grabsteinen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Man konnte die Inschriften nur noch schwer entziffern.

Auch mit Lanke verbindet sich für mich manche Erinnerung. Dort, ein paar Grundstücke neben der Kirche, befindet sich ein Haus, das der Familie Röschkow gehörte, drei Schwestern und einem Bruder. Eine der Schwestern war Tante Jettchen, die mein Onkel Moser (Albert Moser) geheiratet hatte. Dort war ich ein paarmal zu Besuch. An einen etwas längeren Aufenthalt erinnere ich mich noch deutlich. Onkel Moser war mit mir, als ich noch Schüler war, im Kloster Chorin gewesen und dann ein paar Tage in Lanke. Es muß im Herbst gewesen sein, denn an einem Abend gingen wir in den Wald in Richtung Prenden, um die Hirsche röhren zu hören. Jetzt fragte ich eine Frau, die den Kirchberg herunter kam, nach dem Haus der Röschkows. Sie erinnerte sich an sie und bestätigte mir, daß es ein paar Grundstücke entfernt auf dem Hügel liegt. Jetzt ist es von anderen Leuten bewohnt. Die Röschkows sind längst gestorben und hinterließen keine Kinder. Auch Tante Jettchen ist während des Zweiten Weltkriegs gestorben.

Von der Weiterfahrt über Biesenthal und Melchow nach Eberswalde habe ich nicht viel in der Erinnerung. Ich war an meinem ‚toten‘ Punkt angelangt, den ich um diese Zeit – es muß so gegen 12 Uhr gewesen sein – immer habe. Erst in einem Vorort von Eberswalde, in Spechthausen, wurde ich wieder munterer, als Monika auf die Papierfabrik rechts von der Chaussee hinwies, in der wie früher noch handgeschöpftes Büttenpapier hergestellt wird.

Eberswalde ist mit Finow zu einer größeren Stadt, einer Mittelstadt, vereinigt worden. Im Westteil vom eigentlichen Eberswalde hat Monika ihre ersten Lebens- und Schuljahre verbracht. Ihr Vater war als Oberingenieur bei den Ardelt-Werken tätig, die von Krupp übernommen wurden und jetzt Kranbauwerke sind. Neben dem Werksgebäude steht noch das Haus, das die Familie bewohnte und das den Ardelt-Werken gehörte. Wir gingen auf den Hof des Anwesens, und Monika zeigte uns von außen, wo sie selbst gewohnt hatte

und erklärte uns, wie die Zimmereinteilung gewesen war. Jetzt wohnen dort zwei Familien. Den Gartenzaun hatte Monika niedriger in Erinnerung. Gegenüber von den Ardelt-Werken liegt ein großer parkähnlicher Garten, in dem die drei Brüder Ardelt ihre Villen hatten. Wir machten einen Abstecher zur Triftstraße, in der Monikas Eltern zuerst gewohnt hatten und wo sich die Grundschule befand, in die Monika gegangen ist.

Unser nächstes Ziel war Böhmerheide. Dort haben Looses ihren Sommersitz, ihre Datscha. (Anm.: Frau Loose war bis zum Mauerbau unsere Putzfrau in Hermsdorf gewesen und mein Vater hatte ihr regelmäßig Päckchen geschickt.) Nach einigem Suchen fanden wir das Grundstück. Doch wir trafen keinen an. Was nun? Mit unserer Überraschung war es nichts. Da frische Autospuren zu sehen waren, hofften wir, daß Looses nur vorübergehend abwesend seien. Wir schrieben einen Zettel, den wir neben die Türklinke steckten, teilten unsern Besuch mit und bemerkten, wir kämen in einer Stunde wieder.

Inzwischen stärkten wir uns in einem Café am Weißen See mit Würstchen verschiedener Art und Getränken (Kaffee, Bier, Limonade). Alles war nicht schlecht und recht preiswert. Der Wirt war nett, nur ein bißchen unbeholfen. Rechnen konnte er auch nicht. Im ganzen habe ich 18 DM bezahlt. Dann wollte ich von dort bei Looses in ihrem Hauptwohnsitz in Liebenwalde anrufen, um zu erfahren, ob sie dort seien. Auf meine Frage nach einem Telephonbuch sagte der Wirt: ‚Ja, wenn ich ein Telephon hätte, hätte ich ein Telephonbuch!‘ Und das in einem Ausflugslokal an einem Badesee! Wie ist bei einem Unfall ein Arzt zu erreichen? Als eine Stunde um war, fuhren wir noch einmal zu der Datscha. Doch Looses waren inzwischen nicht gekommen. Es blieb uns die Hoffnung, sie in Liebenwalde zu finden. Also auf nach Liebenwalde, einem kleinem Städtchen mit einem schmucken Rathaus und einem sehr holprigen Kopfsteinpflaster als Straßenbelag. Leider trafen wir sie auch dort nicht an. Es sollte mit unserer Überraschung nichts werden. Etwas betrübt machten wir uns auf die Rückfahrt.

Zum Teil waren die Straßen frisch geteert. Daher konnte Inger nur langsam fahren, denn der Schotter wurde von den Reifen hoch gerissen und an den Boden des Autos geschleudert. Das gleiche hatten wir schon auf der Fahrt von Eberswalde nach Böhmerheide erlebt. Die Straßen im Norden Berlins sind durchweg nicht besonders gut. Sie sind sehr schmal und haben viele Schlaglöcher. Und wenn ein schwerer Laster an einem vorbei rauscht, fürchtet man, der Anhänger könne gegen den Wagen geschleudert werden. Ich fing an, recht müde zu werden. Über Summt-Mühlenbeck-Schönfließ-Glienicke-Entenschnabel fuhren wir nach Hause und waren gegen 18 Uhr in Hermsdorf.

Es war ein schöner Spätsommertag, den wir in guter Erinnerung behalten werden. Insgesamt sind wir etwa 140 Kilometer gefahren. Das Auto hatte trotz der schlechten Straßen nicht gelitten. Wir ruhten uns etwas aus und ich sah immer noch die schönen Bäume rechts und links der Straßen vor mir.“

An der politischen Entwicklung nahm mein Vater weiter großen Anteil und teilte sie mir immer wieder brieflich mit, wie auch am 19. Dezember 1990:

„(...) Im Osten haben sich die Ereignisse überstürzt. Gorbi ist ein Präsident ohne Land und auf Abruf. Er ist gescheitert, weil der Übergang von der Plan- zur Marktwirtschaft so schwer ist. Wir sehen das ja in den ‚neuen‘ Ländern. Hier waren es vierzig Jahre, in der Sowjetunion über siebzig. Hoffentlich schafft es Jelzin, damit es nicht zu bürgerkriegsähnlichen Verhältnissen wie in Jugoslawien kommt. Ich habe Zweifel, ob heute die Wiedervereinigung so leicht möglich wäre, die Kohl und Genscher im vorigen Jahr geschafft haben. Sie haben, wie man poetisch sagt, den ‚sausenden Mantel‘ der Geschichte gerade noch am Zipfel gepackt. (...)“

Im April 1992 äußerte er sich sorgenvoll über die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands:

„(...) Sorge bereitet mir die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland. Die Eingliederung der alten DDR ist doch viel schwieriger, als man es sich vor-

gestellt hat. Die Geldentwertung wird größer. Die Unzufriedenheit in der Bevölkerung wächst. Das kann man von den Wahlergebnissen im Norden und im Süden ablesen. Dazu kommt jetzt der Streik der Arbeiter und Angestellten der öffentlichen Stellen, Betriebe usw. Der dadurch angerichtete Schaden ist groß, größer, als man als Laie denkt. Und wenn die überzogenen Forderungen der Gewerkschaften erfüllt werden, haben die Arbeitnehmer wenig davon. Entweder werden die Abgaben erhöht oder es wird an Investitionen gespart. Und wenn die Preise steigen, d.h. die Inflation zunimmt, bleibt vom höheren Lohn/Gehalt nichts übrig. Nimm dazu die Zerstrittenheit der Regierung (Beispiel: das Theater bei der Nachfolge von Genscher).

Alles das bereitet mir vor allem Sorge für den Fall, daß Monika in absehbarer Zeit allein sein wird. Sie braucht keine wirtschaftlichen Sorgen zu haben, wenigstens zunächst nicht. Aber bei steigender Geldentwertung verringert sich die Kaufkraft der Zinsen. (...)“

Im Dezember 1992 war seine Sorge nicht geringer geworden:

„(...) Sorge bereitet mir die Wirtschaftslage. Nicht nur in den neuen Ländern ist es nach wie vor schwierig. Auch im Westen lahmt die Wirtschaft. In der F.A.Z von heute, ist eine lange Liste von Firmen aufgeführt, die ihre Belegschaft verringern müssen, weil es an Aufträgen fehlt. Von den Schwierigkeiten, die Klöckner hat, wirst Du vielleicht gelesen haben. Wenn drei Tochterunternehmen dieser weltbekannten Stahlfirma Vergleich, die Vorstufe vom Konkurs, anmelden müssen, so ist dies ein bedenkliches Zeichen. Und wenn es in Westdeutschland der Wirtschaft schlecht geht, und die Steuereinnahmen zurückgehen, fehlt es an Mitteln, um der ostdeutschen Wirtschaft am Aufbau zu helfen. Die Preisentwicklung bereitet mir ebenfalls Sorge. Die seit Jahren ‚schleichende‘ Inflation läßt sich offenbar nicht aufhalten. (...)“

Die für ihn ungewisse wirtschaftliche und politische Lage setzte ihm mit zunehmendem Alter immer mehr zu. Am 24. 1. 1993 teilte er mir seinen Unmut folgendermaßen mit:

„(...) Sorgen bereitet mir nach wie vor die wirtschaftliche Entwicklung. Das endlose Gerede über die Asylantenfrage, die Frage der Beteiligung der Bundeswehr an militärischen Einsätzen in Bosnien oder Somali, das Gerangel um den Solidarpakt u.ä. Vielleicht bringt der neue Wirtschaftsminister Rexrodt etwas Schwung in die Lösung der Wirtschaftsfragen. Vielleicht weißt Du, daß ich ihn seit Jahren kenne. Er fing, als ich noch bei der Industrie- und Handelskammer war, dort als Hilfsreferent an, in der Handelsabteilung. Ich hatte wiederholt, mit ihm zu tun und schon damals den Eindruck, er sei tüchtig. Da er auch den nötigen Ehrgeiz hat, wird er hoffentlich erfolgreich sein. Ich habe ihm heute zur Ernennung als Wirtschaftsminister gratuliert. Er wird sich wohl noch an mich erinnern. (...)“

Seine Sorge um die wirtschaftliche Lage Deutschlands und um seine eigene finanzielle Situation beschäftigte ihn mit zunehmendem hohen Alter immer mehr. Fast bei jedem meiner Besuche bei ihm erwähnte er diese mir gegenüber. Auch befürchtete er, daß seine Frau nach seinem Tod nicht genug Geld zum Leben haben würde, obgleich er bestens vorgesorgt hatte. Seine Sparsamkeit hatte ihn sein Leben lang begleitet, daß er es geschafft hatte, als vermögender Mann zu sterben. Dennoch sorgte er sich, daß Monika nicht klar kommen würde, weil sie viel großzügiger im Geld ausgeben war als er.

### **„Ich lebe, um zu arbeiten“**

Am 9. November 1949 konnte mein Vater endlich wieder sein Berufs- und Arbeitsleben beginnen, wonach er sich während der Kriegs- und Gefangenschaftsjahre gesehnt und das er in dieser Zeit sehr vermißt hatte. Seine frühere

Arbeitsstelle bei der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel, wo er von 1929 bis 1943 als kompetenter und sehr geschätzter Mitarbeiter tätig gewesen war, und die er wegen seiner Einberufung zum Heeresdienst verlassen mußte, war zu seinem großen Bedauern Ende 1945 aufgelöst worden.

Innerhalb von drei Monaten nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft war es ihm gelungen beim Hermann Luchterhand Verlag, einem Fachverlag für Steuerinformationen und Handbücher für das Rechts- und Wirtschaftsleben unterzukommen, der neben seinem Hauptsitz in Neuwied eine Filiale in Berlin-Frohnau besaß. Hier war er wieder in seinem Element! Endlich konnte er seine brach gelegenen Fachkenntnisse auf dem Steuer- und Wirtschaftsgebiet wieder aufleben lassen. Gleichzeitig hatte er Gelegenheit, seine schriftstellerische Tätigkeit in Form von Fachbüchern und Artikeln für Fachzeitschriften über die in der jungen Bundesrepublik Deutschland neu entstandenen Steuergesetze anzuwenden. Sie trugen beträchtlich zur Aufbesserung seines Einkommens bei. Er war unermüdlich am Schreiben. Seine Schreibmaschine stand nicht still.

Ich habe seine Berufstätigkeit in Frohnau mehr am Rande mitbekommen. Zum Beispiel, wenn ich ihn im Büro abgeholt oder besucht habe. Sein Schreibtisch war immer voll belegt mit Papieren, Schriftstücken, Zeitschriften und Broschüren. An einen aufgeräumten Schreibtisch, wo viel leerer Platz auf der Schreibplatte zu sehen war, kann ich mich weder in seinem Büro noch zu Hause erinnern. Er hatte seine eigene Ordnung, in der nur er sich zurecht fand und an die keiner herangehen durfte.

Im Luchterhand Verlag war er in den viereinhalb Jahren seiner Tätigkeit ein anerkannter und geschätzter Mitarbeiter geworden, wie ich in seinem Zeugnis – ausgestellt von dem Chef, Eduard Reifferscheid, der den Verlag nach dem Krieg erfolgreich ausgebaut hatte, – lesen konnte.

„(...) Herrn Dr. Heinz George war von Anbeginn seiner Tätigkeit für uns ein sehr umfangreiches Aufgabengebiet zugewiesen. Er übernahm sofort

die Schriftleitung der Zeitschrift ‚Blätter für Steuerrecht, Sozialversicherung und Arbeitsrecht‘, Westberliner Ausgabe – er hatte auch für die bis Ende 1950 erscheinende besondere Ausgabe für Ostberlin und die Ostzone die Schriftleitung – , ferner die Bearbeitung der Ergänzungslieferungen zum Lose-Blatt-Werk ‚Handbuch des Steuerrechts‘, Westberliner Ausgabe, sowie die Bearbeitung der steuerrechtlichen Teile folgender (...) in unserem Verlag (...) erscheinenden Lose-Blatt-Sammlungen: ‚Das gesamte Miet- und Steuerrecht‘, ‚Rechts- und Steuerhandbuch für den selbständigen Handwerksmeister, den Einzelhändler und den kleinen Gewerbebetrieb‘ und ‚Rationelle Betriebswirtschaft‘. (...)

Herr Dr. George war außerdem maßgeblich an der Schaffung der (...) Lohnsteuer- bzw. Einkommensteuertabellen bzw. Gesamtveranlagungstabellen beteiligt. Aus seiner Feder stammt auch eine weitere Anzahl von Büchern und Schriften mit steuerlichem Inhalt, die 1952 – 1954 in unserem Verlag erschienen sind, bei der Fachpresse immer gute Beurteilung erfuhren und für den Verlag immer gute Verkaufsobjekte darstellten. (...)“

Ich zitiere das Zeugnis vom 15. Juni 1954 so ausführlich, um seine berufliche Aktivität darzustellen, die ihn von Jugend an prägte und immer sein Lebensinhalt bedeutete. Für mich waren Gespräche mit ihm über seine beruflichen Fachgebiete während meiner Jugend und auch meines späteren erwachsenen Lebens meist wenig interessant, weil sie mir kaum verständlich erschienen. Ich schaltete dabei schon nach kurzer Zeit ab.

Ich wußte sehr wenig über sein besonderes Tätigkeitsfeld „Berliner Steuerpräferenzen“, das während der Zeit der Westberliner Isolation als „Insel“ in der DDR für ihn ein Hauptarbeitsgebiet darstellte. Hierüber hat er während seiner anschließenden zwanzigjährigen beruflichen Tätigkeit bei der Industrie- und Handelskammer zu Berlin und auch noch danach insgesamt sechs Bücher verfaßt, die das Berlinförderungsgesetz kommentierten (siehe Anhang „Seine Werke“). Dieses Gesetz wurde geschaffen, um Investoren in die Insel-Stadt

Westberlin zu bekommen und Arbeitnehmer durch Steuervorteile dort zu halten. Hiermit wurde einer wirtschaftlichen Austrocknung Westberlins vorgebeugt. Als Mitarbeiterin in einem Westberliner Architektenbüro in den sechziger Jahren hatte ich ein Schlüsselerlebnis, was mir die Wichtigkeit dieses Gesetzes und der Tätigkeit meines Vaters vor Augen führte. Mein Chef dort besaß sein Hauptbüro in Hamburg. Eines Tages während einer Mitarbeitersitzung sprach er über einen gewissen Dr. George, der bei der Industrie- und Handelskammer tätig und der zuständige Fachmann für westdeutsche Unternehmer sei, die in Westberlin durch das Berlinförderungsgesetz Steuern sparen konnten. Als ich erwähnte, daß dieser Mann mein Vater ist, war er äußerst erstaunt und sprach in Zukunft ehrfurchtsvoll von ihm als meinem „wertvollen“ Vater.

Mein Vater arbeitete gerne und viel und freute sich nach seinem Urlaub immer wieder auf seine berufliche Tätigkeit, wie viele seiner Briefauszüge an mich beweisen. Am 9. 5. 1962 schrieb er mir nach Hamburg, nachdem er von seiner Reise aus Griechenland zurückgekehrt war. Er nutzte oft das Frühjahr dazu, die Zeit in die sein Geburtstag fiel, um einer lästigen Familienfeier zu entgehen.

„(...) Ich freue mich auch schon wieder aufs Büro. Neue Steuergesetze für Berlin sind auch in Aussicht. Da gibt es Stoff für Artikel. Ich will auch wegen einer zweiten Auflage meiner ‚Berliner Steuerpräferenzen‘ beim Verlag bohren. Als ich heute ankam und die Post durchsah, fand ich ein Belegexemplar über meine Broschüre ‚Besteuerung des Handels mit Juwelen, Gold- und Silberwaren‘ vor.(...)“

Im Frühjahr 1965 zeichnete sich eine neue, zusätzliche Aufgabe für ihn ab: Lehrbeauftragter für betriebliche Steuerlehre an der Freien Universität Berlin. Hier sein erwartungsvoller Kommentar dazu vom 9. Juni 1964:

„(...) Die Sache mit dem Lehrauftrag scheint sich weiter zu entwickeln. Der Dekan der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der FU hat schon den Wunsch geäußert, mich kennen zu lernen. Das war in der vorigen Woche im Hause eines mir bekannten Professors, der die Einladung am Telephon damit einleitete, daß er sagte: ‚Seine Spektabilität wünscht Sie zu sehen‘. ‚Spektabilität‘ ist die gleiche Bezeichnung wie ‚Magnifizienz‘ für Rektor. Es klingt ein bißchen altertümlich, aber doch gut. Dann wurde heute bei der Kammer angefragt, was für eine Dienststellung ich hätte, ich solle im Vorlesungsverzeichnis der FU aufgenommen werden. Dabei hat sich die Fakultät noch gar nicht zu der Sache geäußert. Außerdem ist noch ein Konkurrent aufgetreten, der sich selbst beworben hat. Ein Fauxpas; denn um ein akademisches Amt bewirbt man sich nicht, sondern man wird berufen. So streng sind da die Bräuche. Ich warte ab und lasse mich überraschen. Auf jeden Fall brächte eine Berufung viel Arbeit und nicht allzu viel Honorar, vielleicht etwas Ehre mit sich. (...)“

Nach seinem Italienurlaub im Juni 1964, der ihn nach Rom, Taormina und Sizilien geführt hatte, erwartete ihn ein großes Arbeitspensum.

„(...) Ich habe zurzeit reichlich zu tun. Im Büro und zu Hause. Vor allem muß ich ja mit meinem Reisetagebuch fertig werden. Etwa die Hälfte bis zwei Drittel habe ich schon geschafft. Dann muß ich noch die Photos einkleben. Sie sind zum Teil ganz nett geworden. Ihr macht natürlich bessere. Doch habe ich nichts verwackelt. Manchmal stehen die Häuser ein bißchen schräg, doch das stört mich nicht so sehr.

Dann macht mir die Artikelproduktion Arbeit. Ich habe schon von zwei Stellen Brandbriefe bekommen. Dabei habe ich von mir aus gar nicht so viel unternommen. Ein Teil, und zwar der, der die meiste Arbeit macht, kommt immer von allein. Inzwischen habe ich auch den Lehrauftrag für das Wintersemester erhalten. Ich soll zwei Stunden lesen. Also muß ich mir ja allmählich überlegen, was ich den Studenten erzählen werde. Am Mittwoch

bin ich bei seiner ‚Spektabilität‘, dem Dekan der betriebswirtschaftlichen Fakultät gewesen, um Einzelheiten zu besprechen. Eine kleine Broschüre soll ich übrigens auch wieder schreiben. Eine entsprechende Anfrage, erhielt ich gestern. Ihr seht, für Arbeit ist gesorgt. (...)“

Seine Vorlesungsvorbereitungen waren immer wieder ein Thema seiner Briefe. Am 26. 7. 1964 schrieb er mir nach Ahrensburg.

„(...) Allmählich muß ich mich ja auf meine Vorlesung vorbereiten. Wenigstens sammle ich schon immer fleißig Material. Von meinem Vorgänger, Prof. Gisbert, habe ich eine Disposition seiner Vorlesung für den nächsten Winter bekommen. Doch sie ist so wissenschaftlich, daß ich Minderwertigkeitskomplexe bekommen habe. Weder möchte ich mir so viel Arbeit machen, noch möchte ich die Studenten mit so wissenschaftlichen Dingen belasten. Mir scheint es richtiger, mehr für die Praxis zu arbeiten. Mal sehen, wie sich die Sache anläßt. Wenigstens komme ich schon mit Namen in das Vorlesungsverzeichnis. Das ist wichtig. Wenn dort nur steht, daß ein Dr. N. N. über Steuerfragen des Betriebs liest, kommt niemand. (...) Bei mir im Büro geht es mit der Arbeit. Zur Zeit sind Parlamentsferien, da passiert nicht allzu viel. Ein paar Gesetze über die man Artikel schreiben kann oder muß, sind noch verabschiedet worden. Im übrigen sind auch die Kaufleute verreist und können einen nicht mit Anfragen löchern. (...)“

Am 6. September sah es da schon wieder anders aus.

„(...) Ich habe schrecklich viel zu tun. Vor allem die Ausarbeitung der Vorlesung nimmt sehr viel Zeit in Anspruch. Ich habe mir ausgerechnet, ich brauche ein Manuskript von 500 Seiten, um 15 Wochen lang je 90 Minuten reden zu können. 100 Seiten habe ich jetzt zusammen. Wenn das weiter so viel Arbeit macht, werde ich es wohl nur ein Semester lang durchhalten können. Denn im nächsten Semester soll ich zweimal 90 Minuten in der Woche reden. Allerdings sind das dann Fragen, wo ich nicht alles im einzelnen ausarbeiten muß, hoffe ich wenigstens. (...)“

Er hat weiter gemacht, denn am 29. August 1965 schrieb er mir nach der Rückkehr von seiner Nordlandreise zu den Faröer Inseln und nach Island von seinen vor ihm liegenden Arbeitsaufgaben.

„(...) Die erste Arbeitswoche ist vorbei. Ich habe schon zwei kleinere Artikel geschrieben und einen dritten längeren in Arbeit. Weitere Aufträge liegen vor. Vor allem muß ich meine Vorlesung für das Wintersemester ausarbeiten. Am 20. Oktober muß ich das erste Mal lesen. Außerdem soll ich bis Ende September eine Broschüre über die Besteuerung der Handelsvertreter verfassen. Mit beidem muß ich jetzt unbedingt beginnen. (...)“

Nach diesem Wintersemester beendete er seine Tätigkeit an der FU, weil ihm die beginnenden studentischen Unruhen sehr mißfielen. Seine Vorlesungen wurden öfter durch Studenten anderer Fakultäten unterbrochen, die lautstark und provokativ ihren Protest gegen den ‚Mief unter den Talaren‘, wie sie es formulierten, zum Ausdruck brachten. Diese Aktionen, organisiert vom Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS), sollten zur Abschaffung des bestehenden Regierungs- und Gesellschaftssystems beitragen. Meinen Vater verärgerte dieses Benehmen maßlos, denn so etwas kannte er aus seiner eignen Studienzeit nicht. Er konnte und wollte es nicht akzeptieren. Konservativ wie er war, bestand für ihn kein Grund an diesem System etwas zu verändern. Im Gegenteil, er hätte gerne eher strengere Regeln befürwortet.

Dafür war er im Herbst 1966 mit der Überarbeitung seines Buchs über die Berliner Steuerpräferenzen ausgelastet, das ihm zusätzliche Einnahmen versprach.

„(...) Die dritte Auflage meines Buches über die ‚Berliner Steuerpräferenzen‘ steht kurz vor der Vollendung. Fast täglich kommen dicke Eilbriefe vom Verlag mit Korrekturen und dem sog. ‚Umbruch‘ (Abzüge, die schon auf die Seitengrößen ‚umbrochen‘ sind). Frau Henzold fertigt für mich das Stichwortverzeichnis an. Natürlich kommen wie immer in der letzten Minute noch Bestimmungen heraus, die unbedingt hinein sollen. So wird auch

das nächste Wochenende damit verbracht werden, noch Ergänzungen zu schreiben, wenn ich den mir vom Sachbearbeiter beim Finanzsenator in Aussicht gestellten Erlaß rechtzeitig erhalte. Hoffentlich lohnt sich die viele Arbeit und macht sich in einem großen Absatz des Buches bezahlt, dessen Preis m. E. vom Verlag zu hoch festgesetzt wird. Hinzu kommt, daß ich erfahren habe, es schreibe auch ein anderer kluger Mann darüber. Dem bin ich aber um einige Nasenlängen voraus; denn in vier Wochen soll das Buch da sein. (...)“

Neben dieser Arbeit hielt er auch oft Vorträge. Im September 1967 bemerkte er dazu:

„(...) Mir geht es gut. Ich bemühe mich, der Arbeit Herr zu werden. Zum Artikel schreiben komme ich zur Zeit wenig. Dafür muß ich in den nächsten drei Wochen sechs Vorträge halten (über Mehrwertsteuer).(...)“

Aus allen diesen Briefauszügen ist seine Lust und seine Befriedigung an seiner Berufsarbeit heraus zu lesen – wenn er auch manchmal stöhnte. Wie sich später herausstellte, brauchte er diesen „Druck“, um sich wohl zu fühlen.

Als er 1971 sein 65. Lebensjahr erreicht hatte, beendete er noch nicht sein Berufsleben. In einer kleinen Rede in der Industrie- und Handelskammer anlässlich einer Feier zu seinem 65. Geburtstag ist seine positive und lebenswichtige Einstellung zu seiner beruflichen Tätigkeit sehr deutlich heraus zu hören.

„Herzlichen Dank für die vielen freundlichen Worte, die Sie mir alle gesagt haben. Sie waren so des Lobes voll, daß man meinen könnte, ich hätte wunder was vollbracht. Dabei habe ich wohl nicht mehr getan als jeder an meiner Stelle geleistet hätte, dem die Berufstätigkeit die gleiche Freude bereitet wie mir. Und das letztere war bei mir eigentlich immer der Fall. Besonders die mir in der Kammer gestellten Aufgaben habe ich niemals als eine Last empfunden, im Gegenteil.

Das Eigenartige ist dabei, daß ich auf Grund meines Studiums und als Schmalspurjurist – ich habe mit einer weltwirtschaftlichen Arbeit promoviert – zeit meines Lebens in erster Linie juristischen Fragen zu bearbeiten hatte. Das war schon so in der Spitzenorganisation des Einzelhandels. Das war auch so nach dem Kriege zunächst als Schriftleiter einer steuerrechtlichen Zeitschrift und das ist bis heute so geblieben bei meiner Tätigkeit in der Rechts- und Steuerabteilung der IHK.

Da mich meine Berufsarbeit so befriedigt, freue ich mich, daß es mir meine Gesundheit erlaubt, noch nicht sofort in den Ruhestand zu treten, und daß die Kammer es mir ermöglicht, zunächst auf meinem alten Arbeitsplatz weiter zu wirken.

Damit möchte ich schließen. Denn ich bin der Ansicht, daß eine solche Rede gleich einer Tischrede wie ein Minirock sein sollte: Sie muß das Wesentliche umfassen, aber sie darf auch der Kürze nicht entbehren, sonst verliert sie das Interesse. Lassen Sie mich daher schließen mit meinem nochmaligen herzlichen Dank für alles, was Sie mir gesagt und geschenkt haben, Dank auch an meine langjährigen, bewährten Mitarbeiterinnen.“ (Foto)

Zwei Jahre später zeichnete sich dann das Ende seiner Tätigkeit bei der IHK ab.

„(...) Im Büro gibt es viel Arbeit. Ich muß jetzt wieder einen jungen Assessor anlernen. Hoffentlich klappt es diesmal. Doch bis Ende des Jahres dauert es mindestens, ehe er meine Stelle einnehmen kann. Also werde ich wohl noch einige Zeit in der Kammer arbeiten. Als Endpunkt habe ich mir selbst vorgenommen: Mitte 1974. Dann bin ich genau 20 Jahre in der Kammer tätig. In diesem Sinne will ich mit dem Herrn Hauptgeschäftsführer verhandeln, wenn er mich in der nächsten Zeit fragt. (...)“

Die Suche nach einem passenden Nachfolger für ihn gestaltete sich schwierig.

„(...) Im Büro ist die übliche Arbeit zu leisten. Der junge Assessor, der seit einigen Wochen ‚Handelsregister- und Firmenrecht‘ lernt, macht sich ganz

gut. Er wird sich bis zum Frühjahr einarbeiten können. Außerdem soll jetzt ein Steuerreferent energischer als bisher gesucht werden, der die zweite Hälfte meines Arbeitsgebiets übernehmen soll. Mein Vertrag ist noch einmal bis zum Frühjahr verlängert worden. Denn will ich mich ‚zur Ruhe‘ setzen, wenigstens nicht mehr in der Kammer arbeiten. Da ich aber schon ein Angebot von einem Wirtschaftsprüfer habe – Einzelheiten liegen noch nicht fest – , werde ich mich vermutlich nicht gleich auf die Bärenhaut legen. (...)“

Am 30. April 1974 im Alter von 68 Jahren war es dann so weit, daß mein Vater seine Tätigkeit als Referent in der Rechts- und Steuerabteilung der Berliner Industrie- und Handelskammer beendete. Erst beim genauen Lesen seines Zeugnisses, das die Industrie- und Handelskammer ihm ausgestellt hatte, ist mir bewußt geworden, welche fachlichen Fähigkeiten er besaß, um seine Stellung dort ausfüllen zu können. Schwerpunkt seiner Arbeit war das Steuerrecht.

„(...) Sein umfangreiches Wissen und seine reiche Erfahrung befähigten ihn zu einer souveränen Behandlung steuerlicher Themen in Publikationen aller Art, Vorträgen und Gutachten. (...) Auf handelsrechtlichem Gebiet nahm Herr Dr. George vor allem die Aufgaben wahr, die sich aus der Mitwirkung der Industrie- und Handelskammer bei der Führung des Handelsregisters ergeben. (...) Seine gutachtlichen Äußerungen zu firmen- und unternehmensrechtlichen Problemen des Handelsregisters setzten Maßstäbe, die besonders auch die Anerkennung der beteiligten Wirtschaftskreise und des Registergerichts fanden. Außerdem wirkte er als Mitglied des für Fragen des Handelsregisters und des Firmenrechts zuständigen Arbeitskreises des Deutschen Industrie- und Handelstages am Erfahrungsaustausch zwischen den Industrie- und Handelskammern mit. (...)“

Aber nicht nur seine fachlichen Qualitäten wurden in dieser Beurteilung seines 20jährigen Wirkens in der IHK hervorgehoben, sondern auch seine per-

sönlichen Eigenschaften. Sie stellen für mich heute eine Würdigung seines gesamten Berufs- und Arbeitslebens, ja seines gesamten Lebenslaufs dar.

„(...) Geradlinigkeit und Grundsatztreue haben ihn ebenso ausgezeichnet, wie seine Einsatzbereitschaft und Zuverlässigkeit. Auch wegen seines freundlichen und bescheidenen Wesens war er allgemein geschätzt und beliebt. (...)“

Wie er angekündigt hatte, legte er sich danach nicht sofort auf die Bärenhaut, sondern war noch über drei Jahre tätig. Und zwar im Rechtsanwalts- und Wirtschaftsprüferbüro Dr. Brönner in Berlin-Wilmersdorf als Teilzeitmitarbeiter für Steuerfragen. Im Sommer 1974 teilte er mir darüber folgendes mit:

„(...) Meine Tätigkeit in dem Wirtschaftsprüferbüro ist interessant und macht mir Spaß. Ich komme mir daher noch nicht alt und überflüssig vor. Da ich auch noch weiter ‚schreibe‘, kann ich über Langeweile nicht klagen. (...)“

Am 1. Juli 1977 im Alter von 71 Jahren ging er endgültig in den Ruhestand.

„(...)Am Freitag war ich zum letzten Male im Büro Brönner, aber nicht, um dort zu arbeiten, sondern um ‚abzuwickeln‘, mich zu verabschieden und meine Bücher abzuholen. Mir war nicht sehr nach Abschied zumute. In den ersten sechs Tagen meiner ‚Voll-Pensionierung‘ habe ich noch keine Langeweile oder schlechte Stimmung gehabt. Ich schreibe fleißig.(...)“

Der Ausstieg aus seinem Berufsleben, sollte sein weiteres Leben stark beeinflussen und ihm zu schaffen machen. Eine Ahnung hatte er wohl davon schon gehabt, die er mit den Worten „noch keine Langeweile“ und „schlechte Stimmung“ andeutete. In den folgenden Jahren wurde sein fachliches und steuerrechtliches Wissen immer wieder angefordert, was er zu Hause beim Artikel schreiben und an einer weiteren Überarbeitung der „Berliner Steuerpräferenzen“ anwenden konnte.

Am 15. Oktober 1993 erlebte er als 87-Jähriger einen letzten Höhepunkt in seinem „Berufsleben“. Er war für einen Tag zu einem Autorentreffen des Verlages Schäffer-Poeschel nach München gereist. Er hat diesen Tag sehr genossen, da er mit gleichgesinnten Fachleuten über ihn interessierende Themen sprechen konnte, die ihn für kurze Zeit wieder an dem für ihn lebenswichtigen Berufsalltag teilnehmen ließen. Gleichzeitig ist aus folgender Schilderung dieses Tages die für ihn bis ins hohe Alter geltende Wichtigkeit der Tugenden wie Pünktlichkeit, Sparsamkeit und Genauigkeit abzulesen.

„Der Schäffer-Poeschel-Verlag lud die Autoren des Einkommensteuerkommentars von Littmann/Bitz/Hellwig am 13. Juli 1993 zu einem Treffen in München am 15. Oktober ein. Am 28. Juli habe ich zugesagt und gebeten, die Tagesordnung so zu gestalten, daß ich noch am selben Tag zurückfliegen könnte. Am 6. Oktober schrieb der Verlag, daß das Treffen im Hotel City Hilton, München, Rosenheimer Straße 15, stattfinden werde. Herr Frey rief am 11. Oktober an, um sich zu vergewissern, ob ich auch wirklich käme. Ich bestätigte es. Herr Frey ist stellvertretender Verlagsleiter.

Am 11. Oktober habe ich im Reisebüro Weichert in Hermsdorf die Flugkarte bestellt. Sie kostet 808 DM! Hinzukommen etwa 250 DM Autokosten, denn ich bin mit der Taxe von und zum Flughafen gefahren. Erfreulicherweise hatte der Verlag alle Autoren eingeladen und ihnen mitgeteilt, er werde Reise- und Bewirtungskosten übernehmen.

Das Flugzeug nach München ging um 8.35 Uhr (Lufthansa). Daher bestellte ich die Taxe für 7.35 Uhr. Sie kam ganz pünktlich. Gegen 8 Uhr war ich in Tegel. Das ‚Einschecken‘ klappte. Ich bekam einen Fensterplatz in der Reihe 4 und konnte die schöne Aussicht genießen. Zwar war es wolkig und regnerisch. Doch das Flugzeug stieg bald auf 10 000 m, so daß ich hoch über den weißen Wolken wie über ein weißes Schneefeld flog. Der Flug war ganz ruhig. Das Flugzeug war pünktlich – wie vorgesehen – in München und landete um 9.55 Uhr auf dem neuen Franz-Josef-Strauß-Flughafen. Am

Ausgang des Flughafens bekam ich sofort eine Taxe, die ein Ausländer (Grieche?) fuhr. Er erkundigte sich, warum ich nach München gekommen sei. Zu einer Konferenz? Ich bejahte. Ob ich am selben Tag zurückfahre. Ich bejahte wieder. Ob er mich am Hotel Hilton abholen solle. Das war mir lieb, da ich nicht wußte, ob dort eine Taxe nach Beendigung der Tagung stehen und ich rechtzeitig zum Münchener Flughafen kommen würde. Wir verabredeten, daß er mich zwischen 17.30 und 17.45 Uhr abholen solle.

Die Fahrt vom Flughafen zum Hilton dauerte etwa 30 Minuten. Es ging mit Tempo 120 und mehr über die Autobahn. In München war wenig Stau. Daher war ich kurz nach 10.30 Uhr an Ort und Stelle. Die Tagung fand im fünften Stockwerk statt.

Herr Frey begrüßte mich sehr freundlich. Wir stellten fest, daß wir bereits des öfteren (schon als ich bei Dr. Brönner war) miteinander telephoniert hatten. Er machte mich mit den anderen Herren bekannt. Der Nachfolger von Prof. Meincke, der Anfang des Jahres als Mitherausgeber und als Autor ausgeschieden war, ist Dr. Hellwig, Richter beim Bundesfinanzhof und vor kurzem zum Senatspräsidenten befördert worden. Er erinnerte sich, daß er mit mir von der Tagung in Düsseldorf im Jahre 1987 zum Flughafen gefahren war. Außerdem erkannte ich den leit. Reg. Dir. Stephan (OFD Düsseldorf) wieder, mit dem ich auch einmal korrespondiert hatte.

Die Tagung, an der zwölf Autoren sowie Herr Frey und der Verlagsleiter des Schäffer-Poesch-Verlages, dessen Name ich nicht behalten habe, teilnahmen, begann gegen 10.45 Uhr. Um 13 Uhr wurde unten im Hilton Mittag gegessen. Das Essen war gut. Jedoch mißfiel mir, daß man nicht bedient wurde, sondern sich die Speisen selbst holen mußte. Nur die Getränke wurden serviert. Dabei stieß ein Ober ein Bierglas auf dem Tisch, an dem ich saß, um. Zum Glück blieb ich trocken, zog aber um und kam neben Dr. Bitz zu sitzen. Das war mir deshalb angenehm, weil ich mit ihm über die Kommentierung des Fördergebietsgesetzes sprechen konnte. Er hält das

Gesetz für sehr wichtig, da die westdeutschen Steuerberater es kaum kennen, es aber kennen sollten, da sie vielfach Niederlassungen und Mandanten in den neuen Ländern haben.

Gegen 14 Uhr wurde die Tagung fortgesetzt. Sie war um 16.30 Uhr beendet. Über den Inhalt und das Ergebnis will ich nicht berichten, da das Protokoll, das ich demnächst vom Verlag erhalten werde, darüber Auskunft gibt. Besonders ausgiebig wurde besprochen, wer die Kommentierung der Paragraphen übernehmen soll, die bisher das Arbeitsgebiet von Prof. Meincke bildeten. Außerdem muß noch ein Nachfolger für den ebenfalls ausscheidenden Min. Rat Martens gefunden werden.

Ein Teil der Autoren blieb noch in München zu dem gemeinsamen Abendessen, an dem ich nicht teilnehmen konnte, weil ich um 19 Uhr zurückfliegen wollte. Als ich mich von den Herren des Verlages mit Dank verabschiedete, hatte ich noch Gelegenheit, über die zögerliche Verlegung des Regierungssitzes von Bonn nach Berlin zu sprechen. Die Herren Bitz und Stephan waren auch dabei. Alle stimmten meiner Meinung zu.

Inzwischen war es 16.45 Uhr geworden. Ich hatte noch etwas Zeit für einen kleinen Spaziergang. Das Wetter war besser geworden; es war ganz milde. Wie ich zu Hause festgestellt hatte, beginnt die Rosenheimer Straße 8 am Englischen Garten. Dorthin ging ich und bummelte eine halbe Stunde herum, saß auch ein Weilchen auf einer Bank. Dann zurück zum Hotel. Dort stand bereits meine Taxe. Der Fahrer wartete im Vestibül. In schneller Fahrt, der Dunkelheit wegen nicht ganz so schnell wie am Vormittag, ging es zum Flughafen. Gegen 18 Uhr war ich dort. Um 18.30 Uhr konnte ich nach der üblichen Kontrolle zum Flugsteig 78 gehen. Um 18.45 Uhr wurden wir aufgerufen. Es ging vier Treppen zu je zehn Stufen nach unten. Dort stand ein großer Bus. Es dauerte zehn Minuten, bis der letzte Fluggast erschien. Der Bus fuhr eine Weile auf dem Flugfeld umher, bis er zu einer Rolltreppe kam, über die man in das Flugzeug kletterte. Ich hatte den Fens-

terplatz der Reihe 3. Wegen der Dunkelheit war nicht sehr viel zu sehen. Doch war beim Anflug in Berlin der Blick auf die erleuchteten Straßen wieder sehr eindrucksvoll.

Der Service an Bord war ausgezeichnet. Zuerst wurde einem (an einer Zange) ein warmes, feuchtes Tuch gereicht, mit dem man sich Gesicht und Hände abwischen konnte. Dann gab es eine kleine Platte Abendessen: zwei Scheiben Fleisch, Salat, Obst (Apfelsinen- und Ananasscheibchen), dazu eine kleine Flasche Mineralwasser, die man auch mitnehmen konnte. Sogar ein Glas Sekt wurde angeboten, das ich aber ablehnte. Zum Schluß habe ich einen Streifen Schokolade bekommen. Und das alles in fünfzig Minuten; denn länger blieb die Maschine nicht in der Luft: Abflug 19.20 Uhr, Ankunft 20.10 Uhr. Um 20.15 Uhr konnte ich den Flughafen verlassen. Wegen des Wochenendverkehrs war es nicht leicht, eine Taxe zu finden. Doch es klappte schließlich. Um 20.45 Uhr war ich bereits zu Hause und wurde freudig von P. begrüßt. –

Wahrscheinlich wird es meine letzte Flugreise gewesen sein.“

Das stimmt.

### **Freizeit – dennoch!**

Mein Vater war ein „Arbeitstier“, bei dem der Beruf an erster Stelle stand. Dennoch hatte er Hobbys oder Freizeitbeschäftigungen, denen er regelmäßig nachging. Mein Bruder streitet das zwar heute ab und vergleicht ihn mit seinem Sohn Gunnar, der in seinem Beruf als Geschäftsführer eines großen Möbelhauses völlig aufgeht, sich keine Zeit nimmt sein eignes Haus zu möblieren und der sich kaum Urlaubstage zur Erholung gönnt. Aber das nur am Rande.

Unser Vater dagegen plante jedes Jahr eine längere Reise während seines mehrwöchigen Urlaubs ein. Ab 1956, nachdem er nicht mehr mit uns Kindern in

den Ferien unterwegs war, unternahm er in regelmäßigen Abständen Auslandsreisen ins südliche und nördliche Europa. Hier seine verschiedenen Reiseziele:

1956: Rundreise durch Italien, 1960: Rundreise durch Spanien – Tossa del Mare, 1962: Griechenland (Athen, Rundfahrt, Rhodos), 1964: Italien (Rom, Taormina, Rundfahrt Sizilien), 1965: Schiffsreise über die Faröer-Inseln nach Island, Schiffsrundfahrt um Island, 1966: Schiffsreise nach Griechenland (Athen, Rundfahrt, Schiffsreise griechische Inseln, Istanbul), 1967: Schiffsreise norwegische Küste (Lofoten, Aufenthalt in Lillehammer), 1968: Schiffsreise westliches Mittelmeer mit „ANNA C“ (Rundfahrt auf Sizilien, Aufenthalt in Sorrent), 1970: Schiffsreise norwegische Küste (Spitzbergen, Aufenthalt in Norheimsund), 1971: Griechenland und Kreta.

Frankreich und England besuchte er nie. Ich vermute, daß er diese Länder mied, weil sie im zweiten Weltkrieg Deutschlands Feinde waren. Gesprochen habe ich mit ihm darüber nicht, denn erst nach dem Lesen seiner gesammelten Texte ist mir das aufgefallen.

Bevor er seine Reisen antrat, bereitete er sich akribisch darauf vor. Er las Reiseführer und versuchte sich mit der Landessprache vertraut zu machen, wenn er diese nicht durch die Schule oder spätere Weiterbildung schon beherrschte, und soweit er vorher noch dazu Zeit hatte.

„(...) Ab morgen müssen die letzten Reisevorbereitungen getroffen werden, und zwar intensiv. (...) Zum Isländisch lernen habe ich keine Zeit gehabt. Ich weiß nur, daß ‚Guten Tag‘ ‚goden dag‘ (‚dach‘ wie im Berlinischen gesprochen) heißt. Dafür habe ich aber wenigstens alles über Island gelesen, was ich bekommen habe. In dem Buch von Euch sind sehr schöne Bilder. Zehn Filme habe ich mir auch gekauft, außerdem Permesin gegen Seekrankheit. Ich bin sehr gespannt auf die Reise.(...)“ schrieb er mir im Juli 1964.

Es waren Reisen, die von Reiseveranstaltern wie Touropa u. a. organisiert wurden. Fast immer reiste er alleine. Ganz selten in Begleitung seiner ehema-

ligen Sekretärin vom Hermann Luchterhand Verlag. Er war, wie schon als junger Mensch, wieder zum Einzelgänger geworden.

Nach seiner ersten Griechenlandrundreise im Frühjahr 1962 berichtete er mir begeistert davon:

„Nun bin ich wieder in Berlin! Die Reise war herrlich. Ich habe sehr viel Schönes gesehen und mich ausgezeichnet erholt. So eine Seereise ist wirklich sehr geruhsam. Ich bin auch nicht seekrank geworden, obwohl es manchmal ein bißchen schaukelte, aber es war nur Windstärke 3. Trotzdem fiel eine Blumenvase um, und Verschiedene verließen fluchtartig den Speisesaal. Im Bett der Kabine rollte ich ein bißchen hin und her. Ich habe aber auch brav die Tabletten von Dir geschluckt. Vielleicht haben sie geholfen, oder ich bin wenigstens nicht allzu empfindlich. Gestern um die Zeit fuhr der Zug gerade von Venedig ab. Vorgestern Abend saß ich bei einem feudalen Abschiedsdinner mit sieben oder acht Gängen noch auf dem Schiff. (...)

Ich werde wieder ein umfangreiches Reisetagebuch verfassen; denn die Fahrt war äußerst abwechslungsreich. Dabei habe ich auch eine Menge netter Leute kennengelernt, wenn auch viele Angeber und Nieselprieme dabei waren. Nett war z. B. eine ältere Dame, die ich immer als lustige Witwe ansah; sie fuhr nur eine Woche mit dem Schiff und machte die Griechenlandfahrt mit, wobei ich sie näher kennenlernte.

Sie macht jetzt ihre Wohnung sauber und fährt dann für vier Wochen nach Badenweiler. Sie wohnt in Hamburg (Witwe eines Korvettenkapitäns); ich habe sogar ihre Telephonnummer. Die Hamburger waren übrigens besonders stark vertreten. Viel bin ich z. B. mit einem Studienrat a. D. aus Hamburg-Volksdorf zusammen gewesen, der mit seiner Frau und seiner Kusine reiste und genau die gleiche Fahrt machte wie ich. Es interessierte ihn sehr, daß Du bei einem Innenarchitekten in Hbg-V. beschäftigt bist.

Mündlich erzähle ich vielleicht einmal mehr von meinen Reiseerlebnissen, wenn es Dich interessiert. Auf jeden Fall fühle ich mich ausge-

zeichnet und habe die nötige Bräune zum Beweis meines Urlaubs mitgebracht.

Pünktlich um 14.40 Uhr war ich in Berlin-Tegel. Eigentlich wollte ich schon früher in Berlin-Tempelhof sein. Aber der Touropa-Fahrplan war plötzlich geändert worden, so daß ich gestern eiligst in Venedig umbuchen mußte. Das war gar nicht so einfach. Italienisch kann ich das nicht ausdrücken, deutsch konnten die Leute von der Fluggesellschaft nicht, aber wenigstens englisch. Und dann klappte es. Dabei mußte ich noch eine Dame betreuen, der es ebenso ging wie mir und die sich vertrauensvoll auf mich verließ. Rüdiger hat mich abgeholt. (...)“

Außerdem unternahm mein Vater Reisen auf eigene Faust in Deutschland und Österreich per Fahrrad, mit seinem aus den zwanziger Jahren stammenden Gefährt, das er sich von seinem ersten verdienten Geld zugelegt hatte. Es existiert heute noch. Vergessen und verstaubt steht es in der Garage seines früheren Hauses in Berlin-Hermsdorf, in dem jetzt sein Enkel Gunnar wohnt. Es trägt in unserer Familie den Namen „Königin-Luise-Rad“. Es ist mit einem sogenannten „Gesundheitslenker“ ausgestattet und mit einem zweigeteilten, gepolsterten, Leder bezogenen Sattel, der das Radfahren für den Po erträglicher machte. Ich bewundere ihn heute, welche Strecken er mit diesem schon für damalige Ansprüche antiquierten Fahrrad zurück gelegt hat. Es fehlt eine Gangschaltung und jegliches Zubehör, das für heutige Radtouristen unbedingt notwendig erscheint. Im Juli 1963 beschrieb er mir seine Sommerradtour folgendermaßen:

„Von Augsburg habe ich zunächst die oberbayerischen Seen abgegrast: Ammersee, Starnberger See, Staffelsee, Kochelsee, über die Kesselbergstraße (950 m) zum Walchensee, dann die Alpenstraße entlang der österreichische Grenze zum Silvensteiner See, über den Achenbergpaß wieder nach Norden zum Tegernsee (schreckliches Gewühl), zum Chiemsee mit den Inseln Herren- und Frauenchiemsee, dann in strömendem Regen nach Berchtesgaden.

Es wurde empfindlich kalt. Neuschnee bis 900 m.

Dicht bei B. liegt der Königssee, der zweifellos die Perle aller dieser schönen Seen ist. Er liegt tief eingebettet in bewaldeten Bergen und ist nur von dem kleinen Ort Königssee unmittelbar zugänglich. Daher ist er noch ganz unberührt. Elektrisch getriebene Dampfer befahren lautlos die große Wasserfläche. Dort muß ich unbedingt noch einmal hin.

Nach viertägigem Aufenthalt in B., während dessen ich viel gewandert bin, und ein paar Berge erstiegen habe, bin ich über Salzburg nach St. Gilgen gefahren. Dort war ich etwa fünf Tage und habe auf einer sehr schönen Radtour die dortigen Seen abgegrast und bin im übrigen, manchmal auch im Regen, zu Fuß gewandert. Auf diese Weise vergingen insgesamt vierzehn Tage. Weiter bin ich von St. Gilgen über manchen Berg und an manchem See entlang quer durch die Steiermark und eigentlich ganz Österreich bis nach Rust am Neusiedler See geradelt. Der höchste Paß war der Prebischl mit 1212 m. Die schönste Stelle war das 20 km lange Tal der Enns zwischen Admont und Hieflau, das sogenannte ‚Gesäuse‘.

In Rust war ich dann wieder drei Tage. Dort habe ich vor allem das Familienleben der Störche studiert. Ich habe nicht gewußt, daß es noch so viele Störche gibt. Von einem Kirchturm konnte man direkt in die Kinderstube der Störche gucken. Besonders drollig ist das Begrüßungsgeklapper der Störche: der begrüßende und der begrüßte Storch klappern nicht etwa mit herabhängendem Schnabel, nein, sie legen ihn kunstvoll nach hinten, so daß er fast den Rücken berührt. Das sieht sehr drollig aus.

Von Rust bin ich dann südlich um Wien herum durch die Voralpen zur Donau gefahren, habe mich wieder einmal an der Schönheit des Stiftes Melk gefreut, eine Dampferfahrt bis Grein gemacht, bei der mir der halbe Dampfer zur Verfügung stand, und bin schließlich über Linz (ist die Torte gut angekommen?) nach Passau gefahren. Nach einem kleinen Abstecher in den Bayrischen Wald bin ich von Nürnberg aus nach Haus gereist.“

Sagenhaft, welche Entfernungen er innerhalb von drei bis vier Wochen (?) mit dem Fahrrad zurückgelegt hatte! Probleme bereitete ihm bei diesen Touren immer wieder die Zimmersuche am Abend, wenn er erschöpft vor einem Hotel ankam. Gäste, die mit dem Fahrrad unterwegs waren, gab zu dieser Zeit noch selten und man argwöhnte, daß er nicht zahlungskräftig sei. So gewöhnte er sich an, sein Rad in einiger Entfernung abzustellen, bevor er nach einem Zimmer fragte. Erst wenn er den Zimmerschlüssel erhalten hatte, gab er sich als Radfahrer zu erkennen, und nicht als Autofahrer, wie vom Wirt vermutet wurde.

Anschließend an seine Reisen, schrieb er jedesmal ein umfangreiches Reisetagebuch. Das heißt, er schrieb seine per Steno festgehaltenen Erlebnisse mit der Schreibmaschine ab und bebilderte sie mit eigenen und gekauften Fotos. Er schaffte das auch noch, wenn sein Berufsalltag schon wieder begonnen hatte. Konsequenter, wie er war, hatte er auf diese Art und Weise eine ganze Sammlung von Reisealben angelegt. Leider war es mir nicht vergönnt, diese nach seinem Tod von seiner Frau ausgehändigt zu bekommen. Gerne hätte ich sie alle gelesen. Nur die Beschreibung seiner Schiffsumrundung von Island habe ich in seinen Unterlagen gefunden.

#### „Rund um Island

Pünktlich um 17 Uhr verließen wir an einem Donnerstag Anfang August 1965 den Hafen von Reykjavik, um mit der ‚Esja‘, einem isländischen Passagierschiff, das auch Fracht beförderte, eine siebentägige Rundfahrt um Island, die dicht unterhalb des Polarkreises liegende Insel, anzutreten. Die See war ruhig. Die Sonne stand leuchtend am Himmel, über den nur wenige Wolken zogen. So konnten wir gleich am ersten Abend einen sehr schönen Sonnenuntergang beobachten. Nachdem wir gegen 21 Uhr den von der schon tief stehenden Sonne angestrahlten Snaefellsjökull (Schneefallgletscher) umfahren hatten, war der Himmel im Nordwesten völlig wolkenlos. Es war allmählich 22 Uhr geworden. Immer noch schien die Sonne, wenn

sie auch schon dicht über dem Horizont stand. Ganz langsam näherte sich der feurige Ball dem Meer. Endlich, erst um 22.35 Uhr, war der letzte Rand im Meer verschwunden. Ganz allmählich wurde es dunkler. Noch um 23.30 Uhr war es in der Kabine dämmrig

An den ersten beiden Tagen, am Freitag und Sonnabend, fuhr die ‚Esja‘, ein Schiff von rund 1500 t, um die nordwestliche Halbinsel von Island. Gegen Abend des zweiten Tages erreichte sie Akureyri, das am südlichen Ende des tief in das Land einschneidenden Eyjafjörður liegt. Unterwegs war das Schiff in viele der langgestreckten Fjorde im Nordwesten Island gefahren und hatte u.a. Bildudalur am Arnarfjörður, Thingeyri am Dýrafjörður, Flateyri, Isafjörður, Siglufjörður und andere Häfen angelaufen. Alles kleine Fischerhäfen, deren wirtschaftliche Grundlage ausschließlich der Fischfang ist.

Wir hatten Gelegenheit, immer wieder an Land zu gehen, da die ‚Esja‘ überall teils längere, teils kürzere Zeit festmachte, um Fracht ein- und auszuladen und Passagiere aufzunehmen. Alle Ansiedlungen machten einen gepflegten Eindruck. Die Häuser, meist auf Betonfundamenten mit Wellblechwänden und Dächern aus Wellblech, wirkten irgendwie lustig. Das mag von den bunten Anstrichen herrühren. Die Dächer sind rot oder grün und manchmal auch blau gestrichen, stets in leuchtenden Farben. Überall in den Geschäften waren moderne Auslagen zu sehen. Die Lebensmittel- und Gemischtwarengeschäfte waren Selbstbedienungsläden, die zum Teil noch spät, bis 20 und 21 Uhr geöffnet hatten.

Die Fahrt entlang der Küste vermittelt einen guten Eindruck vom Aussehen und dem geologischen Aufbau der Insel. Fast überall tritt der vulkanische Charakter des Gesteins deutlich in Erscheinung. Die Fjorde schneiden tief in das Land ein, umsäumt von schroffen, vielfach steil ins Meer fallenden Felsen. Die Berge sind vielfach noch um diese Jahreszeit mit Schnee bedeckt. Wiederholt sieht man ausgedehnte Gletscher (isländisch Jökull).

Zahlreiche Bäche und kleinere und größere Flüsse strömen oft als reißende Wasserfälle von den Bergen und stürzen ins Meer. Die schmalen Küstenstriche sind zum Teil mit Gras bedeckt, auf denen Schafe weiden. Manchmal entdeckt man sie hoch oben an steilen Hängen. In der Nähe der einzelnen, weit voneinander entfernten Gehöfte weideten Kühe.

In Akureyri, der zweitgrößten Stadt Islands von etwa 10 000 Einwohnern, legte die ‚Esja‘ längere Zeit an. Auch diese Stadt machte einen sehr modernen Eindruck mit Hotels und Kinos. Sogar ein Campingplatz mit allem Komfort und Schwimmbad ist vorhanden. Oberhalb des Hafens liegt auf einer Anhöhe eine moderne große Kirche, zu der mehrere Treppen hinauf führen. Die Hauptsehenswürdigkeit von Akureyri ist ein Park. Dazu muß man wissen, daß Island ein baumarmes, fast baumloses Land ist. Darum wird jeder Baum und Strauch besonders gepflegt. Der Park von Akureyri stellt eine Art botanischen Garten dar mit verschiedenen Springbrunnen und Denkmälern und schönen gepflegten Blumenanlagen. Auch in den Gärten der vielen Einfamilienhäuser blühte es in farbenfroher Pracht. Der kurze Sommer im hohen Norden läßt Frühlings- und Sommerblumen zur gleichen Zeit blühen.

Von Akureyri aus wurde ein Ausflug in das Innere des Landes veranstaltet. Das Ziel war der Myvatn, ein weit ausgedehnter, ziemlich flacher See im Norden Islands. Unterwegs gab es einen kurzen Aufenthalt am Godafoss, einem der vielen, großen Wasserfälle der Insel, der besonders schön ist. In dem See sollen der Überlieferung nach im Jahre 1000, als Island zum Christentum übertrat, die Bilder der heidnischen Götter versenkt worden sein. In der Umgebung des Myvatn, an seinem Ufer und zum Teil mitten im See, sind riesige Lavafelder vorhanden. Lavafelsen von bizarren Formen beleben diese eigenartige Landschaft. Besonders interessant ist ein großer Lavakrater, Dimmuborgir genannt. Hier sind die Lavablöcke wild aufeinander getürmt. Sie bilden zum Teil Tore und andere eigenartig geformte Öffnun-

gen und Höhlungen. In dieser Gegend sind weite Strecken des Landes mit Lava bedeckt. Man kann zum Teil deutlich die Lavaflüsse erkennen, wie sie erstarrt und beim Erkalten geborsten sind. An vielen Stellen dampft die Erde. Ein Zeichen des vulkanischen Untergrunds. Sprudelnde Geysire werfen Dampf und heißes Wasser nach Schwefel riechend in die Luft. Ihre Kraft und Wärme wird nur zu einem geringen Teil, etwa zur Erwärmung von Treibhäusern, genutzt. Eigentümliche Schwefelquellen mit gelblich-grünen Ablagerungen sind in der Nähe in Naumaskard zu finden. Unser Ausflug endete in Húsavík, wo uns die ‚Esja‘ erwartete.

Zwei Tage darauf hatten wir Gelegenheit bei einem zweiten Ausflug einen Teil des östlichen Islands kennen zu lernen. Von Reydarfjörður, das ungefähr in der Mitte der Ostküste am Ende eines Fjordes liegt, führte die Fahrt durch ein Tal, das besonders reich an Wasserfällen ist, nach Egilstadir, einem Schnittpunkt verschiedener ‚Chausseen‘, d.h. schmaler notdürftig befestigter Landstraßen. Bei Egilstadir liegt auch ein kleiner Flugplatz, der diese kleine Ansiedlung mit der Umwelt verbindet. Dann ging es an einem langgestreckten See von seltener Klarheit entlang, in dem sich die gegenüber liegenden Anhöhen und Berge so deutlich spiegelten, daß man nur bei genauem Hinsehen erkannte, wo sie aufhörten und ihr Spiegelbild anfang. Der See sammelt das Wasser, das von dem größtem isländischen Gletscher, dem Vatnajökull, herabströmt. In dieser Gegend bemüht man sich seit 20 bis 30 Jahren mit Erfolg um die Wiederaufforstung. Dort sind kleine niedrige Birkenwälder entstanden. Auch Versuche mit der Anpflanzung von Nadelhölzern aller Art (Fichten, Tannen, Lärchen, Kiefern) sind unternommen worden. Auf die etwa 30jährigen Bäume wurden wir mit besonderem Stolz hingewiesen.

Der Mittwoch, der vorletzte Tag unserer Rundfahrt, brachte ziemlich heftigen Sturm auf der Fahrt an der Ostküste entlang. Am Vormittag war der Vatnagletscher, der 8400 qkm bedeckt, deutlich zu sehen. Dann wurde

es immer diesiger. Der Wind frischte auf und trieb das Schiff vor sich her. Regenschauer und vom Bug nach hinten wehende Gischt machten den Aufenthalt an Deck zeitweise recht ungemütlich. Im Laufe des Nachmittags fuhren wir an den Westmännerinseln südlich vorbei, um einen Blick auf den jüngsten Vulkan Islands, den Surtsey, zu werfen, der Ende 1963 aus dem Meer aufgetaucht ist. Der Kapitän der ‚Esja‘ hatte Verständnis für die Wißbegier seiner Fahrgäste und fuhr so dicht wie möglich an die Insel heran. Man konnte deutlich beobachten, wie die Wogen an den Kraterrand und wohl auch in den Krater hinein schlugen, um dann in Dampf verwandelt in die Höhe zu steigen. Gleichzeitig quollen aus dem Schlund schwarze Rauchwolken, die sich pilzförmig nach oben verbreiterten. Man sah, wie kleinere Steinbrocken nach allen Seiten in die Luft geschleudert wurden, wie die Sterne eines Feuerwerkskörpers. Dann wieder wurde alles vom weißen Dampf verdeckt, bis ein neuer Ausbruch von schwarzem Rauch und Gestein durch die Dampfwolken zum Vorschein kam. Dazu das heftige Auf und Ab des im Winde schlingernden Schiffes. Es war ein beeindruckendes Erlebnis.

Das Schiff fuhr zurück zu den Westmännerinseln. In einiger Entfernung von der Hafentmole lag das Wrack eines englischen Fischtrawlers, der an dem Heimaklettar zerschellt ist, einem Berg, der die größte Insel Heimaey beherrscht. Ein Spaziergang in den Abendstunden brachte uns über die schmale Landenge, an der der Hafen liegt, zur anderen Seite der Insel. Von der Steilküste sah man im Dunst andere, nicht bewohnte Inseln die zu den Westmännerinseln gehören. Der Sturm hatte nachgelassen und die See war ruhiger geworden. In der Nacht fuhr die ‚Esja‘, die auch hier wieder Fracht aufgenommen hatte, weiter. Als wir am anderen Morgen aufwachten, waren wir schon am Eingang der Bucht von Reykjavik. Die Rundfahrt um Island war zu Ende.“

Soviel zu den Reisen meines Vater und dessen Vor- und Nacharbeiten.

Seine freie Zeit, die er neben seiner Berufstätigkeit und den damit übernommenen Verpflichtungen zur Verfügung hatte, – nicht unbedingt als Freizeit zu bezeichnen – war täglich ausgefüllt mit den verschiedensten Beschäftigungen, die ihm Befriedigung brachten, ein Abschalten ermöglichten und ihm auch Freude bereiteten.

Er war kein sportlicher Mensch, wie schon während seiner Schulzeit und später während seiner Militärzeit deutlich wurde. Aber dennoch war er nicht unsportlich, was seine zahlreichen Radtouren und Wanderungen bewiesen. Er hielt sich körperlich fit, auch ohne auferlegtes Trainingsprogramm, wie es heute üblich ist. Denn sein Tages- und Lebensablauf sorgte für genügend Bewegung als Ausgleich zum Sitzen am Schreibtisch.

Jeden Morgen ging er im Sturmschritt, seinem „S-Bahnschritt“, die Einkilometer lange Strecke von seinem Haus in der Solquellstraße bis zum Bahnhof Hermsdorf, um rechtzeitig die in die Stadt fahrende S-Bahn zu erreichen. Abends schritt er im selben Tempo den Rückweg nach Hause. Seine Einkäufe und Besorgungen in Hermsdorf und Frohnau erledigte er mit seinem Fahrrad. Dazu kamen die Gartenarbeiten, wie Rasen mähen, Unkraut jäten, Hecken schneiden, bei Trockenheit den Garten sprengen, die ihm im Sommer nach Feierabend in Bewegung hielten. Da er seinen Garten und sein Haus liebte, gehörten diese Tätigkeiten zu den ihm lieb gewordenen Pflichten. Im Herbst gehörte das Laubharken unter den immer größer gewordenen Straßenbäumen, den Linden, auf dem Fußweg seines Eckgrundstücks an der Solquell- und Schildower Straße zu seinem Aktivprogramm und im Winter das Schneeräumen.

„(...) Was das Schneeschippen betrifft, komme ich mir wie in meiner Soldatenzeit vor. Da hieß es morgens auch immer ‚Heraustreten zum Frühsport‘. Der Frühsport heißt jetzt Schneefegen, Streuen oder manchmal auch Wasser schaufeln. Die Ecke Solquell-Schildower Straße ist für Fahrzeuge manchmal kaum passierbar. Die Straßenreinigung sagt sich wahrscheinlich:

Der nächste Sommer kommt bestimmt. Dann lösen sich alle Probleme der Schneebeseitigung von selbst. Dafür sind wenigstens die Straßenreinigungsgebühren erhöht worden. (...)"

vermerkte er ironisch in einem Brief an mich nach dem langen Winter Ende Februar 1970, der ihn auf Trab gehalten hatte.

Aber auch handwerkliche Arbeiten in und an seinem Haus sorgten immer wieder dafür, daß er nicht einrostete. So strich er in regelmäßigen Jahresabständen nach Feierabend den langen Jägerzaun, der sein Grundstück umgab. Er lackierte die Fensterrahmen bis ins hohe Alter selber, wenn es nötig wurde. Diese Tätigkeit übernahm er hauptsächlich, um die Malerkosten zu sparen.

Er war ein Naturfreund, der die Pflanzen und Tiere um sich herum sehr aufmerksam beobachtete. Oft beschrieb er mir in seinen Briefen kleine Erlebnisse, die ihn im Garten, im Hermsdorfer Fließtal, bei seinen Radwanderungen und auf Reisen beeindruckt hatten. Selbst während seiner Militärzeit schilderte er in den Briefen an meine Mutter ihn beeindruckende und vom Kriegsgeschehen unabhängige Begegnungen in der Natur. Hier einige Beispiele dafür:

„16. 1. 44: (...) Wir haben herrliches Winterwetter. Gestern früh hat es geschneit, nicht viel. Dann wurde es kalt. Ich schätze, daß es in der Nacht -15 Grad waren. Da es aber ganz windstill ist, empfindet man die Kälte nicht so sehr. Heute ist alles bereift. Herrlicher Sonnenschein. Man müßte einen Spaziergang durch den schönen Wald machen, zu zweien untergehakt. Das wäre herrlich! (...)

25. 3. 45: (...) Heute habe ich den ersten Schmetterling gesehen, einen Zitronenfalter. Es wird Frühling, trotz des Krieges! Das schöne Wetter hat den Nachteil, daß es viel Fliegeralarm gibt. Darunter werdet Ihr zu Hause auch viel zu leiden haben. (...)

15. 3. 1962: (...) Das Wetter war am Sonntag sehr schön. 12 Grad Wärme. Frühling. Der Schnee taute sehr schnell weg. Ich wollte gerade mit einem Besen eine Schneewasserpfütze, die sich am Müllkasten gebildet hatte, weg-

fegen, da sah ich, wie eine Amsel sie als Badewasser benutzte und unter großem Aufwand von Flügel schlagen und Spritzen darin herum plätscherte. Ich habe ihr den Pfuhl gelassen. Nach ein paar Stunden war das Wasser eingezogen. (...)

16. 5. 1965: (...) Unser Garten ist jetzt schön. Die Tulpen blühen herrlich. Ebenso der weiße und der dunkle kriechende Flox, der helle fängt auch schon an. Außerdem blüht der Steinbrech sehr schön. Du nennst ihn immer das ‚rosa Fell‘. Die Maiglöckchen sind noch nicht aufgeblüht. Ich wollte Dir einige in Dein Geburtstagspaket hineinlegen, das ich gestern zur Post gebracht habe. Aber ich habe noch kein Maiglöckchen entdecken können, das aufgeblüht war. Die beiden Kirschbäume sind schneeweiß. Da es im Garten so schön ist, habe ich viel in ihm herumgewirtschaftet an diesem Wochenende, obwohl ich eigentlich gar nicht so viel Zeit dafür hatte. Der Rasen mußte aber auch wieder geschnitten werden. Wenn es morgen schön ist, stehe ich eine halbe Stunde früher auf, um ein bißchen im Garten zu arbeiten. (...)

Sommer 1983: (...) Seit zwei oder drei Wochen fahren wir, Monika und – meistens – auch ich morgens von 7.30 bis 8 Uhr oder 8.15 Uhr ins Fließtal. Das ist recht erholsam. Außer einigen Hundeausführern und einem oder zwei Joggern trifft man kaum jemanden. Dafür kann man in Ruhe die Tierwelt beobachten. (...) Am meisten Spaß macht uns eine Familie von Bleßhühnern, die wir jeden Morgen füttern. Zwei Alte mit sechs Jungen. Sie haben links von der Brücke ein ‚Nest‘, d.h. einen Reisighaufen im Wasser gebaut, zu dem die Alte ab und zu im Schnabel einen trocknen Ast trägt und dann ordentlich mit dem Fuß aufstampft, um alles fest zu treten. Manchmal sitzen die sechs Jungen noch in dem Nest, wenn wir kommen. Dann rascheln wir mit der Plastiktüte. Die Jungen stehen auf und gucken, was die Alten machen. Wenn diese mit einem Pfeifton heran schwimmen, klettern die Kleinen aus dem Nest und kommen so schnell sie können herbei. Die

Alten sammeln mit dem Schnabel die im Wasser schwimmenden Brotkrumen auf und füttern ihre Brut, wobei sie abwechselnd zu dem einen oder anderen Jungen schwimmen. Diese nehmen dann das Brot aus dem Schnabel von der Mutter oder dem Vater (wir können sie nicht unterscheiden). (...)

12. 10. 1987: (...) Am meisten Spaß machen uns die Frösche. Der Große tummelt sich in der alten Kinderbadewanne. Außerdem sind noch ein oder zwei kleine Frösche im Garten. Einer war in das Fenster zur Waschküche gefallen. Ich habe ihm ein Brett zum Rausklettern hingelegt. Er hat es benutzt. Am gleichen Tag hat Monika einen andern kleinen, ganz gelben Frosch auf den Kartoffeln im Vorratskeller gefangen. Wie der dahin gekommen ist, ist uns ein Rätsel. Du siehst, unser Garten ist ein ‚Biotop‘. (...)“

Zur Freizeitgestaltung meines Vaters gehörten auch Theaterbesuche, die er schon von Jugend an wahr nahm. Seine Eltern und Tanten waren ihm darin ein Vorbild gewesen. Durch ihn bin auch ich oft ins Theater gekommen, weil er mich schon in jungen Jahren oft dazu einlud. Klassische Aufführungen und Boulevardstücke sahen wir uns an, aber keine Opern. Musik war nicht sein Ding. Er behauptete immer, er sei unmusikalisch.

Regelmäßig besuchte er in der Vorweihnachtszeit die Buchausstellung am Funkturm, wo er sich jedesmal „festlas“, wie er hinterher berichtete. Dort suchte er sich Buchtitel heraus, die er dann über den Luchterhand Verlag bestellte und dadurch billiger als im Buchladen kaufen konnte. Ich bezog auch meine gesamte Fach- und schönggeistige Literatur auf diese Art über ihn.

Im Laufe seines Lebens vergrößerte er seinen Bücherbestand – zu dem auch viele Titel aus der Bücherei seines Vaters Richard George gehörten – immer mehr, daß die Bücherregale in seinem Haus nicht mehr ausreichten, um ihn aufzunehmen. Darum bauten mein Bruder und ich als Praktiker der Architektur und Innenarchitektur während seines Urlaubs 1959 das Dachgeschoß ne-

ben seiner Mansarde zu einer Bibliothek aus. Hier konnte er sich in den neu entstandenen Regalen endlich ausbreiten und seine Bücher nach Fachgebieten sortiert unterbringen. Dazu gehörten hauptsächlich Steuerrecht, Geschichte, Reiseliteratur und Romane. Zum Lesen kam er allerdings viel zu wenig. Er wollte das während seines Ruhestands nachzuholen. Doch das tat er dann viel zu wenig, weil dieser nicht so verlief, wie er ihn sich vorgestellt hatte.

Er liebte seine Bücher und pflegte sie, d. h. er staubte sie in regelmäßigen Abständen ab – eine mühsame Tätigkeit! Wie ich später erfuhr, war seine erste Beschäftigung nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, sich um seine Bücher zu kümmern, die durch den Zuzug der Verwandtschaft in sein Haus während des Krieges und danach in der Garage und auf dem Dachboden gelandet waren.

1997, bei seinem Auszug aus seinem Haus, um in ein Wohnstift umzuziehen, konnte er sich nur sehr schwer von ihnen trennen. Aus Platzgründen war es ihm nur möglich, etwa ein Drittel seines Buchbestands mitzunehmen. Das bedeutete für ihn, sich zu entscheiden, welche Bücher die Auserwählten sein sollten. Allerdings sortierte er viele aus, die entsorgt werden konnten. Ich half ihm bei dieser mühsamen, Staub aufwirbelnden Tätigkeit. Er stand auf der Leiter – mit 91 Jahren! – und reichte mir die einzelnen Exemplare mit den Bemerkungen, „Kommt weg!“ oder „Kommt mit!“ Ich verteilte sie in die dafür vorgesehenen Kartons. Vorher saugte er die Bücher und Regalbretter mit dem Staubsauger ab. Die übrigen blieben in den Regalen auf dem Dachboden stehen, wo sie bis heute ihren Platz behalten haben. Allerdings ohne die frühere regelmäßige Pflege zu bekommen. Leider hatte er zu viele Bücher mitgenommen, daß er sie nicht übersichtlich in seinen dortigen Regalen und Bücher-schränken aufstellen konnte. Sie standen zum Teil zwei- oder sogar dreireihig hintereinander. Suchte er ein bestimmtes Buch, fand er es zu seinem großen Ärger nur schwer oder gar nicht mehr wieder. (Foto: Vater auf der Leiter)

Neben diesen vielen Freizeitbeschäftigungen nahm ihn sein Engagement für die französisch-reformierte Kirche in Anspruch. Regelmäßig besuchte er die Gottesdienste in dem Kirchsaal in Halensee, der 1961 einschließlich des Gemeindezentrums gebaut worden war, nachdem der Französische Dom und die Friedrichstadtkirche für den im Westteil der Stadt lebenden Gemeindemitglieder unerreichbar geworden war. Selbstverständlich war für ihn die Teilnahme an dem Festgottesdienst zum Refuge-Fest am 29. Oktober, dem Festtag der französisch-reformierten Kirche. In jedem Jahr wird an diesem Tag an die Aufnahme der Hugenotten 1685 in Berlin und Brandenburg nach ihrer Flucht aus Frankreich durch das Edikt von Potsdam durch den Großen Kurfürsten gedacht.

1965 traf er bei diesem Gottesdienst Pfarrer Manoury, der Rüdiger 1951 eingesegnet hatte.

„ (...) Vormittags war ich im Kirchsaal in Halensee zum Refuge-Fest. Pfarrer Manoury war auch dort. Er hat als ‚Rentner‘ eine Einreiseerlaubnis erhalten. Er berichtete, daß Pfarrer Leutke (Anm.: der mich 1953 eingesegnet hatte) aus Gesundheitsgründen pensioniert ist. Er lebt jetzt in Frankfurt/M. Pfarrer Manoury wird am nächsten Sonntag in Westberlin predigen. Ich habe die Absicht, wieder hinzufahren. (...)“

Mein Vater war viele Jahre lang als einer von 20 bis 30 Anciens bei den Gottesdiensten tätig, zu deren Aufgaben es gehörte, Texte zu lesen. Außerdem nahm er an den zweimal im Jahr stattfindenden Gemeindeversammlungen teil, zu denen jedes Gemeindemitglied eingeladen wird, wobei Haushalt und Kassenlage, größere Anschaffungen und geplante Veranstaltungen besprochen werden. Bis zum Alter von 96 Jahren nahm er daran teil.

Ab 1972 war er auch stimmberechtigtes Mitglied im Konsistorium, das sich einmal im Monat traf, um Belange der französisch-reformierten Kirche zu besprechen und darüber abzustimmen. Wie ich erfahren konnte, war er dabei ein „sehr streitbarer Geist“ und oft zu Widersprüchen aufgelegt. Manchmal ä-

ßerte er sich auch mir gegenüber kritisch über die Arbeit des Konsistoriums, mit der er oft nicht konform ging.

Folgenden Bericht hat er anlässlich der Abschlußveranstaltung zur 300-Jahr-Feier des Ediktes von Potsdam niedergeschrieben, die am Bußtag, den 20. November 1985 im Kirchsaal in der Joachim-Friedrich-Straße 4 stattfand, und der seine kritische Haltung seiner Kirche gegenüber deutlich macht.

„Am Bußtag fand kein Gottesdienst im eigentlichen Sinne statt. Es wurde keine Predigt gehalten. Die Pfarrer trugen Zivilkleidung, keinen Talar. Frau Krum wies einleitend hierauf hin und erklärte, die Feier solle ein ‚Blick in die Vergangenheit‘ sein.

Zuerst gab Pfarrer Prüfer einen Überblick über die bisherigen Veranstaltungen anlässlich der Jubiläumsfeier, vor allem über seinen Vortrag im Französischen Gymnasium (25. Oktober): Macht des Wortes – Wort der Macht. Ausgangspunkt war das Edikt von Fontainebleau Mitte Oktober 1685, durch das das Edikt von Nantes aus dem Jahre 1598 aufgehoben wurde. Unter Bezugnahme auf die Gegenwart sprach Pfarrer Prüfer dann von der ‚Macht‘ überhaupt, der Macht des Staates, der Macht der Kirche, der Macht des Consistoriums, die durch die einzelnen Beschlüsse ausgeübt werde. Er meinte, durch die völlige Trennung der Kirche vom Staate sei in der Zone der einzelne gegenüber der Kirche freier als im Westen.

Als zweiter sprach Vikar Frielinghaus. Ausgangspunkt war hier die Franzosenfeindlichkeit der Deutschen, die Fr. auf den aufkommenden Nationalismus in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückführte. Er meinte, der Krieg 1870/71 sei ein Ausdruck für die Ansicht, daß Frankreich der ‚Erbfeind‘ Deutschlands sei. M. E. ist dies völlig falsch; die Abneigung gegen die Franzosen geht in erster Linie auf den Anfang des 19. Jahrhunderts zurück (Napoleon I.). In diesem Zusammenhang erwähnte Fr. auch das Wort von Bismarck, daß die Hugenotten die besten Deutschen (oder Preußen) seien. Daran schloß sich dann ein Seitenhieb auf die Französische Kir-

che und ihr Verhältnis zu den Hohenzollern an (Ergebenheits-Adresse 1918 und ähnliche Bekundungen in späterer Zeit). Nach dieser Einleitung schilderte Fr. sehr ausführlich die Erlebnisse von Theodor Fontane während der Gefangenschaft im Herbst 1870. Als Ergebnis stellte Fr. fest, daß Fontane ein ganz anderes als das damals übliche ‚Feind‘-Bild von den Franzosen gehabt habe, da er sehr anständig von den Franzosen behandelt worden sei und dies in seinem Buch ‚Kriegsgefangen‘ auch beschrieben habe. – Diese Ansicht habe ich bestätigt gefunden, als ich das Buch von Fontane durchgesehen habe. Was hatte der Vortrag von Fr., der manches Interessante brachte, formal aber nicht besonders gut war, eigentlich mit der 300-Jahr-Feier des Ediktes von Potsdam zu tun?

Zum Schluß sprach Frau Krum. Sie untersuchte, ob wir den ‚Glauben der Väter‘ bewahrt hätten. Dabei stieß sie sich zunächst an dem Wort ‚Väter‘, das hier nicht wörtlich, sondern als ‚Vorfahren‘ zu verstehen sein dürfte. Sie meinte die ‚Mütter‘ hätten vielfach mehr an dem reformierten Glauben festgehalten. Dann ging sie ausführlich auf eine Predigt ein, die am 29. Oktober 1785 (100-Jahr-Feier) in Berlin gehalten worden war. Dazu wies sie auf die starke Bindung der Reformierten an das Alte Testament hin. Die Hugenotten hätten sich ursprünglich mit dem Volke Israel identifiziert (40jähriger Zug durch die Wüste, Kirche der Wüste). In der Predigt aus dem Jahre 1785 habe man diese Bindung nicht mehr betont. Man habe dort viel von den Fehlern und Sünden der Juden gesprochen, nicht aber genug von den eigenen. Die Predigt habe viel Eigenlob enthalten. – Als Beispiel für die Bindung der Reformierten an das Alte Testament nannte Frau Krum noch die bei ihnen gebräuchliche Fassung des zweiten Gebotes (Kein Bildnis Gottes), die nicht von Luther übernommen worden ist. –

Zusammenfassend hatte die Veranstaltung nicht sehr viel mit dem Edikt von Potsdam zu tun (Pfarrer Prüfer meinte sogar scherzhaft, er könne diese Worte nicht mehr hören). Was ich bei dieser Veranstaltung und bei den üb-

rigen, an denen ich teilgenommen habe, vermißte, war die Dankbarkeit, die Dankbarkeit gegenüber Gott, daß er unsere Vorfahren nach Brandenburg-Preußen geführt hat, und die Dankbarkeit gegenüber den Hohenzollern, die unsere Vorfahren aufgenommen und beschützt haben, wenn dies vielleicht auch nicht nur aus religiösen Gründen geschehen sein mag.“

### **Sparsamkeit und Konsequenz**

Wie aus dem vorangegangenen Text schon teilweise hervorgeht, war mein Vater ein äußerst sparsamer Mensch. Diese Haltung ermöglichte es ihm, bis zu seinem Tod ein beträchtliches Vermögen anzusammeln. Mit zunehmendem Alter konnte man diese Eigenschaft überspitzt auch knauserig oder geizig nennen.

Begonnen hat seine Einstellung zum Geld sicher nach dem frühen Tod seines Vaters 1925, als dieser für ihn bis zur Beendigung seines Studiums ein monatliches Entgelt von 75 RM, auszuzahlen durch die Berliner Stadtmission, zur Finanzierung seines Lebensunterhalts festgelegt hatte. 1929, als hohe Arbeitslosigkeit herrschte und die Inflation ihren Höhepunkt erreicht hatte, begann er sein erstes Geld zu verdienen. Er erlebte hautnah mit, welche Auswirkungen die Geldentwertung hatte und wie wichtig ein fester Arbeitsplatz war. Sein nicht verbrauchtes monatliches Einkommen und sein durch Artikel schreiben nebenbei verdientes Geld legte er als gelernter Wirtschaftswissenschaftler vermehrend auf der Bank an. Mit seiner Heirat wartete er bis 1935, um seine junge Frau ausreichend versorgen zu können.

Schon drei Jahre später gelang es ihm als junger Familienvater im Alter von 32 Jahren, ein Haus in Hermsdorf für seine junge Familie zu kaufen. Sämtliche Ausgaben, die er machte, hielt er penibel schriftlich fest, und ließ auch unsere Mutter detaillierte Aufzeichnungen über den Verbrauch ihres Haushaltsgeldes

machen. 1939 hatte er es geschafft, sein Gehalt aufzubessern und die Sicherheit seiner Stellung zu festigen. In einem Brief an seine Frau, die im Krankenhaus lag, teilte er es ihr freudig mit.

„(...) Da ich Dich nicht durch einen nochmaligen Anruf stören will, teile ich Dir brieflich mit, daß mein Antrag auf Zulage in vollem Umfang erfüllt worden ist: 700 RM ab 1. 4. 39. Das ist doch fein! Nicht wahr? Außerdem kann ich nur mit 6 monatlicher Kündigungsfrist zum 31. 3. eines Jahres gekündigt werden. (...)“

Ab diesem Zeitpunkt konnte er, was seine private Wirtschaftslage betraf, zuversichtlich für sich und seine Familie in die Zukunft sehen.

Nach dem Krieg und seiner Kriegsgefangenschaft, mit zunehmendem Wirtschaftsaufschwung begann er sein verdientes Geld wieder anzulegen und zu vermehren. Die erste große Geldsumme steckte er 1950 in die Renovierung der Zentralheizung seines Hauses. Diese hatte im ersten kalten Nachkriegswinter 1945/1946 aus Mangel an Brennmaterial ihren Geist aufgegeben. Damit konnte die provisorische Ofenheizerei endlich beendet werden. Zu diesem Zeitpunkt gab es endlich wieder Koks ohne Einschränkungen zu kaufen.

Mein Vater lebte sehr sparsam und kaufte nur das Billigste und Nötigste zum Lebensunterhalt, an Kleidung und sonstigen Verbrauchsartikeln. Sehr zum Ärger meines Bruders, als dieser während seiner Studentenzeit noch bei ihm wohnte, und die Einkäufe mit ihm abrechnen mußte. Nie stand Butter auf dem Frühstücks- oder Abendbrottisch, nur Margarine. Bis heute hat Rüdiger ihm das verübelt. Er streicht nur Butter aufs Brot.

Typisch für die genügsame Haltung unseres Vaters war die Anmerkung auf seinem Weihnachts-Wunschzettel, den er mir im November 1963 schickte. Wir schrieben uns regelmäßig zu Weihnachten oder Geburtstagen Wunschzettel, um ein passendes Geschenk besorgen zu können.

### „Wunschzettel

1 Fontane – Band, enthaltend *Frau Jenny Treibel* und *Effi Briest* Nymphenburger Verlagshandl. München.

1 Schlips, passend zu meinem grauen Anzug

1 Aktentasche, braun, mit zwei kleineren Außentaschen, in die man den Regenmantel (zusammengelegt) oder einen Roman stecken kann. Nicht allzu modern, so ähnlich wie meine jetzige, etwas abgeschweuerte.

1 leichten ärmellosen Pullover, so wie der rote, den man auch ohne Jackett tragen kann.

Anmerkung: Aktentasche und Pullover würde ich mir bestimmt nicht selber kaufen, da ich meine jetzigen noch gut und gern einige Zeit benutzen kann. Doch wenn Ihr mir das ein oder andere Stück schenkt, werde ich es natürlich benutzen.“

Er konnte aber auch sehr großzügig sein, wenn er meinte, daß sein Geld richtig angelegt war. Zum Beispiel seine finanzielle Unterstützung beim ersten Autokauf von Georg und mir, wie ich oben erzählt habe. Oder, wenn er der Meinung war, daß ein Zuschuß unserer ehelichen Finanzlage gut tun könnte.

„(...) Ich kann mir vorstellen, daß in Eurer Haushaltskasse in diesem Monat Ebbe ist, da Ihr so viel Besuch gehabt habt. Wenn Du mir die Postscheckkonto-Nummer Deines Girokontos bei der Sparkasse und auch die Kontonummer selbst noch einmal schreiben könntest, würde ich Dir zum Ausgleich einen kleinen Betrag überweisen, damit Ihr die vermutlich angepumpte Auto-Kasse wieder auffüllen könnt. Rüdiger erzählte, Ihr hättet das neue Auto schon bestellt. Spart man fleißig weiter! (...)“

Er überraschte uns immer wieder mit „Reisekostenzuschüssen“, wenn wir ihn in Berlin besucht hatten. Das war für ihn sein Ausdruck von Dankbarkeit und Freude, die wir ihm mit unserem Besuch gemacht hatten. Auch später, als ich ihn allein oder zusammen mit Peter aus Griesbach kommend besuchte, be-

zahlte er den Aufenthalt in einem der Gästezimmer des Wohnstifts Augustinum.

„(...) Ihr habt durch Eure Fahrt nach Berlin viel Unkosten gehabt, und zwar nicht nur durch das Bepflanzen der Balkonkästen. Daher überweise ich heute einen Reisekostenzuschuß auf Euer Postbankkonto.(...)“ schrieb er uns im Anschluß an unsere Reise anläßlich seiner Silberhochzeit im April 1999.

Gegenüber Verwandten und befreundeten Menschen in der „Zone“, – wie er die DDR titulierte – , zeigte er sich, wie ich schon erwähnt habe, großzügig. An Familie Lorenz und Anneliese Gross in Hohen Neuendorf schickte er nach dem Mauerbau regelmäßig Päckchen mit Lebensmitteln, die dort nicht oder nur schwer erhältlich waren. Auch für die Familie Otto in Kreischa packte er immer wieder „Geschenksendungen“, wie sie genannt werden mußten. Er tat es wohl auch aus Dankbarkeit, weil die Familie meine Mutter und uns Kindern während der letzten beiden Kriegsjahre, als Berlin unter ständiger Bombardierung lag, in ihrem Pfarrhaus im ruhigen Possendorf aufgenommen hatte. Während er an der Front war, trug der Gedanke, daß wir drei in Sicherheit waren, sehr zu seiner Beruhigung bei, wie ich aus vielen seiner Briefe an meine Mutter aus dieser Zeit entnehmen konnte.

Unsere Putzfrau, die nach dem Tod meiner Mutter unser Haus sauber machte, auch kochte und den Haushalt versorgte, wohnte in Schildow nahe bei Hermsdorf, das zur DDR gehörte. Auch diese uns recht an Herz gewachsenen Frau erfreute mein Vater mit regelmäßigen Geschenkpackchen, nachdem sie nach dem 13. August 1961 nicht mehr die Grenze überschreiten durfte. Nach dem Mauerfall besuchte ich sie auf einer Radtour im Frühling 1991 in Liebenwalde, wohin sie inzwischen umgezogen war. Dort zeigte sie mir stolz in ihrem Garten ein bunt blühendes Hyazinthenbeet mit dem Hinweis, daß mein Vater ihr diese Pracht möglich gemacht hatte, weil er ihr im Laufe der Jahre immer wieder Blumenzwiebeln geschickt hatte.

Ich weiß nicht wie viele Päckchen, Pakete und Briefe er von 1961 bis zur Maueröffnung 1989 in die „Zone“ geschickt hat. Ich weiß nur so viel, daß er dies neben seinen vielen sonstigen Verpflichtungen immer wieder tat, und trotz vieler Schikanen der kontrollierenden Grenzbehörden niemals aufgab. Das Besorgen der Lebensmittel und anderer Artikel, das Verpacken und der Transport der Päckchen zum Postamt – meistens per Fahrrad – , alle diese Tätigkeiten erledigte er selbstverständlich allein.

Diese Haltung war typisch für meinen Vater. Wenn er eine Aufgabe übernommen und diese ihn in ihrer Richtigkeit überzeugt hatte, erfüllte er sie beharrlich und zielbewußt bis zum Ende. Diese Konsequenz ist während seines gesamten Lebens erkennbar gewesen und durchzog es wie einen roten Faden. Auch wenn ihm seine Hartnäckigkeit manchmal Ärger einbrachte, hielt er daran fest. Er verfaßte unzählige Schreiben an Zeitungen und Ämter, um auf Mißstände aufmerksam zu machen oder, wenn er sich unrecht behandelt gefühlt hatte. Er war stolz, wenn er am Ende Recht bekam. Hier ein Beispiel aus dem Frühjahr 1987.

„(...) Bei dem schönen sommerlichen Wetter der letzten Tage sind wir täglich morgens gegen 8 Uhr ins Fließ gefahren. Bei unserm ersten Versuch war es noch recht matschig. Wir fahren immer am Fließ entlang bis zur Pferdekoppel und dann zurück um die Pferdekoppel herum. Kurz vor der Koppel ist ein kleiner Graben, über den eine Holzbrücke führt. Dieser Steg war im vorigen Jahr schon halb eingebrochen. Man konnte nur noch auf der rechten Seite vorsichtig gehen und das Rad mehr tragen als schieben. Vorgestern, am ersten Mai, stellten wir das wieder fest. Ich nahm mir vor, an das Bezirksamt zu schreiben. Doch kam ich nicht mehr dazu. Denn als wir gestern wieder zum Steg kamen, trauten wir unsern Augen kaum: der nicht-geschriebene Brief hatte geholfen. Der Steg war erneuert und mit starken Bohlen belegt! (...)“

Ein Beispiel, das bereits ohne sein Eingreifen zum Erfolg geführt hatte. Im Sommer 1999, als er schon im Wohnstift in Kleinmachnow wohnte, waren die Erfolgsaussichten noch offen.

„(...) Ich schrieb Dir wohl, daß ich Mitte Mai wegen einer Venenentzündung nachts für kurze Zeit zur Ersten Hilfe-Station ins Behring-Krankenhaus mußte. Erfreulicherweise war es nicht so schlimm. Jetzt kämpfe ich mit der AOK über die Kosten des Krankenwagens. Die AOK geht von 210 DM aus, von den ich 25 DM zahlen muß. Ich kann nicht recht verstehen, wie die AOK auf 210 DM kommt, da das Behring-Krankenhaus ja nur wenige 100 Meter entfernt ist. 8 bis 10 Minuten zu Fuß zur Haltestelle des Bus 101 in der Sachtlebenstraße und dann 3 bis 5 Minuten Busfahrt. (...)“

Aber nicht nur beim täglichen Kleinkram zeigte er seine beharrliche Einstellung, sich für das seiner Meinung nach Richtige und Wichtige einzusetzen. Deutlicher ist sie in für ihn lebens-, ja sogar überlebenswichtigen Entscheidungen oder Verhaltensweisen zu erkennen. So hatte er z. B. seinen Tag während der Kriegsgefangenschaft fast minutiös eingeteilt, um daraus für sich und seine Zukunft das Beste zu machen. Ausführlich schrieb er es meiner Mutter in einem Brief vom November 1948, wie im Kapitel „Kriegsgefangenschaft“ zu lesen ist.

Seine bis zum erfolgreichen Ende durchgehaltene Konsequenz beweist auch folgendes Beispiel, das für seine Hartnäckigkeit, etwas gegen alle Widerstände durchzusetzen, typisch war. Durch den Ostberliner Französischen Friedhof in der Liesenstraße lief nach dem Mauerbau der Todesstreifen der Grenze zwischen West- und Ostberlin. Alle Gräber, die in diesem Bereich lagen, wurden in den siebziger Jahren eingeebnet. Auch das Grab seiner Eltern war davon betroffen. Wenn mein Vater mit der S-Bahn von Norden kommend hinter der Station Humboldthain aus dem Zugfenster sah, konnte er deutlich, die auf dem Friedhof stattfindenden Abrißarbeiten beobachten. Dieser tägliche

beklemmende Anblick auf seiner Fahrt zur Arbeit in die Hardenbergstraße ließ seinen Entschluß reifen. Er setzte alle Hebel in Bewegung, um den Grabstein seiner Eltern und die Grabtafeln seiner Urgroßeltern, die auch auf dem Grab standen, nach Westberlin zu holen, um ihnen auf dem Französischen Friedhof in der Wollankstraße ihren endgültigen Platz zu geben. Und zwar auf dem Grab, wo seine Großmutter 1898 beerdigt worden war.

Für dieses schwierige Vorhaben mußten viele bürokratische Hürden überwunden werden. Er beantragte beim Ministerium für Außenhandel der DDR eine Ausfuhrgenehmigung, die er nach Zahlung von 300 Westmark erhielt. An dem Grenzübergang für Westberliner in der Chausseestraße sollten der Grabstein und die Grabtafeln ausgeführt werden. Dafür brauchte mein Vater eine Einfuhrgenehmigung für die westliche Seite. Als er diese Papiere nach vielem Hin und Her endlich besaß, gelang es ihm, mit einem Auto, das ein Angestellter der Französischen Kirche mit Hilfe eines Verwandten aufgetrieben hatte, diesen Ost-West-Transport zu vollziehen. Mein Vater fuhr mit auf den Friedhof in der Liesenstraße, um die Stelle zu zeigen, auf dem der Grabstein und die Tafeln lagerten. Eine nette Friedhofsangestellte ließ das zu, obgleich er keine Aufenthaltsgenehmigung für Ostberlin besaß. Der Autofahrer und mein Vater hoben den Stein und die Tafeln in den Kofferraum des Autos und mit Hilfe der Aus- und Einfuhrgenehmigung erreichten diese Stücke ohne Schwierigkeiten die Westberliner Seite und fanden zur große Befriedigung meines Vater ihren endgültigen Platz auf dem Friedhof in der Wollankstraße.

Seine Zähigkeit und sein Durchhaltevermögen hat er bis ins hohe Alter behalten. Auch seine Konsequenz. Ich hätte ihm gewünscht, daß er diese in bezug auf seine zweite Ehe nicht durchgehalten hätte. Denn sie sollte sich bald als keine gute Entscheidung herausstellen. Dennoch hielt er bis zu seinem Tod daran fest.

## „Das Alter drückt“

Seit 1982 konnte ich aus seinen an mich gerichteten, allmählich immer weniger und kürzer werdenden Briefen entnehmen, daß ihn „das Alter drückte“. Ein Ausspruch von ihm selbst, den er benutzte – persönlich oder am Telefon – wenn ich ihn fragte, wie es ihm geht.

Was war es, das ihn das Alter als Last empfinden ließ? Zuerst waren es keine körperlichen Schwächen oder Krankheiten. Nein! Körperlich war er gesund, wie jede Vorsorgeuntersuchung und jeder Gesundheitsscheck, denen er sich regelmäßig unterzog, ergaben. Sein Herz war kräftig und seine Muskeln auch. Sie waren trainiert durch jahrzehntelanges Radfahren und zu Fuß gehen. Erst im Alter von 91 Jahren im Wohnstift Augustinum stieg er nicht mehr auf das Fahrrad; das auch nicht mehr „seins“ war.

„Sein“ Rad war das „Königin-Luise-Rad“ aus den Zwanziger Jahren gewesen. Er hatte es immer für seine täglichen Fahrten in Hermsdorf zum Einkaufen und zum Briefkasten benutzt. Er fuhr damit zum Dominikus-Krankenhaus in Frohnau, wo seine Frau Monika oft lag. Und es war sein treuer Begleiter auf seinen unzähligen Radtouren in seinem Leben gewesen.

Monika hatte ihm zwei Jahre vorher ein neues Fahrrad zu Weihnachten geschenkt. Ein Damenrad, mit dem er es bequemer beim Auf- und Absteigen haben sollte, weil er sein rechtes Bein nicht mehr über die Querstange und den Sattel schwingen mußte. Doch er war über dieses Überraschungsgeschenk gar nicht erfreut, sondern sehr erbost. Er verzog sich in sein Arbeitszimmer und das „frohe“ Weihnachtsfest endete, ehe es richtig begonnen hatte.

Seit diesem Tag bis heute steht „sein“ Rad in der Garage seines ehemaligen Hauses in der Solquellstraße und rostet vor sich hin. Als ich kürzlich in meinem Elternhaus anlässlich meines 50. Abjubiläums weilte, holte ich das verstaubte Gefährt zwischen alten Möbeln und Gartengeräten hervor, säuberte es von dem größten Schmutz und machte davon Erinnerungsfotos im Sonnen-

schein. Typisch daran sind der „Gesundheitslenker“ mit Hebelbremse und der zweigeteilte Ledersattel mit kräftiger Federung. Am meisten fasziniert mich die bis heute gut erhaltene lederne Satteltasche mit beidseitigem Blumenornament.

Trotz seiner körperlichen Fitness war mein Vater unzufrieden mit sich und seinem Leistungsvermögen. Immer wieder äußerte er sich darüber, daß er am Schreibtisch beim Verfassen von Fachartikeln nicht mehr so schnell vorankam wie früher. Ihm fehlte der Bezug zur Praxis und er mußte sich die fehlenden Kenntnisse aus Fachzeitschriften erst erarbeiten. Auch fiel ihm das Formulieren der Texte mit höher werdendem Alter immer schwerer. Diese zunehmende Schwäche beunruhigte und ärgerte ihn, weil alles viel länger dauerte, als er es von sich erwartete. Seine Stimmungsschwankungen, die dann auftraten, wenn er nicht mehr so konnte, wie er wollte und es von früher gewohnt war, bezeichnete er als „lahme Tage“ oder „Tiefs“. Sie bedrückten ihn zeitweise so sehr, daß er sich zu nichts aufraffen konnte, sondern nur in seinem Zimmer vor sich hin brütete. Später verließ er zeitweise erst stundenlang, dann auch tagelang nicht mehr sein Bett.

Dieser Zustand ärgerte und erzürnte ihn. Schon in jungen Jahren war er leicht erzürnbar gewesen, sehr zum Kummer seiner jungen Frau, aber auch von ihm selbst. Denn hinterher tat ihm sein aufbrausendes Verhalten leid und er bemühte sich, es einzudämmen. Mein Bruder und ich haben als junge Erwachsene während unseres Zusammenlebens mit ihm im Haus manchmal Bekanntschaft mit seinen „Ausbrüchen“ gemacht. Jetzt hatte Monika unter seinen Gefühlsschwankungen zu leiden.

Nur in seinen Briefen konnte er sein Unwohlsein formulieren und zum Ausdruck bringen. Rückblickend wird mir beim Lesen dieser Zeilen seine zunehmende Altersdepression, wie ich seinen Zustand nennen möchte, über-

deutlich. Dazu kamen noch weitere Faktoren, die ihm das Alter erschwerten, wie er mir im Dezember 1983 mitteilte.

„(...) Daß ich trotzdem immer wieder mit ‚Tiefs‘ zu kämpfen habe, hat verschiedene Gründe. Einmal bin ich von Veranlagung, Erziehung und Tradition her ein ‚Arbeitsmensch‘, der sich nur wohl fühlt, wenn er viel, vielleicht sehr viel zu arbeiten hat. Nach meiner – calvinistisch stark beeinflussten – Weltanschauung ist der Mensch zum Arbeiten da. Nur dadurch hat sich die Menschheit von der Steinzeit zur Neuzeit entwickelt. Da ich nicht mehr so arbeiten kann wie früher, vor allem weil dahinter immer ein gewisses Muß stehen muß, wenigstens bei mir, daß sich durch noch so gute Vorsätze nicht ersetzen läßt, fehlt mir eben etwas sehr Wesentliches.

Hinzu kommt, daß der älter werdende Mensch, wenigstens ist es bei mir so, sich schwer den ‚modernen‘ Anschauungen anpassen kann. Das siehst Du schon an den ganz verschiedenen politischen Ansichten zwischen Dir und mir. Wenn man sieht – von mir aus betrachtet –, was sich alles für törrichtes Zeug in der Politik ereignet, was sich die sog. ‚Grünen‘ und die sog. ‚Friedensbewegung‘, die sich von ihrer politischen Steuerung von Moskau aus gar nicht bewußt sind, so alles leistet, ..... dann, ja dann wirkt das auf meine ‚Stimmung‘ nicht besonders positiv.

Hinzu kommt, daß der Kreis der Gleichaltrigen immer kleiner wird (in den letzten drei Monaten habe ich vier Todesanzeigen bekommen, am Donnerstag gehe ich zu der Beisetzung eines Mannes, mit dem ich seit 1929 zusammengearbeitet habe), dann wirkt das auf mich auch nicht gerade ermunternd. Da hilft alles gute Zureden von Dir oder von Monika nur wenig. Sie sorgt ja rührend für mich und ist um mich besorgt, doch ist eben der große Altersunterschied zu merken, obwohl unsere Anschauungen im wesentlichen übereinstimmen.

Da kann ich mir nur selbst helfen. Das gelingt manchmal, z.B. dann, wenn ich mit irgendeiner hoffnungslosen Sache endlich Erfolg gehabt habe.

Den Lastenausgleich für Monika und ihre Geschwister habe ich nach einem endlosen Papierkrieg endlich erfolgreich durchgesetzt. Das Finanzamt habe ich in einer Steuerfrage neulich ‚aufs Kreuz gelegt‘ und darüber auch noch einen honorierten Artikel geschrieben.

So, nun mache ich aber endlich Schluß, wenn sich zu diesem Thema auch noch sehr viel sagen oder schreiben ließe. Laß mich nur noch das Ergebnis aus dem letzten ziehen: Einmal kann ich sehr dankbar sein, daß ich in meinem Alter noch so ‚gesund‘ bin. Und dafür bin ich auch dankbar. Zum anderen bin ich nach wie vor der Ansicht, daß es wirklich nicht das höchste Glück für einen Menschen ist, alt zu werden. Mein Vater, Dein Großvater, ist nur 59 Jahre alt gewesen, als er 1925 starb. Doch ist ihm, vieles erspart worden, was sich nachher in den letzten Jahren der Weimarer Republik und in den dreißiger Jahren ereignete. (...)“

Mit diesen hier zum Ausdruck gebrachten Gedanken und Gefühlen mußte sich mein Vater noch weitere zwanzig Jahre herumschlagen. 1985 meinte er dazu folgendes:

„(...) Ich bin mir auch ziemlich klar über meine ‚Tiefs‘. Sie hängen vor allem mit dem Älterwerden zusammen und der sich daraus ergebenden Tatsache geringerer Leistungsfähigkeit, körperlicher wie geistiger. Diese Feststellung bedrückt mich immer wieder und führt manchmal zu besonders tiefen ‚Tiefs‘, in denen dann das kleinste Mißgeschick oder der kleinste Ärger weiter steigernd wirkt. Die Erkenntnis, daß man als alter Mensch eben ‚kürzer treten‘ muß, wie es so schön heißt, ist für mich immer wieder bedrückend, gerade weil ich ohne Arbeit nicht sein kann. (...)“

1988, drei Jahre später, liest sich sein Befinden so:

„(...) Aus dem langen Schweigen wirst Du schon entnehmen, daß ich in der letzten Zeit recht ‚lahm‘ war. Wenn ich mich dann einmal aufraffe, reicht es gerade für einen Artikel. Ihn zu schreiben kostet auch erheblich mehr Anstrengung und Arbeit als früher, aus den verschiedensten Gründen.

Außerdem ist in den letzten Wochen und Monaten manches schief gegangen, hat mich viel geärgert, was in meiner Umgebung und draußen in der Welt geschieht und geschehen ist. Das war früher ja auch nicht anders. Doch hatte ich meine berufliche Arbeit, die mir keine Zeit ließ, mich lange mit solchen ‚Ärgernissen‘ zu beschäftigen. Du siehst, für mich ist eben ein Leben mit viel Arbeit besser als ein Rentnerleben, was sich so viele Leute wünschen. Eine Ursache ist natürlich, daß mit dem Alter die körperlichen und geistigen Kräfte nachlassen. Was wieder ein Grund zu schlechter Stimmung ist. So trägt das eine zu dem andern bei. Natürlich hat es Monika nicht leicht mit mir. Jetzt macht sich der große Altersunterschied bemerkbar, der zwar immer bestand, aber vor 15 Jahren nicht so bemerkbar war. Andererseits mache ich mir um sie große Sorge. Ihr Herz ist keineswegs in Ordnung. Nun habe ich aber genug gejammert. (...)

Dein Vater, der sich sehr alt fühlt“

Aus den Unterschriften, mit denen er seine Briefe beendete, konnte ich zusätzlich seine Stimmungslage entnehmen. Sie schwankten zwischen „Dein alter Vater“, „Dein sehr alter Vater“ und „Dein sehr alter Vater“, wobei das „sehr“ noch unterstrichen war. Je älter er wurde, um so weniger fühlte er sich in der Gegenwart wohl.

„(...) Hinzu kommt, daß ich in die heutige Zeit nicht mehr passe. Die Tugenden, die mir im Elternhaus und in der Schule anezogen worden sind und die ich heute noch für richtig halte (Fleiß, Ausdauer, Pflichtbewußtsein, Treue, Zuverlässigkeit, Vaterlandsliebe usw.) gelten nichts mehr, werden verspottet. Wo das hinführt, erleben wir gerade in Berlin. Ein rechtsbrüchiger Sozialdemokrat verbündet sich mit den AL-Leuten. Die Quittung erhält er am Tag der Senatswahl. Eine fast zerfallene Ausstellungshalle – ich war zufällig vor ein paar Wochen dort in einer Ausstellung – wird von Chaoten besetzt, die inzwischen von Leuten aus Westdeutschland verstärkt werden, für die eine solche Tätigkeit zum Beruf geworden ist. Rechtsradikale Skin-

heads verprügeln Schüler. Was tut die Staatsmacht dagegen? In ihrer Hilflosigkeit verhandelt sie tagelang mit den Besetzern, statt unverzüglich durchzugreifen und ihre Autorität zu wahren. Die Polizei wird vom Staat mehr oder weniger im Stich gelassen. Und dann wundert man sich, daß die ‚Republikaner‘ oder die ‚NPD‘ plötzlich hohen Zulauf bekommen. – Entschuldige, daß ich mich so ereifere. Doch Du siehst daraus, daß ich das Gefühl habe, es lohne sich nicht mehr recht, zu leben, wenigstens nicht für mich fast 83jährigen.

Wenn ich mir das bisher Geschriebene durchlese, muß ich feststellen, daß es ein richtiger Jammerbrief geworden ist, der wenig oder gar nichts Österliches enthält. (...)“, meinte der im März 1989.

Mit den Jahren beschäftigte ihn die Frage, wie lange er noch zu leben hat immer mehr. Die Anzahl der Beerdigungen in seinem Bekanntenkreis nahm zu und er fragte sich, ob er vielleicht der nächste ist, der abtreten muß. Dazu kam die Sorge, daß er das, was er noch machen möchte und müßte, in der kurzen Zeitspanne, die noch vor ihm lag, nicht mehr schaffen kann. Denn er konnte sich zu Aufgaben, die er sich vorgenommen hatte, immer schwerer aufraffen. Selbst das Zeitunglesen, das er von seiner Jugend an täglich gründlich betrieb, war ihm manchmal zu viel. Das kam ihm bedenklich vor und machte ihm Angst.

Im Februar 1995 teilte er meinem Bruder und mir einen für ihn tiefgreifenden Entschluß schriftlich mit.

„(...) Mit der Zeit wird mir die Arbeit im Haus und im Garten immer schwerer, zu schwer. Das gilt besonders für die Arbeit im Garten, obwohl Monika dabei hilft. Wenn ich einmal nicht mehr da bin, schafft Monika die viele Arbeit nicht. Sie würde das große Haus auch nicht mehr bewohnen wollen.

Darum haben Monika und ich schon seit längerem die Absicht, uns in ein Wohnstift einzukaufen und zwar in ein Stift des Collegium Augustinum.

Dazu folgendes: Das Collegium Augustinum errichtet in Kleinmachnow, also nicht in Berlin, aber unmittelbar an der Stadtgrenze, dicht am Teltowkanal, ein großes Wohnstift, das Anfang 1997 bezugsfertig sein soll. Wir haben vor kurzem den Vorvertrag abgeschlossen und ein Wohndarlehn gezahlt. Dafür haben wir ein Anrecht auf ein Drei-Zimmer-Apartment (mit dem üblichen Nebengelaß) erworben, das wir selbst möblieren können. Der monatliche Aufwand ist recht beträchtlich, läßt sich aber aus Rente, Kammerpension und Zinsen bestreiten. Auch wenn meine Pension wegfällt, wird es reichen.

Mir gefällt der Gedanke, meinen Lebensabend in einem Stift (=Altersheim) zu verbringen, sehr wenig. Ich wäre lieber bis zu meinem Tode in meinem Haus geblieben, in dem ich jede Ecke und jeden Winkel kenne und liebe. Vor allem graut mir vor der Arbeit, die entsteht durch die Auflösung des Haushalts, den Umzug und alles, was damit zusammenhängt (denn ich werde und bin dann 91 Jahre!). Dafür erbitte ich Eure tatkräftige Hilfe. (...)“

In den folgenden zwei Jahren bis zum Auszug aus seinem Haus lag dieser Termin bedrohlich vor ihm. In seinen Briefen deutete er immer wieder an, wie belastend die Umzugsvorbereitungen für ihn seien. Ein großes Problem war für ihn dabei auch, wohin mit seinen vielen Büchern. Im November 1996 bat er mich:

„(...) Schenk' mir bitte zu Weihnachten kein Buch. Ich muß mich bei meinem Umzug ins Altersheim von so vielen Büchern trennen, an denen ich hänge, obwohl ich weiß, daß sie veraltet, überholt und darum wertlos sind, wenigstens die meisten. Doch es hängt an vielen irgendeine Erinnerung. (...)“

Die Trennung von alten, ihm lieb gewordenen Dingen in und an seinem Haus fiel ihm ungeheuer schwer. Sein Haus war neben seiner Arbeit sein Lebensmittelpunkt gewesen. Es gehörte unbedingt zu seinem Leben dazu. In einem Spruch von ihm, den er öfter zitierte, hieß es (wenn ich mich richtig erinnere):

„Zum richtigen Leben gehört es, ein Haus zu bauen, einen Baum zu pflanzen und ein Buch zu schreiben.“ Alle drei Faktoren darin hatte er erfüllt. Das Haus stand bei ihm an erster Stelle.

Im Jahr 1938 hatte er es für 10.000 Reichsmark gekauft. Seine Tante Pauline aus Hohen Neuendorf, die Schwester seines Vaters, half ihm beim Hauskauf mit einer Hypothek von 2000 RM. Er war stolz darauf, seiner jungen Familie ein modernes Haus eingerichtet mit neuen Möbeln bieten zu können. Meine Mutter hatte mit Hilfe des Buches „Der Heimberater – Gutes und Böses in der Wohnung“ aus dem Jahr 1937 die Einrichtung praktisch und der damaligen Zeit entsprechend modern ausgesucht und zusammengestellt. Während seiner Abwesenheit an der Front und den Jahren danach war sein Haus und die Sorge darum für ihn immer wieder ein wichtiges Thema in den Briefen an unsere Mutter gewesen. Zuerst 1943, als meine Großmutter mit ihrem Mann dort eingezogen waren, um es zu betreuen, während wir in den letzten beiden Kriegsjahren in Possendorf lebten. Später nach dem Zuzug von verschiedenen bombengeschädigten Freunden und Bekannten beschäftigte ihn, ob und wie weit diese das Haus pfleglich behandelten und auch ihren Beitrag für Strom, Gas und Heizung leisteten. In den letzten Kriegsmonaten und -wochen überwog die Furcht, ob das Haus überhaupt noch stehe. Er tröstete sich und seine Frau damit, daß die Hauptsache jetzt sei, daß wir alle gesund bis zum Kriegsende bleiben sollten, um danach wieder neu anzufangen.

Seine Sorge war unnötig gewesen, denn sein Haus hatte die schlimmen Jahre ohne größere Schäden überstanden. Nach seinem Wiedereinzug 1958 konnte er endlich darin wirtschaften, wie es ihm gefiel. Die Heizung ließ er immer wieder auf den neuesten Stand bringen. 1965 ließ er für die alte Koksheizung, die ständiger Bedienung bedurfte, eine Ölheizung einbauen. 1987 wurde diese mit einem neuen Ofen nach dem neuesten Stand der Technik ausgestattet. Dazu schrieb er mir:

„(...) Durch Rüdigers Vermittlung bin ich dann an eine gute Firma gekommen. Anfang September war der Ofen endlich da und aufgestellt. Seitdem läuft er. Alles automatisch. Viele rote Lämpchen und ‚Module‘! Ein richtiges Schaltbrett! Monika und ich bemühen uns beide, hinter die Geheimnisse zu kommen. (...)

Immer wieder waren notwendige Reparaturen durchzuführen, die ihn Geld kosteten und mit lästigen Nebenarbeiten verbunden waren.

„(...) Der nächste Handwerker war ein Dachdecker, der auch Maurerarbeiten ausführte. Ein Fallrohr von der Regenrinne mußte erneuert werden außerdem der Putz am Balkon und an einigen Hausstellen. Das hat vier Wochen gedauert. Und nun warte ich seit drei Wochen auf die Rechnung. Der letzte Handwerker in diesem Jahr wird der Maler sein. Ich habe mich endlich entschlossen, mein Arbeitszimmer neu tapezieren und streichen zu lassen. Vor dem Aus- und Einräumen der Bücher graut mir. Auch sonst muß im Haus einiges gestrichen und tapeziert werden. In diesem Monat, fürchte ich, wird es aber noch nichts werden mit den Malerarbeiten. (...)

Trotz der immer wieder notwendigen Reparaturen mit dem dabei anfallenden Dreck und den damit zusammenhängenden Kosten liebte sein Haus sehr. Er wollte es auch im hohen Alter nicht vernachlässigen.

Er liebte seinen Garten und die Gartenarbeit, die für ihn ein Ausgleich zu seiner Bürotätigkeit gewesen waren. Im Frühling freute er sich regelmäßig über die ersten Schneeglöckchen und Krokusse, die blühten. Er kannte alle Bäume, Sträucher, Stauden, Blumen und Steingartenpflanzen und hing an ihnen. Die „Gärtnerei“ seiner Georgischen Vorfahren schien ihm im Blut gelegen zu haben. Sein Garten sollte nach Möglichkeit so bleiben, wie er am Anfang im Jahr 1938 angelegt worden war. Er bearbeitete ihn ohne fremde Hilfe. Er jätete Unkraut, harkte im Herbst das Laub zusammen und sprengte den Rasen und die Beete an trockenen Sommertagen. Bis zu seinem Auszug 1997 mähte er den Rasen mit einem Handrasenmäher selbst.

Nun sollte er sein Haus verlassen! Ende 1995 entschloß er sich sogar, es zu verkaufen. Dazu schrieb er mir sein Beweggründe.

„(...) Ich hätte lieber meine letzten Lebensjahre in Hermsdorf, in meinem Hause, verbracht. Doch der Entschluß, nach Kleinmachnow zu ziehen, ist unwiderruflich.

Ursprünglich hatte ich aber nicht die Absicht, das Haus zu verkaufen. Es ist ein ‚Sachwert‘, der in diesen unsicheren Zeiten nicht veräußert werden sollte. Doch die Verwaltung des Hauses von Kleinmachnow aus wäre nicht einfach. Auch wenn Rüdiger oder Gunnar ‚Verwalter‘ gewesen wären. Die eine oder andere Entscheidung hätte ich doch selbst treffen müssen. Dazu bin ich eben zu alt. Und später wäre Monika überfordert. Daher der Verkaufsentschluß. Rüdiger ist bereit, das Haus zu kaufen. Es bleibt also in der Hand der Familie. Gunnar ist begeistert von dem Gedanken. Er will sofort einziehen, selbst wenn er in zwei Jahren noch nicht mit dem Studium fertig sein sollte. Er findet das Haus und seine Lage am Fließ sehr schön. Daß Gunnar das Haus dann bewohnt, erleichtert mir den Entschluß des Hausverkaufs. (...)“

Die Zeit bis zu seinem Auszug belastete ihn sehr.

„(...) Im Garten mache ich fast gar nichts mehr. Er hat auch durch den Winter sehr gelitten. Ich habe auch wenig Lust zur Gartenarbeit, da ich das Gefühl habe, er gehöre mir eigentlich gar nicht mehr. (...)“

So schrieb er mir im Sommer 1996. Es war der letzte Sommer in seinem Haus. Dennoch konnte immer wieder auftretender Ärger im und am Haus seine Begeisterung für den baldigen Umzug in das Wohnstift nicht fördern.

„(...) Am vorigen Sonnabend entdeckten wir, daß am Gartenzaun unmittelbar an der Ecke Solquell-/Schildower Straße ein Fahrrad angekettet war; meiner Erinnerung nach an der langen Querstange, mit einer abgeschlossenen Kette. Ein paar Tage stand es da. Ich überlegte bereits, die Polizei zu unterrichten. Am Mittwoch früh war es fort. Doch hatte es offenbar nicht der

Eigentümer geholt. Vielmehr war es gestohlen worden. Der Betreffende hatte mit roher Gewalt eine Latte des Jägerzauns in mehrere Teile zerbrochen, um an die abgeschlossene Kette heranzukommen. Aus einem Zaunstück, das in der Garage steht, habe ich mühsam eine Latte entfernt und mit Hilfe von Herrn Österreich angenagelt. Viel unnötige Arbeit und Ärger! Wenn ich nachher ‚Mieter‘ in Kleinmachnow bin, habe ich diesen Ärger nicht mehr. Trotzdem graut mir vor dieser Zeit. Hauptsächlich mit alten Leuten zusammen zu sein, ist bestimmt nicht schön. (...)“

Trotz seiner großen Bedenken schaffte er den Umzug ins Augustinum im Mai 1997 ohne körperliche Schäden. Hier sein Rückblick am Ende dieses für ihn Lebens verändernden Jahres.

„14532 Kleinmachnow, den 28. 12. 1997

Meine liebe Inger,

das Jahr 1997 neigt sich zum Ende. Es war für mich ein Jahr der Veränderung: ein Jahr des Abschieds von einem Heim, einer Umgebung, in der ich – mit Unterbrechungen – fast 60 Jahre gelebt habe, ein Heim, das ich sehr geliebt habe. Es war ein Jahr des Neuanfangs, der mir sehr schwerfällt, des Neuanfangs in einer schönen Umgebung, die mir immer noch nicht vertraut ist. Doch die Veränderung war notwendig, notwendig vor allem für Monika, die sich hier sehr wohl fühlt, wohler als in Hermsdorf, wie ich immer wieder merke. Die Veränderung war wohl auch notwendig für mich, denn ich weiß ja nicht, wie lange ich körperlich und geistig einigermaßen gesund bleibe.

Ob 1997 für mich das letzte Jahr ist, weiß ich nicht, wissen wir alle nicht. Darüber entscheidet eine höhere Macht, Gott.

Das Jahr 1997 soll und darf nicht zu Ende gehen, ohne daß ich Dir und auch Peter danke für die große Hilfe beim Umzug von Hermsdorf nach Kleinmachnow. Ohne sie wäre alles viel schwieriger gewesen. Heute würde ich den Umzug nicht mehr schaffen, auch nicht mit Eurer Hilfe.

Dank sagen möchte ich Dir auch für die mit so viel Liebe ausgesuchten Geschenke: die selbst gestrickten Handschuhe, das Thermometer, das ich demnächst anbringen werde, vor allem aber für die vielen gut gelungenen Photos, die Monika und ich uns immer wieder mit großer Freude anschauen. Dank für alles andere!

Die Feiertage haben wir ganz gemütlich verbracht. (...) Dir und Peter wünsche ich für das Neue Jahr alles, alles Gute, auch im Namen von Monika, die den Inhalt des Briefes nicht kennt, sondern nur weiß, daß ich an Dich schreibe.

In Liebe                      Dein alter Vater“

Dieser Brief sagte mehr aus als sonst seine Briefe an mich. Die Anrede „Meine liebe Inger“ war im Gegensatz zu seinem üblichen „Liebe Inger“ ungewöhnlich vertraut. Sein Resümee über das vergangene Jahr 1997 brachte deutlich seinen Abschiedsschmerz von seinem vertrauten Zuhause in Hermsdorf zum Ausdruck. Es zeigte aber auch, daß er diesen Entschluß überwiegend auf Monikas Wunsch gefaßt hatte.

Die Abschiedsformulierung „In Liebe Dein alter Vater“, die er früher oder auch später nie mehr mir gegenüber benutzte, zeigt mir erst heute, wie wichtig ihm dieser Brief damals gewesen war. Er konnte auch nur so „offen“ an mich schreiben, wenn seine Frau seine Zeilen nicht las. „Dank für alles andere!“ fällt mir erst jetzt nach wiederholtem Lesen dieser Zeilen auf. Ich verstehe diesen kurzen Satz als Dank dafür, daß ich ihn nach so vielen Jahren der Ablehnung akzeptiert hatte, wie er war. Unsere Vater-Tochter-Beziehung war eng geworden. Ich versuchte, soweit es mir im großen Abstand aus Bayern möglich war, ihn mit seinen Altersschwierigkeiten zu verstehen, und durch Briefe und Besuche ihm die letzte Zeit seines Lebens mit dem erzwungenen Aufenthalt im „Altersheim“ erträglicher zu machen.

Sein Haus in Hermsdorf hat er nie wieder besucht. Er wollte die Veränderungen daran nicht wahrnehmen, sondern es so in Erinnerung behalten, wie er

es bei seinem Auszug verlassen hatte. Sein Enkel hat verschiedene Umbauten daran vorgenommen und den Garten umgestaltet.

(Foto vom Auszugstag)

Fünf Jahre lang lebte er noch im Augustinum. In dieser Zeit gab es für ihn immer wieder kleine Freuden, die ihn aufmunterten: Ausflüge, organisiert vom Wohnstift, in die Umgebung von Berlin. Seine Arbeit im Stiftbeirat, die ihn zwar anstrengte, aber auch befriedigte, weil er wieder eine verantwortungsvolle Aufgabe übernommen hatte. Meine Besuche bei ihm und die Feier meines 60. Geburtstags, die ich seinetwegen in Berlin, in Moorlake, gefeiert habe. Die kirchliche Trauung seines Enkels Gunnar George mit der gebürtigen Pariserin Astrid Gonin am 12. August 2000 in der französischen Friedrichstadtkirche am Gendarmenmarkt.

Und als letzter Höhepunkt sein 95. Geburtstag am 20. April 2001, den ich zusammen mit Monika heimlich vorbereitet hatte, weil ich wußte, daß er nicht feiern wollte. Es war mir gelungen, rechtzeitig alle Familienmitglieder der Georges und der Königs zusammen zu trommeln, was bei den beruflichen Verpflichtungen heutzutage nicht einfach war, und sie zu einem Festmahl in den Räumen des Wohnstifts zu versammeln. Die Überraschung war gelungen, zumal die Festlichkeit unser Geschenk an ihn war. Er hat den Tag von morgens bis zum Nachmittag hintereinander gut durchgehalten, obgleich der Trubel ihn angestrengt hat. Aber die Freude, seine Kinder und Enkel an diesem runden Geburtstag gemeinsam bei sich versammelt zu sehen, ließ ihn durchhalten und diesen Tag genießen. (Foto: 95. Geburtstag)

Die Abstände zwischen seinen Briefen wurden immer größer und der Umfang dieser immer kleiner, auf wenige organisatorische Einzelheiten beschränkt. Seinen letzten aussagestarken Brief an mich verfaßte er am 18. Juli 2001.

„Liebe Inger,

endlich entschlief ich mich, auf Deinen ausführlichen Brief vom 23. Juni zu antworten. Die Gründe für mein langes Schweigen später. Das Wichtigste ist wohl, daß Du wissen möchtest, wie mir Dein zweites Buch ‚Jugenderinnerungen‘ gefallen hat. Ich kann nur sagen: gut! Du hast nicht nur viel Mühe und Arbeit in Deine ‚Erinnerungen‘ gesteckt, sondern, Du hast das Buch auch gut gegliedert. Überhaupt finde ich es schön, daß Du Deine Erlebnisse und Gedanken, die Du vor vielen Jahren hattest, auf diese Weise festhältst. Auch ich habe schon seit Jahren die Absicht gehabt, ‚Erinnerungen‘ zu schreiben. Doch ist daraus nichts geworden. Vermutlich wird auch daraus nichts werden. Das Alter macht sich eben bemerkbar. Die Erinnerungen verblassen. Wie ich Dir schon schrieb, liege ich oft im Bett oder döse im Sessel. Auch gestern bin ich erst gegen 12 Uhr aufgestanden.

Ja, warum habe ich so lange geschwiegen? Dein Buch hat mich an die Zeit erinnert, die zu den schönsten Jahren meines Lebens gehört hat. Du weißt, ich war zwei Jahre Soldat und beinahe 4½ Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft. Ich habe es auch in der Gefangenschaft nicht allzu schlecht gehabt; denn ich war nicht in Sibirien, sondern in Estland, in Reval. Ich mußte auch nicht schwer arbeiten, sondern war viel in der ‚Schreibstube‘ tätig.

Während der Kriegszeit und besonders während der Zeit meiner Gefangenschaft war der Briefwechsel mit Mutti der größte Trost für mich. Ihre Briefe und Karten sind nicht mehr vorhanden. Sie sind mir bei der Entlassung aus der Gefangenschaft weggenommen worden. Meine Enttäuschung und mein Schmerz waren daher sehr groß, als ich bald nach meiner Heimkehr merkte, daß Mutti mich nicht mehr liebte, während meine Liebe zu ihr nach wie vor bestand. Daß ich noch oft an sie denke, kannst Du daraus entnehmen, daß ich ihr Grab auf dem Friedhof in Frohnau gepflegt habe und, daß ich es heute noch besuche, wenn ich in Frohnau bin.

Die Zeit, in der Mutti und ich zusammen waren, also die Zeit von 1935 bis Mitte April 1943 (dem Zeitpunkt meiner Einberufung), war für mich die schönste meines Lebens. Die Erinnerung an diese Zeit und die Erinnerung an meine Trennung von Mutti, ja diese Erinnerungen sind wieder wach geworden, als ich Dein Buch gelesen habe. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich genug ausgedrückt habe. Vielleicht können wir bei Deinem nächsten Besuch darüber sprechen.

Für heute muß ich Schluß machen.

Viele Grüße an Dich und Peter, natürlich auch von Monika, die meinen Brief aber nicht kennt, von Deinen (sehr) alten Vater“

Für mich war dieser Brief das erste und einzige Mal, daß er sich mir gegenüber so offen über seinen Schmerz äußerte, den ihm die Trennung von seiner ersten Frau gemacht hatte. Seine zweite Ehe mit Monika war nach ersten Jahren gemeinsamer Interessen und durch Verständnis füreinander am Ende eine reine Zweckgemeinschaft für beide geworden.

### **Sein Glaube an Gott**

Seine enge Zugehörigkeit zur französisch-reformierten Kirche beeinflusste seinen Glauben beträchtlich. Wie ich anfangs beschrieb, wuchs er durch seinen Vater geprägt eng mit der Tradition und dem Glauben der Hugenotten auf. Die von Calvin verkündete Glaubenslehre besagte u. a. daß Gott vor aller Zeit über das Schicksal jedes einzelnen Menschen entschieden habe und nur wenige „auserwählt seien“. Die anderen würden der „ewigen Verdammnis anheimgegeben“. Der Wunsch zu den Auserwählten zu gehören, führte „zu beträchtlicher wirtschaftlicher Aktivität und einem neuartigen Arbeitsethos“ der Hugenotten. „Die berufliche Tätigkeit als Feld der Bewährung und wirtschaftlicher Erfolg galten als Indizien dafür, schon auf Erden der göttlichen Gnade

teilhaftig geworden zu sein“ (Anm.: nach Wilfried Burkard im Journal „300 Jahre Hugenotten in Berlin“, 1985).

Aus seinem Lebenswandel erkenne ich, daß er zu den Auserwählten gehören wollte. Sein angestrebter und erreichter beruflicher und wirtschaftlicher Erfolg lassen darauf schließen. Aber auch Ausschnitte aus Briefen an meine Mutter zeigen mir deutlich, daß er fest an Gottes Gnade glaubte, die ihm zu Lebzeiten gewährt werden würde. Auf dem Höhepunkt des Rußlandfeldzugs im Dezember 1944 schrieb er an meine Mutter u. a. folgendes.

„(...) Mach' Dir bitte um mich keine Sorgen. Ich bin fest davon überzeugt, daß wir uns einmal wiedersehen. Im reformierten, kalvinistischen Glaube spielt ja die Lehre von der Vorherbestimmung eine große Rolle. Ich kann Dir ihren Sinn nicht in Worten auseinandersetzen. Doch habe ich das Gefühl, daß es mir bestimmt ist, Dich wiederzusehen. Wann, ist eine andere Frage. Hab' Gottvertrauen und glaube auch fest an ein Wiedersehen mit mir. Urschele, ich kann nur wiederholen, – und zwar unter Bezug auf das eben Geschriebene – daß mir nichts passieren kann, wenn es mir nicht bestimmt ist. (...)“

Und ihm ist nichts passiert. Er hat den Krieg nur leicht verwundet überstanden. Drei Jahre später nach zweieinhalb Jahre langer Kriegsgefangenschaft äußerte er sich ähnlich, als er an seine Frau seinem ersten ausführlichen Brief schrieb, den er nach der vorherigen Kartenschreiberei endlich nach Hause schicken durfte.

„(...) Du siehst, ich habe wieder einmal ‚Glück‘ gehabt. Allerdings möchte ich es anders bezeichnen. Wie Du weißt, habe ich immer in mir die Überzeugung getragen, daß es eine Macht über mir gibt, die meine Geschicke lenkt, so daß man sich nicht allzu große Sorgen machen soll. Diese Weltanschauung, oder besser gesagt, dieses Gottvertrauen, hat sich in den letzten Jahren bei mir verstärkt. Dadurch ist mir vieles leichter geworden, dadurch konnte ich das Einerlei der Gefangenschaft, die Trennung von Dir, von den

Kindern, von der Heimat und überhaupt alles Ungemach leichter ertragen.  
Mit diesem Gottvertrauen blicke ich in die Zukunft. (...)“

Neun Monate später, am 26. 6. 1948, nachdem sich die Hoffnung auf eine baldige Entlassung aus der Gefangenschaft zerschlagen hatte, schickte er folgende Zeilen an seine Frau.

„(...) Eigentlich dachte ich, diesen Brief nicht mehr schreiben zu müssen. Warum? Na, das kannst Du Dir denken. Aber es ist anders gekommen. Auch diesmal hat mich ein schönes Gedicht von Möricke getröstet; getröstet, wie so oft in der Gefangenschaft. Es lautet:

*Herr schicke was Du willst, ein Liebes oder Leides.*

*Ich bin vergnügt, daß beides aus Deinen Händen quillt.*

*Du wolltest mit Freuden, Du wolltest mit Leiden*

*mich nicht überschütten. Doch in der Mitten liegt holdes Bescheiden.*

Entnimm bitte, aus diesen einfachen wie tiefen Versen meine Anschauung zu den Dingen, zu den Ereignissen, die auf mich einstürmen. Es ist kein entsagungsvolles Verzichten, sondern ein geduldiges Sichfügen den Beschlüssen einer höheren Macht gegenüber. Ich habe warten gelernt, warten, um nach Beendigung dieser Zeit mit um so größerer Tatkraft die Formung meines Lebens wieder selbst in die Hand zu nehmen. Ein Augenblick, auf den ich brenne und auf den ich mich vorbereite. (...)“

Sein Gottvertrauen hat ihm die lange Zeit seiner Gefangenschaft geholfen, sich nicht gehen zu lassen und zu verzweifeln. Es hat ihm geholfen, daß er unbeschadet diese Jahre überstanden hat.

Am Ende seines Lebens schien er nicht mehr so recht an Gottes Gnade zu glauben. Er wollte nicht alt und schwach werden. Am 20. Mai 2003 war er wie gewöhnlich in die Stadt gefahren und hatte drei Tüten Haferflocken, zwei Tafeln Schokolade und zwei Packungen Knäckebrot preisgünstig bei seinem Lebensmitteldiscounter eingekauft, den er seit Beginn seiner Tätigkeit bei der

Industrie- und Handelskammer für diese Einkäufe aufsuchte. Zum Transport verstaute er die erstandenen Waren in seiner uralten, abgewetzten Aktentasche. Haferflocken waren sein Leben lang zum Tagesbeginn sein wichtigstes Nahrungsmittel gewesen, von ihm selbst in seinem speziellen Haferflockentopf nur mit Wasser gekocht. Auf dem Rückweg vom Einkauf stürzte er auf der Rolltreppe des Bahnhof Zoo so unglücklich, daß ihm, der sich bis zu diesem Zeitpunkt noch recht gut auf seinen beiden Beinen bewegen konnte, zwei Tage später ein neues Hüftgelenk eingesetzt werden mußte. Danach schien seine Lebensenergie aufgebraucht zu sein.

Nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus am 10. Juni in seine Wohnung im Augustinum, wo er in seinem Zimmer in einem Pflegebett liegen konnte, war sein Lebenswille erloschen. Seinen Spruch, den er oft und gerne anderen mit auf den Weg gegeben hatte „Halte die Ohren steif und die Beine beweglich!“, schien für ihn nicht mehr zutreffend zu sein. Obgleich die Operation gelungen war, sah er keinen Sinn mehr darin, das Gehen wieder zu lernen. Die letzten drei Monate seines Lebens verbrachte er liegend im Bett. Die Betreuung rund um die Uhr durch die Pflegekräfte im Wohnstift war hervorragend. Seine Frau wurde dazu nicht gebraucht. Sie war leider auch nur wenig in der Lage, seine Bedürfnisse nach liebevoller Zuwendung, die er am Lebensende nötig gehabt hatte, zu befriedigen.

Mein Bruder besuchte ihn regelmäßig sonntags. Zuerst um seine noch nicht abgeschlossene Einkommensteuererklärung für ihn und mit ihm zu beenden. Denn diese durch den Sturz beeinträchtigte unvollendete Maßnahme hatte ihn, den in Steuerfragen pingelig handelnden Menschen, sehr belastet. Danach, um ihn von seiner immer größer werdenden Lustlosigkeit an seinem Dasein abzulenken, in der Hoffnung, daß er wieder Lebensmut fassen würde.

Mein letzter Besuch bei ihm war am 26. Juli 2003. Es war sehr heiß in Berlin und in seinem Zimmer. Er sprach wie schon zwei Tage vorher nicht mit mir. Da hatte er mit einem mürrischen „Laß mich in Ruhe!“ abgelehnt, mit mir zu

reden, als ich mich an sein Bett setzte. Die Umstände zu diesem Zeitpunkt um ihn herum – Unruhe durch das Staubsaugen der Putzfrau, Monikas Aufgeregtheit über die sie belastende Situation, das alles bei offen stehender Tür zu seinem Zimmer – hatten ihn sich zusammenrollen lassen, wie einen Embryo. Schmal und blaß lag er abgewandt von der „Unruhe“ und konnte sich ihr doch nicht erwehren. Seit Tagen hatte er nichts mehr gegessen, er wollte es nicht mehr. Nur nach hartnäckigem Zureden nahm er etwas Flüssigkeit zu sich. Er wollte nichts mehr, nur noch seine Ruhe haben.

Als ich am diesem 26. Juli, einem Samstagnachmittag, das letzte Mal an seinem Bett saß, – er lag auf dem Rücken, hatte die Augen geöffnet und stöhnte, – hatte ich das Gefühl, als wolle er mit mir sprechen. Ich setzte mich auf sein Bett, streichelte seine Hand und konnte nur wenig sagen. Ich hatte mir vorgenommen, ihm meine Dankbarkeit für seine lebenslange Fürsorge um mich zum Ausdruck zu bringen. Es ging nicht. Mir kamen die Tränen. Ich konnte nicht das sagen, was ich eigentlich wollte. Ich bestätigte ihm mein Verständnis für sein Nicht-mehr-leben-wollen, und daß er es sehr schwer habe zu sterben. Es war schön für mich, bei ihm zu sein und ihn zu streicheln. Eine Schwester, die zum Umbetten kam, unterbrach uns. Anschließend war die Phase des „Bei-ihm-seins“ unterbrochen. Als ich mich abends von ihm verabschiedete, küßte ich ihn auf seinen kahlen, weißen Hinterkopf – er lag wieder auf der Seite. Er war friedlich und küßte sogar Monika auf die Wange, was schon lange nicht mehr geschehen war, wie sie mir hinterher mitteilte. Sie brachte mich zum Bus. Ich war froh, meinen Vater noch einmal so wach erlebt zu haben. Am nächsten Tag reiste ich ab.

Dennoch dauerte es noch über vier Wochen, ehe er endlich sterben konnte. Am 2. September sprach ich ein letztes Mal am schnurlosen Telefon mit ihm, das Monika an diesem Tag bekommen hatte und ihm ans Ohr hielt. „Ich bin so schlapp. Ich kann nicht mehr,“ waren seine letzten Worte. Aber er wollte, daß ich ihm weiter etwas von mir erzählte, was ich auch tat. Am 4. September,

morgens gegen 1 Uhr 30 im Beisein von Monika und zwei Schwestern hatte er es endlich geschafft.

Pfarrer Hachfeld von der französisch-reformierten Kirche hatte ihn im August ein letztes Mal besucht und ein längeres Gespräch mit ihm an seinem Bett geführt. In seiner Predigt bei der Trauerfeier in der französischen Friedrichstadtkirche am Gedarmenmarkt brachte er das Verhältnis von Heinz George zu Gott und seiner Kirche zum Ausdruck.

„(...) 97 Jahre sind ein langes Leben; spätestens seit dem 95. wurde es ihm zu lang, und in den letzten Monaten und Wochen zeichnete sich sein Sterben als Erlösung ab. Und doch war es ein Kampf; die Disziplin, mit der dieses ganze Leben gelebt wurde, stand auch dem Sterben noch im Weg. Aber nun ist es vollbracht. Der Lauf dieses Lebens ist am Ziel. Welches Ziel? Dr. George war nicht der Mann, dem Glaubensdinge auf der Zunge lagen, aber sie beschäftigten ihn. In ihnen suchte der an sich Einsame Geborgenheit und Verlässlichkeit – auch über seine Lebenszeit hinaus. (...)

Er wußte sich mit den Worten Dietrich Bonhoeffers ‚von guten Mächten wunderbar geborgen...‘, was wohl, wie bei Bonhoeffer selbst, auch bei ihm das Eingebundensein in eine gelebte Glaubens-tradition bedeutete. Dazu nahm er den weiten Weg von Hermsdorf und dann auch noch von Kleinmachnow nach Halensee und, als es wieder möglich wurde, auch hierher auf sich, wo er getauft, konfirmiert und getraut worden ist, nicht nur zu besonderen Feiertagen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er ganz aufrecht und gemessenen Schrittes durch diesen Mittelgang kommt und im vorderen Drittel des Raumes Platz nimmt. Unsere Predigtgespräche waren nicht seine Sache, aber er nahm mit, was er hörte. So notierte er sich vor 20 Jahren, also 77jährig, nach einer Predigt von Pfarrer Prüfer folgenden Vers aus dem 71. Psalm: ‚Verwirf mich nicht in meinem Alter, verlaß mich nicht, wenn ich schwach werde!‘ Dieses Gebet wurde ihm erfüllt. (...)

Lassen sie uns nun auf den 91. Psalm hören:

,Wer unter dem Schirm des Höchsten wohnt,  
wer im Schatten des Allmächtigen ruht,  
der darf sprechen zum Herrn: ‚Meine Zuflucht,  
meine Feste, mein Gott auf den ich vertraue.‘  
Denn er errettet dich aus der Schlinge des Jägers,  
vor Tod und Verderben.  
Mit seinem Fittich bedeckt er dich,  
und unter seinen Flügeln findest du Zuflucht.  
Du brauchst dich nicht zu fürchten vor dem Schrecken der Nacht,  
noch vor dem Pfeil, der am Tage fliegt,  
nicht vor der Pest, die im Finstern einher geht,  
noch vor der Seuche die am Mittag verwüstet.  
Ob Tausende fallen an deiner Seite,  
Zehntausende zu deiner Rechten, dich trifft es nicht;  
Schild und Schutz ist seine Treue.  
Ja, mit eigenen Augen darfst du schauen,  
wie es den Gottlosen ergehen wird.  
Denn deine Zuversicht ist der Herr,  
den Höchsten hast du zu deiner Zuflucht gemacht.  
Es wird dir kein Unheil begegnen,  
keine Plage deinem Zelte sich nahen.  
Denn seine Engel wird er für dich entbieten,  
dich zu behüten auf allen deinen Wegen.  
Sie werden dich auf Händen tragen,  
daß dein Fuß nicht an einen Stein stoße.  
Über Löwen und Ottern wirst du schreiten,  
wirst zertreten Leuen und Drachen.  
So spricht der Herr:

,Weil er an mir hängt, will ich ihn erretten,  
will ihn schützen, denn er kennt meinen Namen.  
Er ruft mich an, und ich bin mit ihm in der Not,  
reiße ihn heraus und bringe ihn zu Ehren.  
Ich sättige ihn mit langem Leben  
und lasse ihn schauen mein Heil.' Amen.

Liebe Gemeinde,

als ich Dr. George im August zum letzten mal besuchte, las ich ihm diesen Psalm vor. Er fragte mich nach dem Warum. Und ich sagte ihm: ,Ich denke, das ist ein Psalm, der auch von Ihnen spricht.' Inwiefern tut er das?

Der Psalm ist ein Lied für einen Menschen, der Sicherheit sucht und einen geraden Weg beschreiten will und damit eigentlich für einen Konservativen, wie Dr. George sich selber einschätzte. In seinem Festhalten an Traditionen und Werten suchte und fand er Halt – obwohl sie ihm manchmal auch sehr im Wege standen. Sie gaben ihm Halt, als er 19jährig Vater und Mutter verlor, und mit seinem Fleiß und seinen Fähigkeiten brachte er es mit 21 Jahren zum Diplomvolkswirt und Doktor der Wirtschaftswissenschaften und mit 32 Jahren zum Hausbesitzer in Hermsdorf. Auch nach seiner Entlassung aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft konnte er sich nicht in die veränderte Situation in der Familie – mit einer selbständig gewordenen Frau – hineinfinden. Es kam zur Scheidung. Was er durch den Krieg und die Trennung und durch sein Festhalten am Alten an den eigenen Kindern versäumte, holte er erst später an den Enkeln nach, mit denen er mit seinem alten Anker Steinbalken spielte.

Seinen eigenen Kindern und ihren Mitschülern verhalf er immerhin zu guten Lateinnoten; aus den Vokabelangaben der Lehrer vor Klassenarbeiten konnte er oft erschließen, welche Texte drankommen würden, was dann die Vorbereitungen erheblich erleichterten.

Berühmt, aber für andere nicht ganz unbeschwerlich war seine Bescheidenheit. Die hielt er, der durch seinen beruflichen Erfolg, zuletzt bei der Industrie-

und Handelskammer, zu beachtlichem Wohlstand kam, durch bis zuletzt – und war doch auch fähig, da, wo er es für sinnvoll für die Zukunft hielt, sehr großzügig zu helfen.

Der gesuchte Steuerexperte und zeitweilige Universitätsdozent begab sich in seinen Ferien auf Radtouren – allein, mit einem Fahrrad, das schon damals so antik anmutete, daß er es vor den Gastwirten, bei denen er übernachtete, verbergen mußte, sonst hätten sie ihn für zahlungsunfähig gehalten.

Es sagte seinerzeit, er wolle höchsten 66 Jahre alt werden, sein Leben also mit dem Beruf beenden. Statt dessen heiratete er mit 68 Jahren noch einmal und schrieb weiterhin Artikel und Bücher zum Berliner Steuerrecht. Als er 91 wurde, gaben seine Frau und er das Haus in Hermsdorf weiter an die Enkel und zogen ins Augustinum nach Kleinmachnow. In all der dortigen Idylle ist er dennoch nicht heimisch geworden; seine Heimat blieb geographisch der Berliner Norden und innerlich seine Hugenottenkirche, der er auch als Ancien gediend hat.

Er ist sein Leben lang einen geraden Weg gegangen und Schwierigkeiten nicht ausgewichen. Er ist so in dieser Welt auch sehr einsam gewesen. Er sah sich aber in einer Kette von Generationen gehalten, die festhielten an einer einmal erworbenen Kenntnis: Daß wir in Jesus Christus mit Gott versöhnt sind. Und darum gilt, was der Psalm sagt, daß Gottes Engel ihn auf Händen tragen, jetzt zu Gott selber, der von ihm sagt:

„Weil er an mir hängt, will ich ihn erretten,  
will ihn schützen, denn er kennt meinen Namen.

Er ruft mich an, und ich bin mit ihm in der Not,  
reiße ihn heraus und bringe ihn zu Ehren.

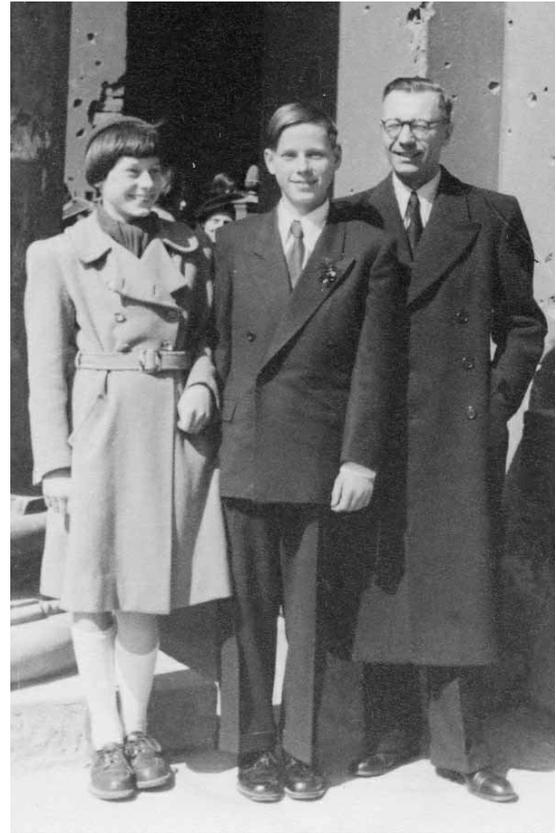
Ich sättige ihn mit langem Leben  
und lasse ihn schauen mein Heil.“

Amen. (...)“

## Epilog

Jetzt, da ich nach fast dreijähriger Arbeit mit diesem Buch fertig geworden bin, kann ich sagen, daß ich diese nicht missen möchte. Ohne diese Arbeit wäre mir nur ein unvollständiges Bild von meinem Vater erhalten geblieben. Durch meine intensive Beschäftigung mit den Texten von ihm und über ihn habe ich ihn erst jetzt richtig kennengelernt. Sie hat mich erkennen und fühlen lassen, wie es dem Menschen Heinz George zu seinen Lebzeiten ums Herz war. Auch merke ich mit zunehmendem Alter immer mehr, daß ich ähnliche Eigenschaften wie er besitze, positive wie negative. Ich bin nun mal Vaters Tochter! Ich bin sehr froh, daß ich als Erwachsene Verständnis für ihn und seine Lebenseinstellung entwickeln konnte, das ich als Kind und Jugendliche nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft nicht aufbringen konnte, und daß sich dieses in seinen letzten Lebensjahren immer weiter vertiefte und verfestigte. Ich bin überzeugt, mit diesem Buch in seinem Sinn seinen Lebenslauf, der fast ein Jahrhundert gedauert hat, für Verwandte, Freunde und Interessierte festgehalten zu haben.

Vor dem kriegsbeschädigten  
Französischen Dom am  
Gendarmenmarkt nach der  
Einsegnung seines Sohns Rüdiger  
am 22. April 1951, zusammen mit  
seiner Tochter.



Ingers Einsegnungsfeier im Kreis der Familie am 29. März 1953, v. l.:  
Andreas, Eva-Marie Dittmann, Helene Schulze, Ursula George, Emil Schulze,  
Heinz, Rüdiger, Inger George, Marianne Lorenz, Gisela Klump, Ingrid Krock  
(2 Freundinnen von Inger), Max Kempfe; sitzend: Ernst Lorenz, Elsa Köhn,  
Anneliese Lorenz, Brigitte Dittmann, Charlotte Kempfe.



Dr. Heinz George (links) auf einer Betriebsfeier des Frohnauer Luchterhand Verlags, 1951.



Dr. Heinz George und Dr. Kurt Henninger (Studienfreund und Kriegsgefangenenkamerad) im Mai 1952 in Göttingen auf einem Treffen der ehemaligen Doktoranden.



Verlobungsfeier seiner Tochter mit Georg Worm (in der Mitte) am 25. 2. 1962, v. l. u. im Uhrzeigersinn: Andreas und Brigitte Dittmann, Heinz George, Frieda Dittmann, Max Kempfe, Nelli Vick, Margarete Worm, Heinz Dittmann, Charlotte Kempfe, Wilhelm Vick, Eva-Marie Dittmann, Helmut Worm.



Dr. George mit seinen Mitarbeiterinnen und Herrn Zintarra am 30. 6. 1966 in der Berliner Industrie und Handelskammer.

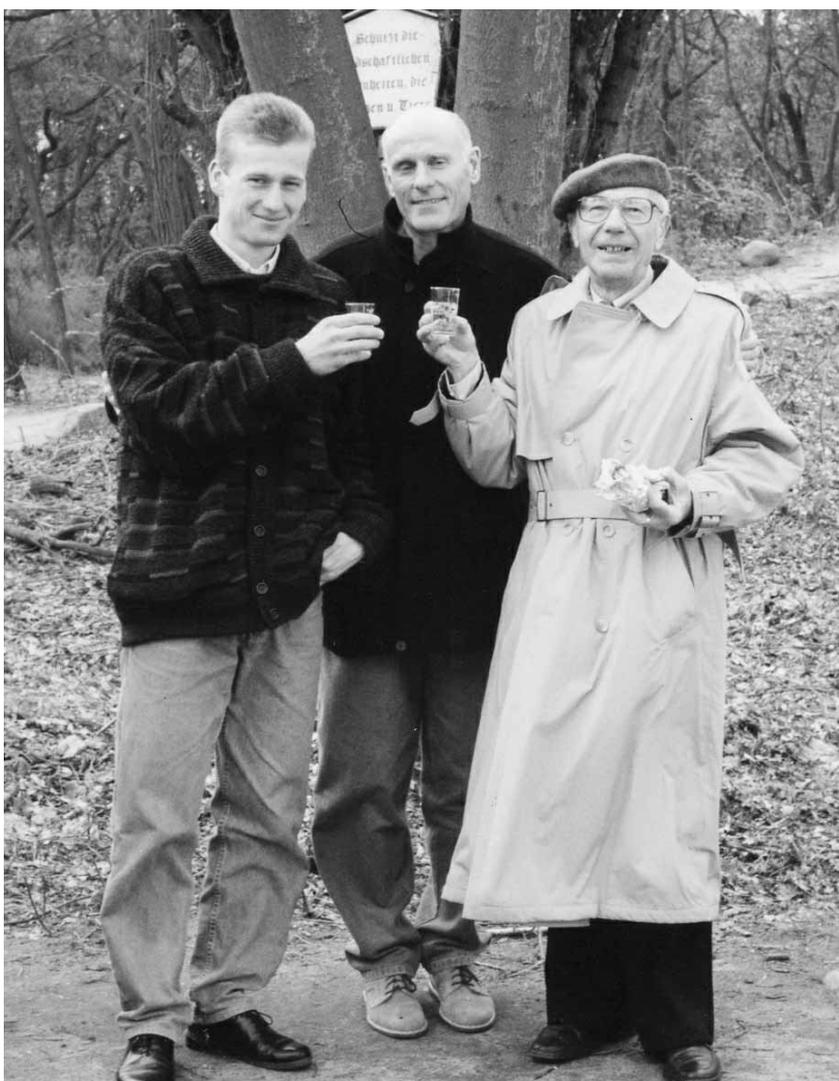


Dr. George (links außen) als ehrenamtlicher Finanzrichter beim Finanzgericht Berlin, 1978.

Hochzeit mit Monika  
Göbel am 1. April  
1974.



Heinz George zu sei-  
nem 86. Geburtstag  
mit Enkel Gunnar  
und Sohn Rüdiger  
am 20. April 1992.





Der Einundneunzigjährige beim Aussortieren seiner Bücher für seinen Umzug ins Wohnstift Augustinum.



Am Auszugstag, 12. 5. 1997, vor seinem Haus mit Monika, Rüdiger George und Peter König.

Heinz George  
mit seiner  
Tochter auf dem  
Balkon des  
Augustinums  
am 1. 4. 1999.



Zur Feier seines 95. Geburtstags stößt er mit seinem Urenkel Fabian König an. Mit dabei: Gundula George, Pfarrer Hachfeld, Rüdiger George und Enkel Kai George.



Das Familiengrab auf dem Französischen Friedhof in der Wollankstraße.

## Zeittafel

20. April 1906

Hausgeburt von Heinz George in Berlin W, Culmstr. 25.

6. 9. 1906

Taufe in der französisch-reformierten Friedrichstadt-Kirche durch Konsistorialrat Doyé.

Paten: Jenny George, Klara Moser, Margarethe Daubner, Clara Baranovska.

April 1912

Schulbeginn am Königlichen später Staatlichen Prinz-Heinrich-Gymnasium in Berlin-Schöneberg.

20. 3. 1921

Konfirmation in der französisch-reformierten Friedrichstadt-Kirche in Berlin durch Prediger Lorenz; Konfirmationsspruch: Philipper 2, 13.

14. März 1924

Abitur.

23. 4. 1924

Beginn des Studiums der Volkswirtschaftslehre an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin.

1. 5. 1924

bis zum 18. 10. 1925 Tätigkeit in der Schriftleitung des „Reichsbotten“, dessen Herausgeber sein Vater Richard George war.

10. 6. 1924

Tod seiner Mutter.

2. 9. 1925

Tod seines Vaters.

2. 10. 1925

wurde er vom Amtsgericht Berlin-Mitte für volljährig erklärt.

Umzug in den Haushalt seiner Tante Martha Conrad, geb. George, in Hohen Neuendorf bei Berlin.

27. 5. 1927

Abschlußprüfung zum Diplomvolkswirt mit der Gesamtnote „genügend“.

12. 3. 1929

bis zum 15. 4. 1943 Referent und stellvertretender Abteilungsleiter bei der Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels e. V. , sowie deren Nachfolgeorganisation Wirtschaftsgruppe Einzelhandel in Berlin. Seine Arbeitsgebiete waren Steuerrecht, Statistik, Verkehrswesen, Preisrecht und Bewirtschaftungsfragen.

12. 11. 1929

Verleihung der staatswissenschaftlichen Doktorwürde für seine Doktorarbeit mit dem Titel „Die Lage des Kautschukmarktes in der Nachkriegszeit“.

1931

erschien sein erster Zeitungsartikel „Das britische Finanzsystem“ im Reichsverwaltungsblatt.

5. 12. 1932

beiderseitiges Eheversprechen („erster heimlicher Kuß“) mit seiner zukünftigen Ehefrau Ursula Schulze in Hohen Neuendorf. Ihr „Gedenktag“.

20. 5. 1934

Verlobung mit Ursula Schulze.

2. Mai 1935

Trauung in der französisch-reformierten Friedrichstadt-Kirche mit Ursula Schulze, geboren am 10. April 1913 in Hohen Neuendorf, und Umzug mit ihr nach Berlin-Frohnau.

9. Mai 1936

Geburt seines Sohnes Rüdiger George.

22. Mai 1938

Geburt seiner Tochter Inger George.

Herbst 1938

Umzug in sein neu gebautes Haus in Berlin-Hermsdorf, Solquellstr. 9.

15. April 1943

Einberufung zur Wehrmacht, zur Aufklärungsabteilung 1 in Königsberg, wo er zum Funker ausgebildet wurde.

Mitte August 1943

Abstellung zum Fronteinsatz in Rußland bis Mitte März 1944.

August 1943

Umzug seiner Frau und Kinder nach Possendorf bei Dresden in das Pfarrhaus der Familie Otto wegen heftiger Bombenangriffe auf Berlin.

April 1944

bis Juni 1944 Teilnahme an der Ausbildung zum Reserveoffizier in Mohrunen (Ostpreußen).

August 1944

Abstellung zum Einsatz in Litauen.

Mitte Januar 1945

Rückzug seiner Einheit durch Ostpreußen in Richtung Königsberg.

Anfang Februar 1945

leichte Verwundung durch einen Granatsplitter. Aufnahme in einer Krankensammelstelle in Neukuhren.

Anfang April 1945

zurück nach Königsberg in eine neue Einheit zur Verteidigung der Stadt gegen das russische Militär.

10. April 1945

Gefangennahme durch die Russen. Beginn der Kriegsgefangenschaft in Estland, in den Lagern Reval und Kohtla Järve.

30. Juli 1949

Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft.

9. 11. 1949

Beginn seines neuen Arbeitslebens als Schriftleiter und Lektor für Steuerrecht im Hermann Luchterhand Verlag in Berlin-Frohnau und Neuwied am Rhein.

5. Januar 1950

Scheidung seiner Ehe.

1.7. 1954

Beginn seiner Tätigkeit als Referent in der Rechts- und Steuerabteilung der Berliner Industrie- und Handelskammer.

26. 8. 1958

Tod seiner geschiedenen Frau, Ursula George.

7. 9. 1962

Hochzeit seiner Tochter Inger mit dem Innenarchitekten Georg Worm.

Herbst 1964

Lehrauftrag über mehrere Semester für betriebliches Steuerlehre an der Freien Universität Berlin.

2. 4. 1965

Hochzeit seines Sohns Rüdiger mit der Verwaltungsangestellten bei der BfA Gundula Cramer.

12. 8. 1967

Geburt seines ersten Enkels Kai George.

18. 6. 1969

Geburt seines zweiten Enkels Gunnar George.

14. Juli 1971

Scheidung seiner Tochter Inger von ihrem Ehemann Georg Worm.

20. Dezember 1973

Hochzeit seiner Tochter Inger mit dem Witwer Peter König (Konstrukteur). Dieser brachte zwei Söhne Stefan (7 Jahre) und Andreas (4 Jahre) mit in die Ehe.

1. April 1974

Hochzeit mit Monika Püschel, geb. Göbel, geboren am 28. 5. 1931.

30. 4. 1974

Beginn seines Ruhestands.

1. 5. 1974

bis 30. 6. 1977 Teilzeitmitarbeiter für Steuerfragen im Rechtsanwaltsbüro von Dr. Brönner in Berlin-Wilmersdorf.

12. Mai 1997

Umzug des 91jährigen mit seiner 66jährigen Ehefrau aus seinem Haus in Berlin-Hermsdorf in das Wohnstift Augustinum in Kleinmachnow bei Berlin.

20. 4. 2001

Feier seines 95. Geburtstags im Kreise seiner gesamten Familie im Augustinum.

4. September 2003

Tod von Heinz George.

10. September 2003

Beisetzung auf dem französischen Friedhof in der Wollankstraße in Berlin-Wedding auf der Grabstelle seiner Großmutter, Auguste George, geb. Hauk.

## Seine Werke

Die Lage des Kautschukmarktes in der Nachkriegszeit, Berlin, Staatswissenschaftliche Dissertation, 1929

Das Wareneingangsbuch: Erläuterung f. d. Einzelhändler zur Dresdener Verordnung über die Führung eines Wareneingangsbuches, Berlin W 35 Einzelhandelsverlag, 1935

Gewerbesteuerrecht, Diemer Verlag Mainz, 1938

Kautschuk: Wandlungen in der Erzeugung und Verwendung des Kautschuks nach dem Weltkrieg, Bibliograph. Inst. Leipzig, 1938

Jahresabschlußmappe für den Einzelhandelsbetrieb, Wolfgang Förster, Heinz George, Betriebswirtschaftl. Verlag Wiesbaden, 1940

Das Wareneingangsbuch <tschechisch>, Heinz George, Frantisek Eliment, Orbis Prag, 1941

\* \* \*

Das gesamte Miet- und Wohnungsrecht: Auskunftswerk f. d. Wohnraumlenkung, die Wohnwirtschaft, sowie für alle Haus- und Grundbesitzer bzw. Mieter, Hans Undeutsch, Heinz George, 2. Aufl., Luchterhand Verlag Berlin-Frohnau, Neuwied a. Rhein, 1952

Das Einkommensteuerrecht nach dem Stand von Anfang 1952: Eine gemeinverständliche Darstellung mit dem Wortlaut des Einkommensteuergesetzes und der neuen Durchführungsverordnung, Luchterhand Verlag, 1952

ABC der Einkommensbesteuerung für 1953: Einkommensteuer, Körperschaftssteuer, Gewerbesteuer, Kirchensteuer u. Notopfer der Veranlagten mit den wichtigen Teilen der einschlägigen Gesetze im Wortlaut unter Berücksichtigung der „Kleinen Steuerreform“, Luchterhand Verlag 1953

Wie fülle ich die Einkommensteuererklärung für 1952 richtig aus?: Anleitung zur Ausfüllung der Einkommensteuererklärung 1952 mit ausgefülltem Vordruck, Luchterhand Verlag, 1953

Einkommensteuerliche Bewertung: Unter Berücksichtigung des Einkommenssteuergesetzes 1953 und der Einkommensteuer-Durchführungsverordnung 1953, Luchterhand Verlag, 1954

Wie fülle ich die Einkommensteuererklärung für 1953 richtig aus?, Luchterhand Verlag, 1954

Berliner Steuerpräferenzen. Vergünstigungen bei der Umsatzsteuer, Einkommensteuer, Körperschaftssteuer und beim Lastenausgleich, Conrad Böttcher, Heinz George, Blattei-Handbuch Rechts- und Wirtschaftspraxis, Forkel Verlag Stuttgart, 1959

Besteuerung des Süßwareneinzelhandels, Verlag Neue Wirtschaftsbriefe Herne, 1960

Berliner Steuerpräferenzen: Vergünstigungen bei der Umsatzsteuer, der Einkommensteuer (Lohnsteuer) und der Körperschaftssteuer, 2. Auflage, Forkel Verlag Stuttgart, 1962

Blatteihandbuch für Rechts- und Wirtschaftspraxis, Woldemar Görner, Heinz George, Forkel Verlag Stuttgart, 2. Auflage 1962

Besteuerung des Handels mit Juwelen, Uhren, Gold, Gold- und Silberwaren sowie Schmuck, Verlag Neue Wirtschaftsbriefe Herne, 1962

Neue Einheitswerte für das Grundvermögen, Haufe Verlag Freiburg i. Breisgau, 1963

Immaterielle Wirtschaftsgüter in Handels- und Steuerbilanz: Versuch einer Abgrenzung von imaginären Wirtschaftsgütern, Haufe Verlag, 1964  
3. Auflage, 1970, 4. Auflage, 1971, 5. Auflage 1975, 6. Auflage 1976, 7. Auflage 1979, 8. Auflage 1982

Berliner Steuerpräferenzen, 3. Auflage, Forkel Verlag, 1966

Die Steuern des Handelsvertreters, Haufe Verlag, 1966

Die Besteuerung der Stiftungen, Haufe Verlag, 1966, 2. Auflage 1971, 3. Auflage 1977, 4. Auflage 1978, 5. Auflage 1980

Besteuerung des Handels mit Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren sowie Schmuck, Verlag Neue Wirtschaftsbriefe, Herne, 1968

Berliner Steuerpräferenzen: Kommentierung des Berlinförderungsgesetzes, 4. völlig neu bearbeitete Auflage, Forkel Verlag 1971

Steuerliche Besonderheiten bei Handelsvertretern, 8. Auflage, Haufe Verlag, 1974, 9. Auflage 1977, 10. Auflage 1979

Berlinförderungsgesetz: Vergünstigungen bei der Umsatzsteuer, Tarifiermäßigung bei der Einkommensteuer und Körperschaftssteuer, 1. Auflage, Haufe Verlag, 1974, 2. Auflage 1975, 3. Auflage 1976, 4. Auflage 1979

Berliner Steuerpräferenzen: Kommentierung des Berlinförderungsgesetzes, 5. völlig neu bearbeitete Auflage, Forkel Verlag, 1975

Know-how- und Lizenzverträge: Zivilrecht und Steuerrecht, Bruno Romanovsky, Heinz George, Haufe Verlag, 1980, 2. Auflage 1982

Berliner Steuerpräferenzen: Kommentierung des Berlinförderungsgesetzes, 6. völlig neu bearbeitete Auflage, Forkel Verlag, 1983

Diese Bücher sind in der Deutschen Nationalbibliothek Frankfurt und einige auch in der Staatsbibliothek in Berlin ausleihbar.

Zum Schluß möchte ich mich bei Frank Wohlgemuth bedanken, ohne dessen technische Hilfe ich das Bearbeiten der vielen hundert Schreibmaschinenseiten aus dem Nachlaß meines Vaters nicht bewältigt hätte. Außerdem war er stets ein geduldiger Berater, wenn bei mir Probleme mit dem Computer auftraten.



# Stammbaum der Familie George

